HEYNE
Christopher Hitchens
DER HERR IST KEIN HIRTE
Wie Religion die Welt vergiftet

Der Autor

Christopher Hitchens, geboren 1949 im englischen Portsmouth, ist als Buchautor und Journalist, Literatur- und Kulturkritiker tätig, schreibt u.a. für *Slate, Vanity Fair* und das *Wall Street Journal.* Heute lebt er in Washington. Sein vorliegendes Buch sorgte in Großbritannien und den USA landesweit für Aufsehen.

Christopher Hitchens

DER HERR IST KEIN HIRTE

Wie Religion die Welt vergiftet

Aus dem Amerikanischen
von Anne Emmert

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN
Taschenbucherstausgabe 5/2009
ISBN: 978-3-453-62036-0

Für Ian McEwan
In freudiger Erinnerung an La Refulgencia

Oh, wearisome condition of humanity,
Born under one law, to another bound;
Vainly begot, and yet forbidden vanity,
Created sick, commanded to be sound.

Fulke Greville, *Mustapha*

Still werden sie sterben, still in deinem Namen erlöschen und jenseits des Grabes nur den Tod finden. Das jedoch werden wir geheim halten und die Menschen durch die Verheißung einer ewigen, himmlischen Belohnung zu ihrem eigenen Glück locken.

Der Großinquisitor in Dostojewskis
Die Brüder Karamasow

Kapitel eins

Gelinde gesagt

Sollte der Leser dieses Buches nicht nur mit dem Autor uneins sein, sondern darüber hinaus auch noch festmachen wollen, welche Missetaten und Fehlentwicklungen ihn wohl zum Schreiben dieses Buches veranlasst haben – meiner Erfahrung nach das übliche Vorgehen derer, die öffentlich für Wohltätigkeit, Mitleid und Vergebung eintreten –, so bringt ihn das nicht nur in Konflikt mit dem unergründlichen und unbeschreiblichen Schöpfer, der mich schuf, wie ich bin, nein, er besudelt auch das Andenken an eine gute, aufrichtige und einfache Frau starken und standhaften Glaubens: Mrs. Watts.

Als ich mit etwa neun Jahren eine Schule am Rande des Dartmoor im Südwesten Englands besuchte, war es Mrs. Watts' Aufgabe, mich in Fragen der Natur und der Heiligen Schrift zu unterrichten. Sie unternahm mit meinen Schulkameraden und mir Wanderungen in einen besonders herrlichen Teil meines wunderschönen Heimatlandes und brachte uns bei, die ver-

schiedenen Vögel, Bäume und Pflanzen zu bestimmen. Die fantastische Vielfalt in einer Hecke, das Wunder eines Vogelgeleges in einem kunstvoll erbauten Nest, der allseits verfügbare Sauerampfer, mit dem wir uns Linderung verschafften, wenn wir mit den Beinen in die Brennnesseln geraten waren (wir hatten kurze Hosen zu tragen) – all das ist mir ebenso in Erinnerung geblieben wie das Wildhegemuseum, in dem die örtlichen Bauern tote Ratten, Wiesel, Ungeziefer und Raubtiere ausstellten, die von einer weniger freundlichen Gottheit erschaffen worden sein mussten. Wer zufällig John Clares unvergängliche bäuerliche Naturlyrik liest, kann sich ein Bild machen.

Später erhielten wir im Unterricht Zettel mit der Aufschrift: »Suche die Bibelstelle«, die den Schulen von der zuständigen Kultusbehörde zur Verfügung gestellt wurden. Der Religionsunterricht war, ebenso wie die tägliche Andacht, staatlich verordnet und somit Pflicht. Auf dem Zettel stand ein einzelner Bibelvers aus dem Alten oder Neuen Testament, und wir sollten nun den Vers finden und anschließend unseren Klassenkameraden oder der Lehrerin mündlich oder schriftlich den Sinn oder die Moral der entsprechenden Stelle erläutern. Mir machte diese Übung Spaß,

und ich war so gut darin, dass ich (gemeinsam mit Bertie Wooster) im Bibelunterricht oft Klassenbester war. Das war meine erste Begegnung mit der praktischen Textarbeit. Ich las den Kontext rund um den betreffenden Vers, um sicherzugehen, dass ich den »Sinn« der gesuchten Stelle verstanden hatte. Sehr zum Verdruss einiger meiner Gegner beherrsche ich diese Übung noch heute, und ich habe Hochachtung vor allen, deren Stil gern als »nur« talmudisch, koranisch oder als »fundamentalistisch« abgetan wird. Es ist eine gute und notwendige geistige und literarische Übung.

Doch dann kam der Tag, an dem sich die arme, liebe Mrs. Watts übernahm. In dem ehrgeizigen Versuch, ihre beiden Rollen als Biologie- und Bibellehrerin miteinander zu verschmelzen, sagte sie: »Da seht ihr, Kinder, wie mächtig und großzügig Gott ist. Er hat die Bäume und das Gras grün gemacht und damit die Farbe ausgesucht, die auf unsere Augen besonders beruhigend wirkt. Stellt euch mal vor, die Pflanzen wären lila oder orange, wie grässlich das wäre.«

Was hat die fromme alte Seele damit nur angerichtet. Ich mochte Mrs. Watts: Sie war eine liebenswürdige kinderlose Witwe mit einem freundlichen alten Schä-

ferhund, der doch tatsächlich Rover hieß, und nach der Schule lud sie uns auf Süßigkeiten und andere Leckereien in ihr etwas heruntergekommenes altes Häuschen in der Nähe der Eisenbahngleise ein. Wenn der Teufel sie auserwählt hatte, mich vom rechten Wege abzubringen, so war er um einiges findiger als die raffinierte Schlange im Garten Eden. Nie erhob sie die Stimme, nie wendete sie Gewalt an – was man nicht von allen meinen Lehrern behaupten kann – und sie gehörte zu den Menschen, denen Eliots Roman *Middlemarch* ein Denkmal setzt, wenn es dort heißt: »... dass es um den Leser und mich nicht so schlecht steht, wie es sein könnte, das verdanken wir zur Hälfte den zahlreichen Menschen, die voll gläubigen Vertrauens ein Leben im Verborgenen geführt haben und in Gräbern ruhen, die kein Mensch besucht«.[1]

Doch für mich waren ihre Worte wie ein Schlag ins Gesicht. Ich schämte mich so für Mrs. Watts, dass sich die Riemchen meiner Sandalen aufrollten. Im Alter von neun Jahren kannte ich weder den teleologischen Gottesbeweis noch das Gegenkonzept der darwinschen Evolutionstheorie oder den Zusammenhang zwischen Fotosynthese und Chlorophyll. Die Geheimnisse des Genoms waren mir damals ebenso

verschlossen wie jedem anderen auch. Ich hatte noch keine natürlichen Landschaften zu Gesicht bekommen, die menschen- oder gar lebensfeindlich sind. Gerade so, als verfügte ich über einen Exklusivzugang zu einer höheren Macht, wusste ich einfach, dass meine Lehrerin in nur zwei Sätzen alles vermasselt hatte. Die Augen passen sich der Natur an, nicht andersherum.

Ich weiß nicht mehr genau, wie und in welcher Reihenfolge es nach dieser Epiphanie weiterging, doch recht bald fielen mir weitere Merkwürdigkeiten auf. Wenn Gott der Schöpfer aller Dinge war, warum sollten wir ihn dann unaufhörlich »lobpreisen« für etwas, das er ganz natürlich von sich aus tat? Das kam mir, gelinde gesagt, servil vor. Wenn Jesus einen Blinden heilen konnte, dem er zufällig begegnete, warum heilte er dann nicht die Blindheit? Was war so wunderbar daran, dass er Teufel austrieb, wenn diese anschließend eine Herde Säue befallen durften? Ich fand das ziemlich düster, eher wie schwarze Magie. Warum zeigte das ständige Beten keine Wirkung? Warum musste ich dauernd öffentlich bekennen, ein elender Sünder zu sein? Warum wirkte das Thema Sex geradezu wie Gift? Diese noch wackligen kindlichen

Einwände sind, wie ich festgestellt habe, recht verbreitet, wohl auch deshalb, weil keine Religion befriedigende Antworten darauf parat hat. Doch mir stellte sich noch eine andere, größere Frage – ich sage »mir stellte sich« und nicht »ich stellte mir«, weil diese Einwände nicht nur unüberwindlich, sondern auch unvermeidlich sind. Der Rektor, der, stets Das Buch in der Hand, die täglichen Gottesdienste und Andachten hielt, war ein kleiner Sadist und ein heimlicher Homosexueller, dem ich indes vergeben habe, weil er mein Interesse für Geschichte weckte und mir meinen ersten Roman von R. G. Wodehouse auslieh. Eines Abends sprach er Klartext mit uns: »Im Moment versteht ihr vielleicht nicht, wofür der Glaube gut ist«, sagte er. »Doch eines Tages, wenn ihr zum ersten Mal einen geliebten Angehörigen verliert, wird sich das ändern.«

Wieder erfassten mich tiefste Entrüstung und schierer Unglaube. Das hieß doch so viel wie: Vielleicht ist die Religion ja gar nicht wahr. Aber macht euch nichts draus, denn zumindest spendet sie euch Trost. Wie abscheulich. Ich war damals fast dreizehn und entwickelte mich zu einem unerträglichen kleinen Besserwisser. Obwohl ich noch nie von Sigmund Freud

gehört hatte – der mir durchaus hätte helfen können, meinen Rektor zu verstehen –, war mir soeben eine praktische Umsetzung seines Essays »Die Zukunft der Illusion« zuteil geworden.

Diese Kindheitsgeschichten nötige ich meinen Lesern auf, um deutlich zu machen, dass ich nicht zu denen gehöre, deren intakter Glaube durch Kindesmissbrauch oder brutale Indoktrination zerstört wurde. Millionen von Menschen mussten das erdulden, und den Religionen kann und sollte man meines Erachtens keine Absolution dafür erteilen, dass sie solches Elend über die Menschen bringen. Erst in jüngster Vergangenheit haben wir erlebt, wie sich die katholische Kirche kompromittierte, indem sie gemeinsame Sache mit der unverzeihlichen Sünde des Kindesmissbrauchs machte. Allerdings haben auch nichtreligiöse Institutionen ähnliche, wenn nicht noch schlimmere Verbrechen begangen.

Trotzdem bleiben vier Einwände gegen den religiösen Glauben bestehen: Er stellt die Ursprünge des Menschen und des Universums völlig falsch dar, er verbindet infolge dieses Irrtums ein Höchstmaß an Unterwürfigkeit mit einem Höchstmaß an Solipsismus, er ist Folge und Ursache einer gefährlichen se-

xuellen Repression, und er fußt letzten Endes auf Wunschdenken.

Ich glaube, es ist nicht arrogant, wenn ich behaupte, dass ich diese vier Einwände entdeckte, ehe ich in den Stimmbruch kam. Dazu gesellte sich die banale Erkenntnis, dass sich weltliche Machthaber mithilfe der Religion gern Autorität verschaffen. Ich bin mir sicher, dass Millionen anderer Menschen auf sehr ähnlichem Wege zu vergleichbaren Schlüssen kommen, und bin an Hunderten von Orten in Dutzenden von Ländern solchen Menschen begegnet. Viele von ihnen waren nie gläubig, viele büßten ihren Glauben nach hartem Kampf ein. Manch einer erlebte schmerzhafte Momente des Zweifels, die so unvermittelt kamen wie bei Saulus von Tharsus auf der Straße vor Damaskus, wenn sie auch womöglich weniger epileptisch und apokalyptisch auftraten und später rationaler und moralisch fundierter begründet wurden. Und genau das zeichnet mich und Gleichgesinnte aus. Unser Glaube ist kein Glaube. Auch unsere Prinzipien sind kein Glaube. Wir verlassen uns nicht ausschließlich auf Naturwissenschaften und Vernunft, denn die sind zwar notwendig, aber nicht erschöpfend. Allerdings misstrauen wir allem, was Wissenschaft und Vernunft

widerspricht. Hier und da sind wir uneinig, doch wir achten die freie Forschung, die geistige Offenheit und die Beschäftigung mit Ideen um ihrer selbst willen. Wir halten nicht dogmatisch an Überzeugungen fest Die Meinungsverschiedenheit zwischen den Professoren Stephen Jay Gould und Richard Dawkins zum »Punktualismus« und zu den offenen Fragen in der postdarwinschen Theorie ist weitreichend und tief gehend, doch wir werden sie mittels Nachweisen und des Austauschs von Argumenten lösen und nicht durch gegenseitige Exkommunizierung. Auch meine Verärgerung über den Vorschlag der Professoren Dawkins und Dennett, Atheisten sollten sich selbstherrlich den Namen »brights«, »schlaue Köpfe«, geben, ist übrigens Bestandteil einer anhaltenden Auseinandersetzung. Wir sind auch nicht immun gegen die Lockungen des Wunderbaren, Rätselhaften und Ehrfurcht Gebietenden, doch dafür haben wir Musik, Kunst und Literatur: Shakespeare, Tolstoi, Schiller, Dostojewski und George Eliot verarbeiten komplexe ethische Konflikte besser als die mythischen Moralgeschichten der heiligen Schriften. Literatur, nicht die Heilige Schrift, nährt den Geist und – eine andere Metapher haben wir nicht – die Seele. Wir glauben zwar nicht an Himmel oder Hölle, doch wird

kein Statistiker nachweisen können, dass wir in Ermangelung des Anreizes und der Abschreckung mehr Eigentums- oder Gewaltverbrechen begehen als gläubige Menschen – eine gründliche statistische Untersuchung würde, so vermute ich, sogar ergeben, dass das Gegenteil der Fall ist. Wir haben uns damit abgefunden, dass wir kein zweites Mal leben, es sei denn durch unsere Kinder, für die wir mit ganzem Herzen den Weg frei machen und unseren Platz räumen. Wenn die Menschen erst akzeptiert haben, dass ihr Leben kurz und mühsam ist, werden sie einander womöglich besser behandeln, nicht schlechter. Unserer Überzeugung nach kann man ohne Religion ein moralisch einwandfreies Leben führen. Und wie wir wissen, haben sich umgekehrt zahllose Menschen von der Religion dazu verleiten lassen, sich nicht nur keinen Deut besser zu betragen als andere, sondern Verhaltensweisen an den Tag zu legen, die selbst einem Zuhälter oder einem Völkermörder noch ein Stirnrunzeln entlocken würden.

Vor allem aber bedürfen wir Ungläubigen keiner Bekräftigungsmaschinerie. Blaise Pascal dachte an Leute wie uns, als er einem Briefpartner die Worte in den Mund legte: »Ich bin so geschaffen, dass ich nicht

glauben kann.« Zur Zeit der großen mittelalterlichen Ketzerverfolgungen wollten in dem Dorf Montaillou die Inquisitoren von einer Frau wissen, wo sie ihre ketzerischen Zweifel an der Hölle und der Wiederauferstehung herhabe. Obwohl sie gewusst haben muss, dass ihr von der Hand dieser frommen Männer ein langsamer Tod drohte, antwortete sie, sie habe ihre Zweifel von niemandem, sondern habe sie alle selbst entwickelt. (Häufig hört man Geistliche die intellektuelle Schlichtheit ihrer Herde loben; in diesem Fall trifft das sicher nicht zu angesichts der geradlinigen Vernunft und Klarheit, die indes mehr Menschen, als wir aufzählen könnten, mit Prügeln und Flammen ausgetrieben wurden.)

Wir müssen uns nicht täglich, einmal in der Woche oder an besonderen Feiertagen versammeln, um uns unserer Rechtschaffenheit zu versichern oder uns in unserer Unwürdigkeit zu ergehen. Wir Atheisten brauchen keine Priester und auch keine geistliche Hierarchie, die über die Einhaltung ihrer Lehre wachen. Opfer und Zeremonien sind uns ebenso zuwider wie Reliquien und die Verehrung jeglicher Bilder und Objekte – und das schließt auch eine der nützlichsten aller menschlichen Erfindungen ein, das Buch. Für uns

kann kein Flecken auf Erden »heiliger« sein als ein anderer: Die pompöse Absurdität einer Pilgerreise und die horrende Tötung von Menschen im Namen einer heiligen Mauer, einer Höhle, eines Schreins oder eines Steins ersetzen wir durch den lässigen, vielleicht auch eiligen Gang vom einen Ende der Bibliothek zum anderen oder zum Mittagessen in netter Gesellschaft auf der Suche nach Wahrheit und Schönheit. Vorausgesetzt, wir betreiben unsere Studien ernsthaft, begegnen wir bei manchen dieser Ausflüge zum Bücherregal, ins Restaurant oder in die Kunstausstellung freilich dem Glauben und Gläubigen – von den großen frommen Malern und Komponisten bis hin zu den bedeutenden Werken des Augustinus, des Thomas von Aquin, des Moses Maimonides und des John Henry Newman. Großartige Gelehrte wie diese haben allerlei Bösartiges und Dummes von sich gegeben und lächerlich wenig über die Keimtheorie bei der Krankheitsübertragung oder die Stellung der Erdkugel im Sonnensystem und erst recht im Universum gewusst; eben aus diesem Grunde gibt es ihresgleichen heutzutage nicht mehr, und es wird sie auch morgen nicht geben. Die letzten verständlichen, edlen oder inspirierenden Worte vonseiten der Religion liegen entweder sehr lange zurück, oder aber sie sind zu

einem bewundernswerten, aber nebulösen Humanismus mutiert wie etwa bei Dietrich Bonhoeffer, einem mutigen evangelischen Pastor, der vom NS-Staat, mit dem er sich nicht arrangieren wollte, gehenkt wurde. Wir begegnen keinen Propheten oder Weisen mehr wie in der Antike. Deshalb sind die heutigen Gebete nur mehr ein Echo der gestrigen, bisweilen hochgeschraubt zu einem Kreischen, das die schreckliche Leere fernhalten soll.

Manch religiöse Apologie ist auf ihre beschränkte Art fantastisch – hier sei Pascal erwähnt –, andere sind langweilig und absurd – hier muss C.S. Lewis genannt werden –, doch beide Kategorien haben eines gemeinsam: ihre entsetzliche Angestrengtheit. Wie viel Mühe sie darauf verwenden müssen, das Unglaubliche zu beteuern! Die Azteken mussten *täglich* einen menschlichen Brustkorb öffnen, um sicherzustellen, dass am nächsten Tag die Sonne aufging. Monotheisten sollen ihre Gottheit sogar noch öfter belästigen – vielleicht für den Fall, dass sie taub ist. Wie viel Eitelkeit verbirgt sich, mehr schlecht als recht, hinter dem Anspruch, Gegenstand eines göttlichen Plans zu sein? Wie viel Selbstachtung muss man opfern, um sich permanent im Bewusstsein der eigenen Sünde zu

suhlen? Wie viele Täuschungen und Verrenkungen sind nötig, um neue wissenschaftliche Erkenntnisse so zu manipulieren, dass sie zu Offenbarungen von Gottheiten »passen«, die vor langer Zeit von Menschen geschaffen wurden? Wie vieler Heiliger, Wunder, Konzile und Konklaven bedarf es, um ein Dogma zunächst aufzustellen und es dann – nachdem in seinem Namen unermessliche Schmerzen und Verluste ertragen, absurde Grausamkeiten verübt wurden – für ungültig erklären zu müssen? Gott hat den Menschen nicht nach seinem Vorbild geschaffen. Ganz offensichtlich war es genau umgekehrt, was die Vielfalt der Götter und Religionen ebenso mühelos erklärt wie den Brudermord, der zwischen und innerhalb von Religionen zu beobachten ist und die Fortentwicklung der Zivilisation so behindert.

Religiöse Gräueltaten der Vergangenheit und der Gegenwart erklären sich nicht daraus, dass wir böse sind, sondern daraus, dass die menschliche Spezies von Natur aus nur teilweise rational ist. Die Evolution bringt es mit sich, dass der präfrontale Kortex bei uns zu klein, die Adrenalindrüsen zu groß und die Sexualorgane schlampig konstruiert sind – Defizite, die einzeln oder in Kombination unweigerlich Unglück

und Chaos heraufbeschwören. Dennoch: Wie anders stellt sich die Sache dar, wenn wir die angestrengten Gläubigen beiseitelassen und uns der nicht weniger mühsamen Arbeit eines, sagen wir, Darwin, eines Hawking oder eines Crick zuwenden. Diese Leute sind selbst dann, wenn sie sich täuschen oder – was unvermeidbar ist – einem Vorurteil aufsitzen, noch erhellender als jeder ach so bescheidene Vertreter des Glaubens, der vergeblich die Quadratur des Kreises versucht, indem er erklärt, dass er, eine bloße Kreatur des Schöpfers, in die Absichten dieses Schöpfers eingeweiht ist. In Fragen der Ästhetik kann keine völlige Einigkeit herrschen, doch wir säkularen Humanisten, Atheisten und Agnostiker wollen die Menschheit durchaus nicht all ihrer Wunder und Tröstungen berauben. Nicht im Geringsten. Die komplexen Aufnahmen des Hubble-Raumteleskops sind eindrucksvoller, rätselhafter und schöner, aber auch chaotischer, übermächtiger und beängstigender als jeder Schöpfungsmythos und jede Endzeitvision. Wer einmal Hawkings Ausführungen zum »Ereignishorizont« gelesen hat, jenem theoretischen Rand eines schwarzen Loches, hinter dem man, ebenfalls theoretisch, in die Vergangenheit und Zukunft blicken kann (wozu man aber leider, wenn man sich über diesen Rand stürzen würde,

definitionsgemäß nicht genug »Zeit« hätte), den wird Mose und sein unscheinbarer »brennender Dornbusch« ziemlich kalt lassen. Wer die Schönheit und Symmetrie der DNS-Doppelhelix betrachtet und womöglich noch die eigene Genomsequenz bis ins Kleinste analysieren lässt, wird nicht nur beeindruckt sein, welch nahezu perfekte Erscheinung seiner Existenz zugrunde liegt, sondern (hoffentlich) auch beruhigt erkennen, dass er so viel mit anderen Stämmen der menschlichen Spezies gemein hat – der Begriff »Rasse« ist, ebenso wie der Begriff der »Schöpfung«, hinfällig geworden –, und fasziniert feststellen, wie sehr auch er ein Teil des Tierreiches ist. Da kann man wahrlich demütig werden im Angesicht seines Schöpfers, der allerdings, wie sich herausstellt, kein »Wer« ist, sondern eine Kette von Mutationen, die erheblich zufälliger ablaufen, als unsere Eitelkeit es sich wünschen würde. Das ist mehr Rätselhaftes und Erstaunliches, als Säugetiere wie wir verarbeiten können. Selbst der gebildetste Mensch der Welt wird heute zugeben – ich sage *nicht* beichten –, dass er oder sie immer weniger, aber zumindest immer weniger über immer mehr weiß.

Was den Trost angeht, so betonen religiöse Menschen

zwar gern, dass der Glaube dieses Bedürfnis stillt, doch dazu kann ich nur sagen: Wer falschen Trost anbietet, ist ein falscher Freund. Die Religionskritiker bestreiten ja gar nicht, dass Religion eine Schmerz stillende Wirkung hat, warnen aber vor dem Placebo und dem Fläschchen mit dem eingefärbten Wasser. Das wohl beliebteste falsche Zitat der Moderne – und mit Sicherheit das beliebteste in diesem Zusammenhang – ist die Behauptung, dass Marx die Religion als »Opium fürs Volk« abtat. Das Gegenteil war der Fall: Der aus einer Rabbinerfamilie stammende Marx nahm die Religion sehr ernst und schrieb in seinem Buch *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* Folgendes:

> Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes. Die Aufhebung der Religion als des illusorischen Glücks des Volkes ist die Forderung seines wirklichen Glücks. Die Forderung, die Illusionen über einen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illu-

> sionen bedarf. Die Kritik der Religion ist also im Keim die Kritik des Jammertales, dessen Heiligenschein die Religion ist. Die Kritik hat die imaginären Blumen an der Kette zerpflückt, nicht damit der Mensch die phantasielose, trostlose Kette trage, sondern damit er die Kette abwerfe und die lebendige Blume breche.[2]

Der berühmte Ausspruch ist somit eigentlich gar nicht falsch zitiert, sondern wird vielmehr für den primitiven Versuch herangezogen, den philosophischen Einwand gegen die Religion zu verdrehen. Wer geglaubt hat, was Priester, Rabbis und Imame über das Denken und die Denkart der Ungläubigen sagen, wird im Folgenden noch weitere Überraschungen erleben. Vielleicht misstraut er den Worten fortan – oder nimmt sie nicht mehr »in gutem Glauben« hin, was ja des Übels Wurzel ist.

Marx und Freud, das sei zugegeben, waren keine Ärzte oder Naturwissenschaftler. Besser sehen wir in ihnen die großartigen und fehlbaren fantasievollen Essayisten. Anders ausgedrückt: Wenn sich das intellektuelle Universum ändert, so will ich mich nicht überheblich von der Selbstkritik ausnehmen. Ich gebe mich auch durchaus damit zufrieden, dass manche

Widersprüche widersprüchlich bleiben, manche Probleme von der auf Säugetiere zugeschnittenen Großhirnrinde des Menschen nie gelöst werden und sich uns manches nie erschließen wird. Wenn der Nachweis erbracht würde, dass das Universum endlich ist, oder auch, dass es unendlich ist, so wäre beides für mich gleichermaßen unfassbar und unergründlich. Und ich habe zwar viele Menschen getroffen, die erheblich weiser und klüger sind als ich, doch ich kenne niemanden, der so weise und intelligent wäre, dass er etwas anderes behauptete.

Die mildeste Kritik an der Religion ist mithin die radikalste und vernichtendste. Religion ist von Menschen gemacht. Nicht einmal die Menschen, die sie geschaffen haben, sind sich einig, was ihre Propheten, Erlöser oder Gurus nun tatsächlich gesagt oder getan haben. Und erst recht wird es ihnen nicht gelingen, uns den »Sinn« späterer Entdeckungen und Entwicklungen zu erklären, die ihre Religionen zunächst behindert oder verleugnet haben. Trotzdem beharren die Gläubigen noch immer auf ihrem Wissen! Ja, sie bestehen darauf, über ein *allumfassendes* Wissen zu verfügen. Sie wollen nicht nur wissen, dass Gott existiert und dass er den ganzen Laden schuf und

beaufsichtigte, sondern auch, was »er« von uns verlangt – von der Ernährung über religiöse Riten bis hin zur Sexualmoral. Anders ausgedrückt: Im Rahmen eines enormen und komplizierten Diskurses, in dem wir immer mehr über immer weniger wissen, der uns jedoch die eine oder andere erhellende Erkenntnis verspricht, will uns eine Gruppe – die ihrerseits aus widerstreitenden Gruppen besteht – in ihrer schieren Arroganz weismachen, dass sie bereits über alle wichtigen und nötigen Informationen verfügt Diese Dummheit, gekoppelt mit solcher Überheblichkeit, sollte für sich schon ausreichen, den »Glauben« aus der Debatte auszuschließen. Wer alles weiß und für seine Gewissheit göttliche Rechtfertigung in Anspruch nimmt, hat seinen Platz in den Anfängen unserer Spezies. Es mag ein langer Abschied werden, doch er hat schon begonnen und sollte wie jeder Abschied nicht unnötig in die Länge gezogen werden.

Wer mich kennenlernt, vermutet vielleicht nicht unbedingt, dass ich so denke. Ich habe wohl länger mit gläubigen Freunden zusammengesessen als mit anderen. Mich ärgert manchmal, dass diese Freunde mich gern einen »Suchenden« nennen, was ich nicht bin, oder jedenfalls nicht in dem Sinne, wie sie es

meinen. Wenn ich nach Devon zurückkehrte, wo Mrs. Watts in ihrem einsamen Grabe ruht, so würde ich mich sicher still und leise in die hinterste Reihe einer alten keltischen oder sächsischen Kirche setzen; Philip Larkins wunderschönes Gedicht »Kirchgang« (»Churchgoing«) fängt genau diese Stimmung ein. Als ich ein Buch über George Orwell schrieb – der, wenn ich Helden hätte, mein Held sein könnte –, war ich entsetzt, wie ungerührt er die katalonischen Kirchenverbrennungen im Jahr 1936 hinnahm. Sophkles stellte lange vor dem Aufstieg des Monotheismus Antigones Auflehnung gegen die Entweihung als Eintreten für die Menschlichkeit dar. Ich überlasse es den Gläubigen, sich gegenseitig die Kirchen, Moscheen und Synagogen niederzubrennen, was sie immer wieder zuverlässig tun. Bevor ich eine Moschee betrete, ziehe ich mir die Schuhe aus. Wenn ich in die Synagoge gehe, bedecke ich mein Haupt. Ich habe mich sogar schon der Etikette eines indischen Aschrams gebeugt, was mir allerdings wahrlich nicht leichtfiel. Meine Eltern haben nie versucht, mir eine Religion aufzuzwingen; wahrscheinlich hatte ich Glück mit meinem Vater, der unter seiner strengen baptistisch-calvinistischen Erziehung gelitten hatte, und meiner Mutter, die dem Judaismus ihrer Vorfahren – zum Teil

auch mir zuliebe – die Assimilation vorzog. Heute weiß ich genug über alle Religionen, um mir darüber im Klaren zu sein, dass ich zu allen Zeiten und überall ein Ungläubiger wäre. Mein spezieller Atheismus ist jedoch ein protestantischer Atheismus. Die herrliche Liturgie der King-James-Bibel und Cranmers *Book of Common Prayer* – die von der anglikanischen Kirche törichterweise abgeschafft wurde – hat meinen Widerspruch zuerst geweckt. Als mein Vater starb und bei einer Kapelle oberhalb von Portsmouth bestattet wurde – der gleichen, in der General Eisenhower in der Nacht vor dem D-Day 1944 gebetet hatte –, wählte ich für meine Ansprache von der Kanzel einen Vers aus dem Brief des Saulus von Tharsus, später als »heiliger Paulus« von der Kirche beansprucht, an die Philipper aus (4,8):

> Weiter, liebe Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach!

Ich wählte diese Bibelstelle wegen ihres sehnsüchtigen und flüchtigen Tons, der mich noch in meiner letzten Stunde begleiten wird, wegen des im Grunde säkularen Charakters ihrer Worte und weil sie heraus-

ragt aus einer Wüste aus leerem Geschwätz und Gejammer, Aberwitz und Angstmache.

Die Auseinandersetzung mit dem Glauben ist das Fundament und der Ursprung aller Auseinandersetzungen, weil sie am Anfang – aber durchaus nicht am Ende – aller Dispute über Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte und die menschliche Natur steht. Sie ist der Anfang – aber durchaus nicht das Ende – aller Auseinandersetzungen über das rechte Leben und die gerechte Stadt. Der religiöse Glaube ist, eben *weil* wir noch so unzureichend entwickelt sind, unausrottbar. Er wird nie aussterben, zumindest nicht, solange wir unsere Angst vor dem Tod, vor der Dunkelheit, vor dem Unbekannten und voreinander nicht überwunden haben. Deshalb würde ich ihn nicht verbieten, selbst wenn ich es könnte. Sehr großzügig, nicht wahr? Doch werden die Vertreter der Religionen mit mir die gleiche Nachsicht haben? Ich stelle diese Frage, weil es einen echten und ernst zu nehmenden Unterschied zwischen mir und meinen religiösen Freunden gibt, und meine echten und ernst zu nehmenden Freunde sind so aufrichtig, ihn einzugestehen. Ich gehe bereitwillig zur Bar-Mizwa ihrer Kinder, bewundere ihre gotischen Kathedralen, »respektiere«

ihren Glauben daran, dass der Koran – ganz und ausschließlich – auf Arabisch einem des Lesens und Schreibens unkundigen Kaufmann diktiert wurde, interessiere mich für die tröstenden Worte der Wicca, der Hindus und der Jaina. Das werde ich auch weiter so halten, ohne darauf zu bestehen, dass höflichkeitshalber dasselbe umgekehrt gilt: *dass sie mich auch in Ruhe lassen.*

Doch dazu ist die Religion einfach nicht imstande. Während ich diese Worte schreibe und sie gelesen werden, planen Gläubige auf diverse Arten unsere Zerstörung und die Zerstörung all der erwähnten mühsam erarbeiteten Errungenschaften. *Die Religion vergiftet alles.*

Kapitel zwei

Religion tötet

Seine Abneigung gegen die Religion, in dem Sinne, den man dem Begriff für gewöhnlich zuweist, war von der gleichen Art wie bei Lukrez: Er brachte ihr Gefühle entgegen, wie sie einer Wahnvorstellung gebühren, die aber großes moralisches Übel mit sich bringt. Er erachtete sie als den größten Feind der Moral: erstens, weil sie künstliche Verdienste vorschreibt – Glaubensbekenntnisse, fromme Gefühle und Zeremonien, die nichts mit dem Guten im Menschen zu tun haben – und dafür sorgt, dass diese als Ersatz für echte Tugend anerkannt werden, vor allem aber, weil sie den moralischen Maßstab aufs Äußerste verletzt; sie füllt ihn mit dem Willen eines Wesens, das sie mit allen Floskeln der Verehrung überhäuft, jedoch, nüchtern betrachtet, als ausnehmend abscheulich beschreibt.

John Stuart Mill über seinen Vater, *Autobiography*

Tantum religio potuit suadere malorum. (So viel Übel vermochte die Religion den Menschen einzureden.)

Lukrez, *De rerum natura*

Stellen wir uns einmal vor – was mir allerdings schwerfällt –, wir glaubten an einen unendlich gütigen und allmächtigen Schöpfer, der sich ein Bild von uns gemacht, uns geschaffen, geformt und in die für uns angefertigte Welt gesetzt hat; dieser Schöpfer wacht nun über uns und kümmert sich um uns, selbst dann, wenn wir schlafen. Stellen wir uns nun weiter vor, die Einhaltung der von ihm in Liebe erlassenen Regeln und Gebote berechtigte uns zu ewigem Leben in Glückseligkeit und Ruhe. Ich behaupte nicht, dass ich mir diesen Glauben wünschte – der auf mich wirkt wie das Bedürfnis nach einer grauenhaften Variante einer gütigen und unumstößlichen Diktatur – doch mir stellt sich dabei eine ernsthafte Frage: Warum macht so ein Glaube seine Anhänger nicht glücklich? Sie müssen doch davon ausgehen, ein wunderbares Geheimnis zu besitzen, an das sie sich selbst in Momenten größter Not klammern können.

Oberflächlich betrachtet sieht es bisweilen auch danach aus. Ich habe Gottesdienste erlebt, in schwarzen wie in weißen Gemeinden, die ein einziger langer Freudenjauchzer darüber waren, erlöst und geliebt zu sein und so weiter. In allen Konfessionen und in fast allen nichtchristlichen Glaubensgemeinschaften sollen Gottesdienste eine Feier und ein gemeinsames Fest sein, weshalb sie mir auch so suspekt sind. Es gibt natürlich auch eher verhaltene, nüchterne und elegante Momente. Als Mitglied der griechisch-orthodoxen Kirche konnte ich die Freude in den Worten der Gläubigen am Ostermorgen spüren, obwohl ich sie nicht glaubte: »Christos anesti!« (»Christus ist auferstanden!«) »Alethos anesti!« (»Er ist wahrhaftig auferstanden!«) Zu einem Mitglied der griechisch-orthodoxen Kirche wurde ich übrigens aus dem gleichen Grund, aus dem sich viele Menschen einer ihnen fremden Religion verpflichten: Ich trat meinen griechischen Schwiegereltern zuliebe in die Kirche ein. Der Erzbischof, der mich am Tag meiner Trauung auch gleichzeitig in seine Gemeinde aufnahm und somit gleich die doppelte Gebühr einsackte, unterstützte später seine orthodoxen Glaubensbrüder, die serbischen Massenmörder Radovan Karadžić und Ratko Mladić, die in ganz Bosnien zahllose Massengräber

füllten, leidenschaftlich mit Beifallsbezeugungen und Geldspenden. Meine nächste Heirat wurde von einem reformjüdischen Rabbi mit einer Vorliebe für Einstein und Shakespeare vorgenommen, mit dem ich etwas mehr gemeinsam hatte. Doch auch er war sich bewusst, dass seine Homosexualität von den Gründern seiner Religion als Kapitalverbrechen verdammt wurde, das mit dem Tod durch Steinigung zu ahnden war. Die anglikanische Kirche wiederum, in der ich einst getauft wurde, mag heute in einem bedauernswerten Zustand sein. Doch weil der Staat sie immer finanziell unterstützt hat und sie traditionell ein enges Verhältnis zur Erbmonarchie pflegt, trägt sie eine schwere historische Verantwortung für die Kreuzzüge, die Verfolgung von Katholiken, Juden und Dissentern sowie den Kampf gegen die Naturwissenschaften und die Vernunft.

Generell gibt sich die Religion nicht mit ihren wunderbaren Behauptungen und erhabenen Versprechungen zufrieden und kann es auf lange Sicht auch nicht, wobei sie je nach Ort und Zeit mehr oder weniger Energie aufwendet. Sie *muss* versuchen, sich in das Leben der Nichtgläubigen, Häretiker oder Anhänger anderer Glaubensrichtungen einzumischen. Sie redet

über die Glückseligkeit im Jenseits, will aber die Macht im Diesseits. Das ist nicht anders zu erwarten – immerhin wurde sie von Menschen geschaffen. Zudem fehlt es ihr am Zutrauen in die eigenen Lehren, sodass sie nicht einmal die Koexistenz verschiedener Glaubensrichtungen zulassen kann.

Nehmen wir zum Beispiel eine der beliebtesten Persönlichkeiten, welche die Religion in der Moderne hervorgebracht hat. Im Jahr 1996 wurde in der Republik Irland eine Volksabstimmung zu der Frage abgehalten, ob die staatliche Verfassung die Scheidung weiterhin verbieten solle. Die meisten politischen Parteien des zunehmend säkularen Landes drängten die Wähler, einer Verfassungsänderung zuzustimmen. Dafür hatten sie zwei triftige Gründe: Erstens hielt man es nicht mehr für rechtens, dass die römisch-katholische Kirche ihre Moralvorstellungen allen Bürgern auferlegte, und zweitens stand eine irische Wiedervereinigung völlig außer Frage, solange die große protestantische Minderheit im Norden eine mögliche Herrschaft des katholischen Klerus vor Augen hatte. Aus dem fernen Kalkutta reiste nun Mutter Teresa an, um gemeinsam mit der Kirche und ihren Hardlinern Wahlkampf für ein Nein zur Schei-

dung zu betreiben. Eine irische Frau, die mit einem prügelnden und inzestuösen Trinker verheiratet war, sollte sich also keine Hoffnung auf ein besseres Leben machen und würde sogar ihr Seelenheil gefährden, wenn sie sich um einen Neuanfang bemühte, wohingegen die Protestanten sich aussuchen durften, ob sie den Segen Roms haben oder dem Land gleich fernbleiben wollten. Die Möglichkeit, dass die Katholiken den Geboten ihrer Kirche Folge leisteten, ohne dass diese auch allen anderen Bürgern aufoktroyiert wurden, wurde nicht einmal angedacht. All das geschah auf den Britischen Inseln im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Die Volksabstimmung führte am Ende zu einer Verfassungsänderung, allerdings mit einer äußerst knappen Mehrheit. Im gleichen Jahr sagte Mutter Teresa übrigens in einem Interview, sie hoffe, dass ihre Freundin Prinzessin Diana glücklicher sein werde, wenn sie ihrer offensichtlich elenden Ehe erst entflohen war, aber es ist ja nichts Neues, dass die Kirche den Armen strenge Gesetze auferlegt, während sie bei den Reichen Nachsicht walten lässt.[1]

Eine Woche vor dem 11. September 2001 nahm ich an einer Podiumsdiskussion mit Dennis Prager teil, der in Amerika als Moderator religiöser Radiosendun-

gen recht bekannt ist. Als er mich aufforderte, eine, wie er sich ausdrückte, »direkte Frage mit Ja oder Nein« zu beantworten, erklärte ich mich gern dazu bereit. Also gut, sagte er. Ich solle mir vorstellen, ich befinde mich in einer mir fremden Stadt, und die Nacht breche herein. Ich sähe mehrere Männer auf mich zukommen. Würde ich mich sicherer fühlen oder weniger sicher, wenn ich wüsste, dass sie gerade aus einer Gebetsversammlung kämen? Meinen Lesern fällt natürlich gleich auf, dass man diese Frage nicht mit Ja oder Nein beantworten kann. Dennoch konnte ich auf Anhieb eine Antwort auf die Frage geben, die für mich ganz und gar nicht hypothetisch war. »Ich beschränke mich jetzt einmal auf den Buchstaben B. In Belfast, Beirut, Bombay, Belgrad, Bethlehem und Bagdad habe ich so eine Situation schon erlebt. In jedem Fall kann ich behaupten, und dies auch begründen, dass ich mich unmittelbar bedroht fühlte, wenn ich annahm, dass die Männer, die mir im Dämmerlicht begegneten, aus einer religiösen Veranstaltung kamen.«

Ich will kurz die religiös motivierten Grausamkeiten zusammenfassen, die ich in diesen sechs Städten erlebt habe. In Belfast habe ich gesehen, wie im Krieg

zwischen den christlichen Konfessionen ganze Straßenzüge niedergebrannt wurden. Ich habe mit Menschen gesprochen, deren Verwandte und Freunde von rivalisierenden religiösen Todeskommandos entführt, getötet oder gefoltert worden waren, häufig allein deswegen, weil sie der jeweils anderen Konfession angehörten. In Belfast gibt es einen alten Witz: Ein Mann wird an einer Straßensperre angehalten und nach seiner Konfession gefragt. Als er antwortet, dass er Atheist sei, fragt man ihn: »Protestantischer oder katholischer Atheist?« Der Witz belegt in meinen Augen, dass der Fanatismus sogar den legendären irischen Sinn für Humor zerrüttet hat. Dessen ungeachtet hat ein Freund von mir so etwas tatsächlich erlebt und fand das alles andere als amüsant. Als Vorwand für das Chaos dienen konkurrierende Nationalismen, doch die Sprache, deren sich die rivalisierenden Horden auf den Straßen befleißigen, ist durchzogen von Verunglimpfungen der jeweils anderen Konfession (»prods« für Protestanten und »teagues« für Katholiken). Viele Jahre lang grenzte das protestantische Establishment die Katholiken aus und unterdrückte sie, ja, die Gründung des Staates Ulster stand unter dem Wahlspruch: »Ein protestantisches Parlament für ein protestantisches Volk«. Sektierertum entsteht

praktischerweise ganz von allein und generiert mit schöner Regelmäßigkeit Sektierertum auf der anderen Seite. Über den wichtigsten Punkt war sich die katholische Führung schnell einig: Sie wünschte vom Klerus beherrschte Schulen und getrennte Stadtviertel, um ihren Einfluss zu sichern. Also drillte sie im Namen Gottes Generationen von Schulkindern mit den alten Hasstiraden und tut das bis heute. Schon beim Wort »drillen« wird mir übel: Mit einem elektrischen Bohrer (*drill*) pflegte man denjenigen, die sich mit den religiösen Banden anlegten, gern die Kniescheibe zu zertrümmern.

Als ich im Sommer 1975 zum ersten Mal nach Beirut kam, war es noch als »Paris des Orients« erkennbar. Doch in dem scheinbaren Garten Eden tummelten sich bereits zahlreiche Schlangen. Die Stadt litt unter der Vielzahl von Religionen, die in der sektiererischen Staatsverfassung alle berücksichtigt waren: Der Präsident musste Christ sein, für gewöhnlich maronitischer Katholik, der Parlamentspräsident Muslim und so weiter. Diese Regelung funktionierte nie besonders gut, weil sie Unterschiede im Glauben, in der sozialen Stellung und in der Ethnie institutionalisierte; so befanden sich die schiitischen Muslime am unteren

Ende der sozialen Skala, und die Kurden hatten nicht einmal das Wahlrecht.

Bei der größten christlichen Partei handelte es sich in Wahrheit um eine katholische Miliz, die »Phalange« (»Phalanx«). Gegründet hatte sie der maronitische Libanese Pierre Gemayel, auf den Hitlers Olympische Spiele, die er 1936 in Berlin besuchte, großen Eindruck gemacht hatten. Im Jahr 1982 erlangte die Phalange traurige internationale Berühmtheit, als sie in den Flüchtlingslagern Sabra und Schaala in Zusammenarbeit mit dem israelischen Kriegsminister Sharon ein Blutbad unter Palästinensern anrichtete. Dass ein jüdischer General mit einer faschistischen Partei gemeinsame Sache machte, erscheint reichlich grotesk, allerdings hatte man einen gemeinsamen muslimischen Feind, was Grund genug war. Die israelische Invasion des Libanon in jenem Jahr war ein zusätzliches Motiv für die Gründung der Hisbollah. Die Organisation, deren Namen bescheiden »Partei Gottes« bedeutet, mobilisierte die schiitische Unterschicht und unterstellte sie nach und nach der Führung durch die theokratische Diktatur im Iran, die drei Jahre zuvor an die Macht gekommen war. Es geschah übrigens auch im herrlichen Libanon, dass die Gläubigen,

nachdem sie der Geschäftszweig der Entführungen mit den Spitzen des organisierten Verbrechens zusammengeführt hatte, uns mit der wunderbaren Welt der Selbstmordattentate vertraut machten. Ich sehe noch den abgetrennten Kopf vor mir; der auf der Straße vor der fast völlig zerstörten französischen Botschaft lag. In Beirut jedenfalls wechselte ich auf die andere Straßenseite, wenn Leute aus Gebetsversammlungen kamen.

Auch Bombay galt früher als Perle des Orients mit seinen Lichtern, die sich wie Perlenketten an der Küstenstraße entlangziehen, und seiner prächtigen britischen Kolonialarchitektur. Es war eine der vielgestaltigsten und pluralistischsten Städte Indiens, deren Facettenreichtum Mira Nair in seinen Filmen und Salman Rushdie vor allem in seinem Roman *Des Mauren letzter Seufzer* raffiniert auf den Grund gehen. In den Jahren 1947 und 1948, als der großen historischen Bewegung für ein selbst regiertes Indien die Forderungen der Muslime nach einem eigenen Staat und der Umstand, dass die Kongresspartei von einem gläubigen Hindu geführt wurde, zu schaffen machten, gab es zwar Kämpfe zwischen den verschiedenen Religionen. Doch brachten sich damals wahrscheinlich

mehr Menschen vor dem religiösen Blutrausch nach Bombay in Sicherheit, als von dort flohen. Wie so oft in Städten, die am Meer liegen und Einflüssen von außen ausgesetzt sind, stellte sich wieder eine Form der kulturellen Koexistenz ein. Eine große Minderheit bildeten die Parsen, die Anhänger des Zarathustra, die in Persien verfolgt worden waren, und die Stadt bot auch einer historisch bedeutenden jüdischen Gemeinde ein Zuhause. Doch Mr. Bai Thackeray und seine hindunationalistische Bewegung »Shiv Sena« gaben sich damit nicht zufrieden. In den Neunzigerjahren beschloss Thackeray, Bombay müsse von seinen Religionsbrüdern und für sie regiert werden, und ließ Horden von Schlägern auf die Straßen los. Nur um zu beweisen, dass er auch das konnte, benannte er die Stadt in Mumbai um, weshalb ich sie unter ihrem traditionellen Namen in meine Liste aufnehme.

Belgrad war bis in die Achtzigerjahre die Hauptstadt Jugoslawiens, des Landes der Südslawen. Damit war sie definitionsgemäß die Hauptstadt eines multiethnischen und multikonfessionellen Staates. Doch ein säkularer kroatischer Intellektueller warnte mich einmal mit einer Anekdote, die mich an den Belfaster Galgenhumor erinnerte. »Wenn ich den Leuten sage,

dass ich Atheist und Kroate bin«, sagte er, »bitten sie mich um einen Beweis dafür, dass ich kein Serbe bin.« Ein Kroate zu sein, heißt mithin, römisch-katholisch zu sein. Ein Serbe ist orthodoxer Christ. In den Vierzigerjahren entstand in Kroatien ein nationalsozialistischer Marionettenstaat, der unter dem Schutz des Vatikan stand und nicht nur alle Juden der Region auslöschen wollte, sondern auch versuchte, die Anhänger der anderen christlichen Konfession zum Übertritt zu zwingen. Zehntausende orthodoxer Christen wurden damals ermordet oder deportiert, und in der Nähe der Stadt Jasenovacs entstand ein riesiges Konzentrationslager. Das Regime des Generals Ante Pavelic und seiner »Ustascha«-Partei war so grauenhaft, dass sich sogar viele deutsche Offiziere davon distanzierten.

Als ich 1992 das Konzentrationslager von Jasenovacs besuchte, hatten sich die Verhältnisse umgekehrt. Die kroatischen Städte Vukovar und Dubrovnik waren von serbischen Streitkräften brutal bombardiert worden und befanden sich mittlerweile in der Hand von Slobodan Milošević. Die vorwiegend muslimische Stadt Sarajevo war belagert und wurde rund um die Uhr bombardiert. Anderswo in Bosnien-Herzegowina, ins-

besondere am Fluss Drina, wurden ganze Städte geplündert und die Bewohner massakriert. Die Serben bezeichneten dies als »ethnische Säuberung«, der Ausdruck »religiöse Säuberung« käme der Wahrheit aber wohl näher. Der exkommunistische Bürokrat Milošević war zu einem xenophoben Nationalisten mutiert. Seinen antimuslimischen Kreuzzug, der als Deckmäntelchen für die Einverleibung Bosniens in ein »Großserbien« diente, bestritt er größtenteils mit inoffiziellen Milizen, die aber seiner Kontrolle unterstanden. Diese Banden rekrutierten sich aus religiösen Eiferern, die häufig von orthodoxen Priestern und Bischöfen gesegnet wurden und hin und wieder Verstärkung von orthodoxen »Freiwilligen« aus Griechenland und Russland erhielten. Ihr besonderes Augenmerk richteten sie auf die restlose Zerstörung der osmanischen Zivilisation, so geschehen bei der besonders grauenhaften Bombardierung historischer Minarette in Banja Luka, die nicht etwa im Rahmen von Kampfhandlungen, sondern während einer Waffenruhe erfolgte.

Nicht anders – und das wird häufig vergessen – gingen ihre katholischen Gegner vor. In Kroatien ließ man die Ustascha-Gruppen wieder aufleben und ver-

suchte, wie schon im Zweiten Weltkrieg, die Herzegowina zu erobern. Die wunderschöne Stadt Mostar wurde bombardiert und belagert und die weltberühmte Stari Most (Alte Brücke), die auf türkische Zeiten zurückgeht und von der UNESCO als Weltkulturerbe geführt wird, so lange beschossen, bis sie in den Fluss stürzte. Letztlich spielten extremistische katholische und orthodoxe Kräfte einander bei der blutigen Teilung und »Säuberung« Bosnien-Herzegowinas in die Hände. Bis heute bleibt ihnen die öffentliche Schande dafür überwiegend erspart, weil die internationalen Medien immer von »den Kroaten« und »den Serben« sprachen und die Religion nur ins Feld führten, wenn von »den Muslimen« die Rede war. Doch die Begriffstrias »Kroate«, »Serbe« und »Muslim« ist uneinheitlich und irreführend, da es sich um zwei Nationalitäten und eine Religion handelt – Vergleichbares geschieht in der Berichterstattung über den Irak mit den drei Begriffen »Sunniten«, »Schiiten« und »Kurden«. In Sarajevo lebten während der Belagerung mindestens zehntausend Serben, und einer der führenden Befehlshaber der Verteidigung, ein Offizier und Gentleman namens General Jovan Divjak, dem ich unter Beschuss die Hand schütteln durfte, war ebenfalls Serbe. Auch die jüdische Bevölkerung Sara-

jevos, die auf das Jahr 1492 zurückging, identifizierte sich überwiegend mit der Regierung und der bosnischen Sache. Es wäre sehr viel zutreffender gewesen, wenn in Presse und Fernsehen berichtet worden wäre: »Heute haben die Streitkräfte der orthodoxen Christen die Bombardierung von Sarajevo wieder aufgenommen« oder »Gestern hat die katholische Miliz die Stari Most zum Einsturz gebracht«. Doch die religiöse Terminologie war den »Muslimen« vorbehalten, sogar dann noch, als deren Mörder sich die Mühe machten, sich mit einem großen orthodoxen Kreuz auf dem Schultergurt oder Bildern der Jungfrau Maria auf dem Gewehrkolben kenntlich zu machen. Auch hier gilt: *Die Religion vergiftet alles*, bis hin zu unserer Urteilsfähigkeit.

In Bethlehem, das gestehe ich Mr. Prager gern zu, würde ich mich an einem guten Tag in der Abenddämmerung vor der Geburtskirche durchaus sicher fühlen. In der unweit von Jerusalem gelegenen Stadt bekam Gott, so glauben es viele, in Zusammenarbeit mit einer unbefleckten Jungfrau einen Sohn.

»Die Geburt Christi war aber also getan. Als Maria, seine Mutter, dem Joseph vertraut war, fand sich's, ehe er sie heimholte, dass sie schwanger war von dem

heiligen Geist.« Ja, und der griechische Halbgott Perseus wurde geboren, nachdem Zeus die Jungfrau Danae in Gestalt eines Goldregens besucht und geschwängert hatte. Buddha kam durch eine Öffnung in der Hüfte seiner Mutter zur Welt. Der Aztekengott Huitzilopochtli wurde geboren, nachdem seine Mutter Coatlicue, »die mit dem Schlangenrock«, einen kleinen Daunenfederball aus dem Himmel empfangen hatte. Die Jungfrau Nana pflückte die Frucht eines Mandelbaums, der aus dem Blut des erschlagenen Urwesens Agdistis aufgegangen war, legte sie sich in den Schoß und gebar den Gott Attis. Die jungfräuliche Tochter eines Mongolenkönigs erwachte eines Nachts von einem grellen Licht, das sie umgab, und gebar den Dschingis Khan. Krishna wurde von der Jungfrau Devaki geboren, Horus von der Jungfrau Isis. Die Jungfrau Maia gebar Hermes, die Jungfrau Rhea Silvia Romulus. Aus irgendeinem Grund betrachten viele Religionen den Geburtskanal zwanghaft als Einbahnstraße, und sogar der Koran bringt der Jungfrau Maria Verehrung entgegen. Als die päpstliche Armee zu den Kreuzzügen ausrückte, um Bethlehem und Jerusalem zurückzuerobern, machte das allerdings keinen Unterschied: Die Truppen zerstörten nebenbei jüdische Gemeinden, plünderten unterwegs das ketzerische

christliche Byzanz und richteten in den engen Gassen von Jerusalem ein Massaker an, von dem hysterische Chronisten hämisch berichteten, dass das Blut den Pferden bis zum Zaumzeug stand.

Zwar droht stets neue Gefahr, doch diese Ausbrüche des Hasses, der Bigotterie und der Blutgier sind vorüber, und man kann sich mittlerweile relativ sicher fühlen auf und um den Krippenplatz. Dieser Platz bildet, wie der Name bereits andeutet, das Zentrum einer Touristenfalle, die mit ihrer Geschmacklosigkeit selbst Lourdes in den Schatten stellt. Als ich die erbärmliche Stadt zum ersten Mal besuchte, unterstand sie nominell der Kontrolle einer überwiegend christlich-palästinensischen Gemeindeverwaltung, die vor allem von der politischen Dynastie der Familie Freji beherrscht wurde. Bei jedem meiner nachfolgenden Besuche stand die Stadt gerade unter einer rigiden Ausgangssperre, die vom israelischen Militär verhängt worden war – dessen Präsenz an der West Bank wiederum in gewissem Zusammenhang steht mit dem Glauben an biblische Prophezeiungen, diesmal allerdings einem Versprechen, das ein anderer Gott einem anderen Volk gegeben hatte. Und hier kommt noch eine andere Religion ins Spiel. Die Streitkräfte

der Hamas, die ganz Palästina als islamischen Waaf, also als ihr rechtmäßiges Land, fordern, haben bereits mit der Vertreibung der Christen aus Bethlehem begonnen. Ihr Führer Mahmud al-Sahar hat verkündet, dass alle Bewohner des Islamischen Staates Palästina dem muslimischen Gesetz unterstehen werden. In Bethlehem wird nun angeregt, Nichtmuslime der Jiziya zu unterwerfen, einer historischen Kopfsteuer, die im alten osmanischen Reich den Dhimmis oder Ungläubigen auferlegt wurde.

Weibliche Verwaltungsangestellte dürften männliche Besucher nicht mehr mit Handschlag begrüßen. In Gaza wurde im April 2005 die junge Frau Jusra al-Asami erschossen, weil sie verbotenerweise unbeaufsichtigt mit ihrem Verlobten im Auto gesessen hatte. Der junge Mann kam mit einer Tracht Prügel davon.[2] Die »Tugendpolizisten« der Hamas-Führung rechtfertigten den Mord an der Frau und die Misshandlung des Mannes mit »dem Verdacht auf unmoralisches Verhalten«. Im einst säkularen Palästina spionieren nun Banden sexuell frustrierter junger Männer geparkte Autos aus und haben die Erlaubnis, nach Gutdünken zu handeln.

In New York hörte ich einmal eine Rede des mittler-

weile verstorbenen Abba Eban. Der eloquente und bedachte israelische Diplomat sagte, am israelisch- palästinensischen Streit falle als Erstes ins Auge, wie leicht er zu lösen sei. Von dieser faszinierenden Feststellung ausgehend, führte er mit der Autorität des ehemaligen Außenministers und UN-Vertreters aus, es gehe ja um eine sehr einfache Sache: Zwei etwa gleich große Völker beanspruchten das gleiche Land. Die Lösung bestehe offensichtlich darin, zwei getrennte Staaten zu bilden. Das sei doch klar und müsse jedem einleuchten? Und genau das wäre auch schon Jahrzehnte zuvor geschehen, wenn man die messianischen Rabbis, Mullahs und Priester aus der Sache herausgehalten hätte. Doch jüdische und muslimische Geistliche hätten lautstark Exklusivansprüche auf eine gottgegebene Macht erhoben, und Christen in Endzeitstimmung hätten in Erwartung der Apokalypse – welcher der Tod oder die Bekehrung sämtlicher Juden vorausgehen sollte – die Diskussion weiter angeheizt. So sei eine unerträgliche Situation entstanden, und die gesamte Menschheit sei zur Geisel eines Konflikts geworden, in dem nun sogar ein Atomkrieg droht. *Die Religion vergiftet alles*. Sie gefährdet nicht nur die Zivilisation, sondern auch das Überleben der Menschheit.

Kommen wir zuletzt nach Bagdad. Die Stadt ist eines der wichtigsten Zentren der Kultur und der Gelehrsamkeit seit Beginn der Menschheit. Hier lagerten einige der verlorenen Werke des Aristoteles und anderer Griechen – »verloren« deshalb, weil die christliche Kirchenführung sie verbrannte oder verbot; die Philosophieschulen schloss sie, weil es vor den Lehren des Jesus keine nutzbringenden Gedanken zur Moral gegeben haben könne. In Bagdad wurden diese Schriften rückübersetzt und gelangten über Andalusien zurück in den unkultivierten »christlichen« Westen. Die Bibliotheken, Dichter und Architekten Bagdads waren berühmt. Viele Kulturleistungen wurden unter muslimischen Kalifen erbracht, die sie zuließen, ebenso häufig aber auch unterdrückten. Darüber hinaus gibt es in Bagdad Spuren des alten chaldäischen und nestorianischen Christentums, und es war eines der zahlreichen Zentren der jüdischen Diaspora. Bis Ende der Vierzigerjahre lebten dort ebenso viele Juden wie in Jerusalem.

Zum Sturz Saddam Husseins im April 2003 werde ich hier nicht Position beziehen, sondern lediglich darauf hinweisen, dass, wer sein Regime als »säkular« bezeichnet, sich etwas vormacht. Zugegeben, die Baath-

Partei wurde von Michel Aflak gegründet, einem finsteren Christen mit Hang zum Faschismus, und die Parteimitgliedschaft stand allen Religionen offen, wobei es vermutlich nur wenige jüdische Mitglieder gab. Doch spätestens seit seinem verhängnisvollen Einmarsch in den Iran 1979, der aufseiten der iranischen Theokratie die wütende Anschuldigung nach sich zog, er sei ein »Ungläubiger«, verbrämte Saddam Hussein seine Herrschaft – gestützt von der religiösen Minderheit der Sunniten – mit Frömmigkeit und dem Hinweis auf den Dschihad. (Auch die syrische Baath-Partei, die sich ihrerseits auf eine kleine, alawitisch dominierte soziale und religiöse Minderheit stützt, unterhält übrigens eine dauerhafte und heuchlerische Beziehung zu den iranischen Mullahs.) Saddam versah die irakische Flagge mit den Worten »Allahu akbar« (»Gott ist groß«). Er finanzierte eine große internationale Konferenz heiliger Krieger und Mullahs und unterhielt überaus freundschaftliche Beziehungen zu dem anderen großen Staatsmäzen der Region, der Völker mordenden Regierung des Sudans. Er ließ die größte Moschee der Region erbauen und gab ihr den Namen »Mutter aller Schlachten«; der Koran dort war mit Blut geschrieben, angeblich seinem eigenen. Seiner Völkermordkampagne gegen die (vorwiegend

sunnitischen) Kurden, in deren Verlauf unter Einsatz chemischer Waffen mehrere Hunderttausend Menschen ermordet oder deportiert wurden, gab er den Namen »Anfal-Operation«. Mit diesem Begriff bezog er sich auf Sure 8 des Korans mit dem Titel »Die Beute« und die dort angeführten Rechtfertigungen für die Plünderung und Zerstörung von Nichtgläubigen. Als die Koalitionstruppen die irakische Grenze überschritten, stellten sie fest, dass sich Saddams Armee auflöste wie ein Stück Zucker in einer Tasse Tee. Allerdings stießen sie auf recht hartnäckigen Widerstand vonseiten einer paramilitärischen Gruppe, den Saddam-Fedajin, die von ausländischen Dschihadisten verstärkt wurde. Diese Gruppe hatte unter anderem die Aufgabe, jeden zu exekutieren, der die westliche Intervention öffentlich begrüßte. Bald tauchten Videoaufnahmen abscheulicher Verstümmelungen und öffentlicher Hinrichtungen durch Erhängen auf.

Über einige Eckpunkte besteht wohl Einigkeit: Das irakische Volk musste in den vergangenen fünfunddreißig Jahren des Krieges und der Diktatur viel erdulden, das Saddam-Regime hätte als ein vom internationalen Recht geächtetes System nicht ewig

Bestand gehabt, und die irakische Gesellschaft hätte daher – ungeachtet etwaiger Einwände gegen die Mittel, mit denen der »Regimewechsel« erwirkt wurde – eine Atempause verdient, um über Wiederaufbau und Versöhnung nachzudenken. Doch sie bekam keine einzige Sekunde zum Durchatmen.

Jeder weiß, wie es weiterging. Die Anhänger der al Kaida begannen unter Führung des jordanischen Knastbruders Abu Musab al-Sarkawi einen blutrünstigen Mord- und Sabotagefeldzug. Sie ermordeten nicht nur unverschleierte Frauen, säkulare Journalisten und Lehrer, legten nicht nur Bomben in christlichen Kirchen (etwa zwei Prozent der irakischen Bevölkerung sind christlichen Glaubens) und erschossen oder verstümmelten Christen, die Alkohol herstellten und verkauften; sie hielten nicht nur auf Video fest, wie sie zwölf nepalesische Gastarbeiter, die sie für Hindus hielten und die in ihren Augen daher keinerlei Rücksicht verdienten, erschossen oder ihnen die Kehle durchschnitten. Diese Gräueltaten fallen schon mehr oder weniger unter die Rubrik Routine. Den schlimmsten Teil ihres Feldzugs richteten sie gegen muslimische Glaubensbrüder. Moscheen und Bestattungsprozessionen der lange unterdrückten

schiitischen Mehrheit wurden in die Luft gesprengt. Pilger, die von weit her zu den soeben erst zugänglich gemachten Schreinen bei Kerbela und Nadschaf kamen, riskierten dabei ihr Leben. In einem Brief an seinen Führer Osama bin Laden gab Sarkawi zwei Hauptgründe für diese hinterhältige Politik an. Erstens, so schrieb er, seien die Schiiten Häretiker, weil sie nicht den rechten salafistischen Weg der Reinheit beschritten, und somit geeignete Opfer für die wahrhaft Heiligen. Zweitens ließen sich durch das Entfachen eines Religionskrieges in der irakischen Gesellschaft die Pläne der westlichen »Kreuzritter« durchkreuzen. Offenbar wollte Sarkawi eine Gegenreaktion der Schia provozieren, die wiederum die sunnitischen Araber in die Arme der von bin Laden gesteuerten »Beschützer« trieb.[3] Und ungeachtet der hehren Appelle des schiitischen Großayatollah Sistani erwies es sich als recht einfach, eine solche Reaktion zu provozieren. Bald töteten und folterten schiitische Todesschwadronen, oft in Polizeiuniform, aufs Geratewohl Menschen sunnitischen Glaubens. Der heimliche Einfluss der benachbarten »islamischen Republik« in Teheran war unübersehbar, und in manchen schiitischen Gegenden wurde es auch für unverschleierte Frauen und säkular orientierte Menschen gefähr-

lich. Die Iraker blicken auf eine lange Tradition interkonfessioneller Ehen und Zusammenarbeit zurück. Doch wenige Jahre dieser bösartigen Dialektik haben eine Atmosphäre des Elends, des Misstrauens, der Feindseligkeit und der sektiererischen Politik geschaffen. Wieder einmal hatte *die Religion alles vergiftet*.

In allen erwähnten Fällen gab es auch Menschen, die im Namen der Religion Einspruch erhoben und versuchten, sich der anschwellenden Flut des Fanatismus und des Todeskultes entgegenzustellen. Mir fallen spontan Priester, Bischöfe, Rabbiner und Imame ein, die der Menschlichkeit Vorrang vor ihrer eigenen Religionsgemeinschaft oder ihrem eigenen Glauben einräumten. Die Geschichte hält viele solcher Beispiele bereit, auf die ich später noch eingehen will. Doch das ist ein Kompliment an den Humanismus, nicht an die Religion. Entsprechend haben andere Atheisten und ich uns in Krisensituationen veranlasst gesehen, unsere Stimme für Katholiken zu erheben, die in Nordirland diskriminiert wurden, für bosnische Muslime, die im christlichen Balkan von der Vernichtung bedroht waren, für schiitische Afghanen und Iraker, die durch die Schwerter sunnitischer Dschihadisten zu Tode kamen und umgekehrt. Hier klar Stellung zu be-

ziehen ist die erste Pflicht eines jeden Menschen mit Selbstachtung. Umso widerwärtiger ist es, wie zurückhaltend geistliche Autoritäten mit einer unmissverständlichen Verurteilung sind, handle es sich nun um den Vatikan im Falle Kroatiens oder die Verantwortlichen in Saudi-Arabien und im Iran bei ihren jeweiligen Glaubensbrüdern. Nicht weniger abstoßend ist die Bereitschaft der jeweiligen »Schäfchen«, bei der geringsten Provokation in atavistische Verhaltensmuster zu verfallen.

Nein, Mr. Prager, meiner Erfahrung nach bringt man sich besser in Sicherheit, wenn die Gebetsversammlungen zu Ende sind. Und das war, wie erwähnt, nur der Buchstabe B. Wer sich um die Sicherheit und Würde der Menschen sorgt, müsste in jedem dieser Fälle mit ganzem Herzen auf den Durchbruch des demokratischen und republikanischen Säkularismus hoffen.

Um die Wirkung des Giftes zu beobachten, musste ich die erwähnten exotischen Städte gar nicht erst bereisen. Schon lange vor dem entscheidenden 11. September 2001 spürte ich, dass die Religion die bürgerliche Gesellschaft erneut herausforderte. Wenn ich nicht gerade als Amateur-Auslandskorrespondent

durch die Welt reise, führe ich ein recht beschauliches und geordnetes Leben: Ich schreibe Bücher und Aufsätze, bringe meinen Studenten die Liebe zur englischen Literatur nahe, nehme an erfreulichen Literaturkongressen teil und beteilige mich in den Medien und im universitären Bereich an aktuellen Debatten. Doch auch diese behütete Existenz war schon Ziel ungeheurer Eingriffe, Beleidigungen und Übergriffe. Am 14. Februar 1989 wurde mein Freund Salman Rushdie zum Tode verurteilt, lebenslänglich. Sein Vergehen: Er hatte einen Roman geschrieben. Der Führer eines Gottesstaates – der Ayatollah Khomeini im Iran – hatte sich angemaßt, öffentlich Geld auf den Kopf eines Romanautors auszusetzen, der nicht Bürger seines Landes war. Für Rushdies Ermordung und die aller an der Veröffentlichung der *Satanischen Verse* beteiligten Personen setzte er nicht nur bares Geld aus, sondern versprach auch eine Freikarte fürs Paradies. Ein größerer Angriff auf das Recht auf freie Meinungsäußerung ist nicht vorstellbar. Der Ayatollah hatte den Roman nicht gelesen, konnte es wohl auch nicht, und untersagte nun allen anderen Menschen die Lektüre. Trotzdem gelang es ihm, abstoßende Demonstrationen in Großbritannien und in anderen Teilen der Welt zu entfachen, auf denen

Muslime das Buch verbrannten und schrien, man möge den Autor am besten auch gleich den Flammen übergeben.

Diese gleichermaßen grausigen wie grotesken Ereignisse hatten ihren Ursprung natürlich nicht in der fiktionalen, sondern in der realen Welt. Der Ayatollah hatte das Leben Hunderttausender junger Iraner geopfert, weil er hoffte, den von Saddam Hussein begonnenen Krieg in die Länge zu ziehen und ihn noch in einen Sieg für seine eigene reaktionäre Theologie umzumünzen. Kurz vor dem Mordaufruf hatte er sich der Realität stellen und der UN-Waffenstillstandsresolution beugen müssen, die er auf keinen Fall hatte unterzeichnen wollen – er hatte geschworen, eher werde er Gift trinken. Anders ausgedrückt: Er musste ablenken. In Südafrika hatten reaktionäre Muslime, Mitglieder im Marionettenparlament des Apartheid-Regimes, für den Fall der Teilnahme Mr. Rushdies an der Buchmesse in ihrem Land seine Ermordung angekündigt. In Pakistan zettelten Fundamentalisten blutige Straßenschlachten an. Khomeini musste beweisen, dass er ihnen in nichts nachstand.

Nun werden dem Propheten Mohammed Aussagen zugeschrieben, die nur schwer mit der muslimischen

oder jeder anderen Morallehre vereinbar sind. Koran-gelehrte versuchten die Quadratur des Kreises, indem sie erklärten, dass der Prophet in diesen Versen statt Allahs Diktat versehentlich das des Satans aufgenommen habe. Diese List, die auch noch den spitzfindigsten christlichen Apologeten des Mittelalters zur Ehre gereicht hätte, bietet dem Romanautor eine hervorragende Gelegenheit, dem Verhältnis zwischen heiliger Schrift und Literatur auf den Grund zu gehen. Doch wer alles wörtlich nimmt, versteht keine Ironie und betrachtet sie grundsätzlich als gefährlich. Rushdie, muslimisch erzogen und korankundig, galt nun als Abtrünniger. Und auf »Apostasie« steht nach der Überlieferung die Todesstrafe. Da ein Muslim kein Recht zum Übertritt hat, sehen alle Gottesstaaten für jeden, der es dennoch wagt, seit jeher strenge Strafen vor.

Von den iranischen Botschaften unterstützt, unternahmen Todesschwadronen mehrere Attentatsversuche auf Rushdie. Auf seinen italienischen und seinen japanischen Übersetzer wurden Mordanschläge verübt, einer offenbar aus der absurden Annahme heraus, der Übersetzer wisse, wo sich der Autor aufhielt; der japanische Übersetzer wurde brutal erstochen.

Rushdies norwegischem Verleger wurde mit einer Schnellfeuerwaffe in den Rücken geschossen; man ließ ihn im Schnee liegen, weil man ihn für tot hielt, doch er überlebte erstaunlicherweise. Eigentlich Grund genug zu der Annahme, dass diese menschenverachtenden, staatlich finanzierten Mordanschläge auf friedvolle Individuen, die sich ganz der Literatur verschrieben hatten, allseits verurteilt worden wären. Weit gefehlt. In sorgfältig formulierten Stellungnahmen brachten der Vatikan, der Erzbischof von Canterbury und der israelische Oberrabbiner ihr Mitgefühl zum Ausdruck – mit dem Ayatollah. Der Kardinal und Erzbischof von New York sowie viele andere weniger hochrangige religiöse Vertreter taten es ihnen gleich. Zwar lehnten sie wohl in knappen Worten die Gewaltanwendung ab, doch alle benannten als Hauptproblem, das sich aus der Veröffentlichung der *Satanischen Verse* ergebe, nicht etwa den Aufruf zum Mord, sondern die Blasphemie. Auch Persönlichkeiten ohne höhere Weihen, so der Schriftsteller und Marxist John Berger, der konservative Historiker Hugh Trevor-Roper und der Nestor des Spionageromans John Le Carré ließen wissen, Rushdie habe sich seine Schwierigkeiten durch die Verunglimpfung einer großen monotheistischen Religion selbst zuzuschrei-

ben. Sie fanden es offenbar nicht absurd, dass die britische Polizei einen in Indien geborenen Ex-Muslim vor einer konzertierten Mordkampagne im Namen Gottes beschützen musste.

So behütet mein Leben sonst auch ist, so konnte ich doch einen kurzen Blick auf diese surreale Situation erhaschen, als Mr. Rushdie an Thanksgiving 1993 übers Wochenende nach Washington kam, um sich mit Präsident Clinton zu treffen, und ein oder zwei Nächte in meiner Wohnung verbrachte. Damit verbunden waren umfassende und beängstigende Sicherheitsmaßnahmen, und nach seinem Besuch bat man mich ins Außenministerium, wo ich von einem höheren Beamten darüber informiert wurde, man habe »munkeln« hören, dass ein Racheakt gegen meine Familie und mich geplant sei. Er riet mir, Wohnsitz und Telefonnummer zu ändern, was mir zur Verhinderung eines Vergeltungsaktes unzureichend erschien. Allerdings bestätigte mir die Episode, was ich bereits wusste. Ich kann nicht einfach sagen: Gut, verfolgt ihr euren schiitischen Traum vom verborgenen Imam, ich widme mich derweil dem Studium Thomas Paines und George Orwells, und die Welt ist groß genug für uns beide. Denn der wahre Gläubige

findet erst Ruhe, wenn die ganze Welt das Knie gebeugt hat. Ist es denn nicht jedem einsichtig, fragt er, dass die religiöse Autorität absoluten Vorrang hat und dass, wer sie nicht anerkennen will, das Recht auf Leben verwirkt hat?

Zufällig sorgten ein paar Jahre später ausgerechnet die Mörder der Schiiten dafür, dass sich diese Erkenntnis in aller Welt durchsetzte. So grausam wütete das Taliban-Regime in Afghanistan, etwa mit dem Massaker an den Hasara, einem schiitischen Volksstamm, dass selbst der Iran 1999 einen Einmarsch erwog. So hemmungslos ergaben sich die Taliban der Gotteslästerung, dass sie eine der größten Kulturleistungen der Welt bombardierten und zerstörten: die beiden Buddhastatuen von Bamijan, ein Musterbeispiel für die Verschmelzung hellenischer und anderer afghanischer Stile. Obwohl die Statuen aus vorislamischer Zeit stammten, empfanden die Taliban und ihre Gäste der al Kaida sie als Beleidigung, und als die beiden Bamijan-Statuen in Grund und Boden gebombt wurden, deutete das voraus auf die Zerstörung jener anderen Zwillingsbauten im Zentrum von Manhattan, die im Jahr 2001 fast dreitausend Menschen das Leben kostete.

Jeder kann seine eigene Geschichte vom 11. September erzählen. Ich will hier nur erwähnen, dass eine meiner Bekannten in die Mauer des Pentagon krachte, nachdem sie ihrem Ehemann telefonisch eine Beschreibung der Mörder und ihrer Taktik hatte geben können; von ihm erfuhr sie, dass es sich nicht um eine Entführung handelte und dass sie sterben würde. Vom Dach meines Wohnhauses in Washington sah ich auf der anderen Seite des Flusses Rauch aufsteigen, und jedes Mal, wenn ich am Kapitol oder am Weißen Haus vorbeikomme, muss ich seither daran denken, was hätte geschehen können, wenn die Passagiere des vierten Flugzeugs nicht so mutig gewesen wären, es nur zwanzig Minuten von ihrem Ziel entfernt über einem Feld in Pennsylvania zum Absturz zu bringen.

Also, so konnte ich Dennis Prager des Weiteren schreiben, hier haben Sie Ihre Antwort. Die neunzehn Selbstmordattentäter von New York, Washington und Pennsylvania waren zweifellos die gläubigsten Menschen an Bord dieser Flugzeuge. Vielleicht wird jetzt nicht mehr ganz so lautstark behauptet, dass gläubige Menschen moralische Vorzüge besitzen, um die andere sie nur beneiden können? Und was können wir aus dem Jubel und der ekstatischen Propaganda ler-

nen, mit der diese Großtat der Frömmigkeit in der islamischen Welt aufgenommen wurde? Die USA hatten damals einen Justizminister namens John Ashcroft, der behauptet hatte, Amerika habe »keinen König außer Jesus«, eine Behauptung, die genau zwei Wörter zu lang ist. Das Land hatte einen Präsidenten, der die Versorgung der Armen kirchlichen Institutionen überlassen wollte. Wäre damals nicht der richtige Moment gewesen, sich dem Licht der Vernunft zuzuwenden und für eine Gesellschaft einzutreten, die Kirche und Staat trennt, freie Meinungsäußerung und freie Forschung gewährleistet?

Die Enttäuschung war – und ist in mir heute noch – groß. Schon wenige Stunden nach den Anschlägen verkündeten die Fernsehprediger Pat Robertson und Jerry Falwell, ihre Mitmenschen seien Opfer eines Gottesurteils gegen unsere säkulare Gesellschaft geworden, die Homosexualität und Abtreibung toleriere. Auf einem feierlichen Gedenkgottesdienst für die Opfer in der wunderschönen National Cathedral in Washington durfte der Baptistenprediger Billy Graham sprechen, der allein schon mit seinem Opportunismus und seinem Antisemitismus eine nationale Schande ist. In seiner absurden Predigt stellte er die

Behauptung auf, alle Toten seien nun im Paradies und würden nicht einmal dann zu uns zurückkehren, wenn sie es könnten. Ich sage absurd, weil die al Kaida an jenem Tag selbst bei nachsichtigster Betrachtung mit Sicherheit auch sündige Bürger umgebracht hat. Und es besteht nicht der geringste Grund zu der Annahme, dass Billy Graham wusste, wo sich ihre Seelen befanden, geschweige denn, was sie sich posthum wünschten. Grahams Behauptung, das Paradies genau zu kennen, hatte überdies fatale Ähnlichkeit mit dem Anspruch, den bin Laden im Namen der Attentäter erhoben hatte.

Zwischen der Entmachtung der Taliban und dem Sturz Saddam Husseins verschärfte sich die Situation zusehends. Ein führender Militär teilte mit, er habe während des katastrophalen Militäreinsatzes in Somalia eine Vision gehabt. Auf einer Luftaufnahme von Mogadischu habe er das Gesicht des Satans höchstselbst gesehen, was den General in seiner Überzeugung bekräftigte, dass sein Gott stärker sei als die böse Gottheit des Gegners. In der US Air Force Academy in Colorado Springs, so wurde bekannt, wurden jüdische und agnostische Kadetten von »wiedergeborenen« Soldaten, die steif und fest behaupteten, nur wer

Jesus als Erlöser akzeptiere, sei zum Dienst geeignet, ungestraft tyrannisiert. Der stellvertretende Kommandeur der Akademie verschickte missionarische E-Mails, in denen er zu einem nationalen Tag des (christlichen) Gebets aufrief. Die Kaplanin Melinda Morton, die sich über diese Hysterie und Einschüchterungsversuche beschwerte, wurde unverzüglich auf einen Stützpunkt im fernen Japan versetzt. Derweil trugen auch hohlköpfige multikulturelle Gruppen ihr Scherflein bei, indem sie unter anderem billige saudische Koranausgaben in amerikanischen Gefängnissen in Umlauf brachten. Diese wahhabitischen Texte gingen weit über das Original hinaus, riefen zum heiligen Krieg gegen alle Christen, Juden und Säkularisten auf. Wer diese Ereignisse beobachtete, wurde Zeuge einer Art kulturellen Selbstmords – einer »Beihilfe zum Selbstmord«, an der sich Gläubige wie Ungläubige bereitwillig beteiligten.[4]

An dieser Stelle sei daraufhingewiesen, dass solche Vorgehensweisen nicht nur unmoralisch und unprofessionell waren, sondern auch verfassungswidrig und antiamerikanisch. James Madison, Autor des ersten Zusatzartikels zur amerikanischen Verfassung, in dem die gesetzliche Einrichtung einer Staatsreligion

untersagt wird, formulierte auch Artikel sechs, der eindeutig klarstellt, dass beim Eid »niemals ein religiöser Bekenntnisakt zur Bedingung für den Antritt eines Amtes oder einer öffentlichen Vertrauensstellung im Dienst der Vereinigten Staaten gemacht werden« dürfe. In seinen später entstandenen *Detached Memoranda* sprach sich Madison auch klar gegen die Ernennung von Kaplanen durch die Regierung aus, sei es in den Streitkräften oder in den Eröffnungszeremonien des Kongresses. Letzterer Fall verstoße gegen die Gleichheit und die Verfassungsprinzipien. Zu Geistlichen in den Streitkräften schrieb Madison, ein Blick in die Armeen anderer Länder lege es nahe, dass die Einsetzung von Armeekaplanen nicht so sehr dem geistigen Wohlbefinden der Schafe, als vielmehr dem finanziellen Wohl der Hirten zugutekomme. Wer Madison heute zitiert, gilt rasch als subversiv oder verrückt, doch ohne ihn und Thomas Jefferson, die gemeinsam das *Virginia Statute of Religious Freedom* verfassten, hätten die USA damals einfach weitergemacht wie zuvor: In einigen Bundesstaaten hätten Juden kein öffentliches Amt übernehmen dürfen, in anderen Katholiken, in Maryland Protestanten – dort wurden »profane Worte über die Dreifaltigkeit« mit Folter, einem Brandmal und beim dritten Vergehen

dem »Tod ohne Beistand eines Geistlichen« bestraft. Georgia hätte vielleicht weiter seinen offiziellen Staatsglauben als »Protestantismus« angegeben – wobei völlig unklar ist, als was sich dieser Glaube, einer von Luthers vielen Hybriden, wohl entpuppt hätte.[5]

Als sich die Diskussion um eine Intervention im Irak zuspitzte, ergoss sich der Unsinn nur so von den Kanzeln. Die meisten Kirchen waren gegen den Versuch, Saddam Hussein zu stürzen, und der Papst blamierte sich, indem er den gesuchten Kriegsverbrecher Tarik Asis zu einer Audienz einlud, einen Mann, der für die staatlich angeordnete Ermordung von Kindern verantwortlich war. Als führendes katholisches Mitglied einer herrschenden faschistischen Partei wurde Asis im Vatikan willkommen geheißen (es war nicht das erste Mal, dass man dort so viel Nachsicht walten ließ) und dann nach Assisi gebracht, wo er am Schrein des heiligen Franziskus beten konnte, der so gern vor den Vögeln gepredigt hatte. Auf der anderen Seite der konfessionellen Achse begrüßten einige, wenn auch nicht alle, amerikanische Evangelikalen freudig und lautstark die Aussicht, die muslimische Welt für Jesus zu gewinnen. (»Einige, wenn auch nicht alle« des-

halb, weil Anhänger einer fundamentalistischen Splittergruppe seither auf Beerdigungen von im Irak gefallenen US-Soldaten auftauchen und verkünden, ihr Tod sei Gottes Strafe für die Homosexualität in Amerika. Auf einem besonders taktvollen Schild, mit dem sie den Trauernden vor dem Gesicht herumfuchteln, heißt es: »Thank God for IEDs«, »Dankt Gott für die selbst gebastelten Sprengladungen«, die nicht weniger homophobe muslimische Faschisten am Straßenrand deponiert haben. Ich muss nicht entscheiden, welche calvinistische Theologie hier die korrekte ist: Ich würde sagen, die Wahrscheinlichkeit, mit der sie recht haben, ist für beide gleich groß.) Charles Stanley, dessen Predigten aus der First Baptist Church in Atlanta einmal in der Woche von Millionen Fernsehzuschauern gesehen werden, klang wie ein demagogischer Imam, als er sagte: »Wir sollten zu diesem Krieg auf jede erdenkliche Art das Unsere beitragen. Gott kämpft gegen diejenigen, die sich ihm widersetzen, die gegen ihn und seine Anhänger kämpfen.« Der Nachrichtendienst der Baptist Press brachte den Beitrag eines Missionars, der frohlockte: »Die Außenpolitik und die militärische Macht der USA haben dem Evangelium im Lande Abrahams, Isaaks und Jakobs einen Weg geöffnet« Tim LaHaye setzte wie gewohnt

noch eins drauf. Der Ko-Autor der erfolgreichen Schundromanreihe *Left Behind*, die den Durchschnittsamerikaner auf die »Verzückung« (*rapture*) und auf Armageddon vorbereitet, bezeichnete den Irakkrieg als »Brennpunkt der Endzeitereignisse«.[6] Andere Bibelenthusiasten brachten Saddam Hussein mit dem bösen König Nebukadnezar aus dem alten Babylon in Verbindung; diesen Vergleich hätte der Diktator selbst vermutlich begrüßt, denn immerhin ließ er die alten Mauern von Babylon wieder aufbauen, wobei auf jedem Backstein sein Name eingebrannt war. Statt also vernünftig darüber zu diskutieren, wie der religiöse Fanatismus am besten eingedämmt und besiegt werden könne, bestärkten sich zwei Formen des Wahnsinns gegenseitig: Die Anschläge der Dschihadisten beschworen das blutbefleckte Schreckgespenst der Kreuzritter herauf.

In dieser Hinsicht ist die Religion dem Rassismus nicht unähnlich. Eine Seite erweckt und erzürnt die andere. Einmal wurde mir eine Fangfrage gestellt, die etwas bohrender war als Dennis Pragers und darauf abzielte, meine latenten Vorurteile zu entlarven. Sie stehen spätabends auf dem Bahnsteig eines einsamen New Yorker U-Bahnhofs. Plötzlich tauchen etwa ein

Dutzend Schwarze auf. Bleiben Sie stehen, oder gehen Sie zum Ausgang? Wieder konnte ich antworten, dass ich ebendiese Situation schon erlebt hatte. Während ich nach Mitternacht auf einen Zug wartete, kam eine Mannschaft von Mechanikern mit Werkzeugen und Arbeitshandschuhen aus einem Tunnel, allesamt Schwarze. Da fühlte ich mich plötzlich sicherer und stellte mich in ihre Nähe. Ich habe keine Ahnung, welchem Glauben sie anhingen. Doch in jedem anderen Fall, von dem ich erzählt habe, verstärkte die Religion das Misstrauen und den Hass zwischen den jeweiligen Gruppen erheblich. Die Mitglieder der einen Gruppe reden abschätzig über die der anderen: Christen essen unreines Schweinefleisch und schütten giftigen Alkohol in sich hinein; Buddhisten und Muslime auf Sri Lanka machten die weinseligen Weihnachtsfeiern der Christen 2004 für den Tsunami am zweiten Weihnachtsfeiertag verantwortlich. Katholiken sind verdreckt und haben zu viele Kinder. Muslime vermehren sich wie die Karnickel und wischen sich den Hintern mit der falschen Hand ab. Juden haben Läuse im Bart und würzen ihr Passahbrot gern mit dem Blut christlicher Kinder. Und so weiter.

Kapitel drei

Ein kurzer Abstecher zum Schwein, oder: Warum der Schöpfer Schinken nicht ausstehen kann

Die meisten Religionen verordnen bestimmte Nahrungsmittel und verbieten andere, sei es nun die in Vergessenheit geratene katholische Vorschrift, freitags Fisch zu essen, oder die Verehrung der Kuh als heiliges und unantastbares Tier im Hinduismus. Letztere ging übrigens so weit, dass die indische Regierung erwog, alle Rinder, die infolge der in den Neunzigerjahren in Europa ausgebrochenen BSE-Seuche geschlachtet werden sollten, ins Land zu holen und vor dem Tode zu bewahren. Einige östliche Religionen lehnen den Verzehr von Fleisch ganz ab, und manche krümmen nicht einmal einer Ratte oder einem Floh auch nur ein Härchen. Doch die älteste und hartnäckigste Marotte ist die Abscheu oder gar Furcht vor dem Schwein. Sie entstand im noch unentwickelten

Judäa und war neben der Beschneidung jahrhundertelang ein Merkmal der Juden.

In Sure 5, 60 beschimpft der Koran insbesondere die Juden, aber auch andere Ungläubige, Gott habe sie zu Schweinen und Affen gemacht – ein wichtiges Motiv auch in den jüngsten muslimischen Salafistenpredigten. Dem Koran gilt Schweinefleisch als unrein, ja, als »Gräuel«. Dieses spezifisch jüdische Tabu zu übernehmen, halten die Muslime offenbar keineswegs für paradox. Die islamische Welt prägt ein regelrechter Horror vor allem Schweinischen. Ein gutes Beispiel ist das bis heutige gültige Verbot von George Orwells Buch *Farm der Tiere*, eine der bezauberndsten und nützlichsten Fabeln der Moderne, die muslimischen Schulkindern vorenthalten wird. Ich habe einige der mit großem Ernst formulierten Verbote arabischer Bildungsministerien gelesen, die in ihrer Beschränktheit die böse Rolle der Schweine in Orwells Geschichte völlig übersehen.

Orwell selbst mochte infolge seines Scheiterns als Kleinbauer keine Schweine, und seine Abneigung wird seit jeher von vielen Erwachsenen geteilt, die in der Landwirtschaft mit diesen schwierigen Tieren arbeiten müssen. Schweine, die in Ställen zusammen-

gepfercht werden, neigen zu schweinischem Verhalten und lautstarken, garstigen Streitereien. Es kommt vor, dass sie ihre Exkremente und auch ihre Jungen fressen, und ihre wahllosen und ungezügelten Annäherungsversuche beleidigen das Auge des kultivierten Beobachters. Andererseits sind Schweine, denen man ihre Selbstständigkeit und ausreichend Platz lässt, sehr reinlich, schaffen sich kleine Unterstände, in denen sie ihren Nachwuchs aufziehen, und pflegen soziale Kontakte mit anderen Schweinen. Auch zeigen die Tiere deutliche Anzeichen von Intelligenz; Schätzungen zufolge ist das Verhältnis zwischen Hirn- und Körpermasse bei ihnen fast so groß wie bei Delfinen. Schweine passen sich hervorragend an ihre Umgebung an, wie man am Unterschied zwischen Wildschweinen und verwilderten Tieren auf der einen und den uns vertrauten friedfertigen Mastschweinen mit ihren munteren Ferkeln auf der anderen Seite gut beobachten kann. Doch für die Ängstlichen wurden die Schweinsklauen der Paarhufer zu einem Symbol für das Diabolische, wobei es, so wage ich zu behaupten, leicht zu erraten ist, was zuerst da war – der Teufel oder das Schwein. Die Frage, warum der Schöpfer aller Dinge so eine vielseitige Kreatur schuf und dann seiner höher entwickelten Säugetierschöpfung befahl,

einen weiten Bogen um sie zu machen, wenn sie nicht sein ewiges Missfallen riskieren wolle, ist müßig und überflüssig. Und trotzdem hängen viele ansonsten intelligente Säugetiere dem Glauben an, der Schöpfer könne Schinken nicht ausstehen.

Ich hoffe, der werte Leser hat mittlerweile erraten, was er ohnehin schon wusste: dass dieses wunderbare Tier ein relativ naher Verwandter ist. Seine Erbanlagen haben viel mit unserer DNS gemein, und in jüngster Zeit wurden Haut, Herzklappen und Nieren von Schweinen auf Menschen transplantiert. Wenn ein neuer Dr. Moreau die jüngsten Fortschritte im Klonen zu seinen Zwecken missbrauchen und einen Hybriden schaffen würde – was, wie ich inständig hoffe, nicht geschehen wird –, so würden viele als wahrscheinlichstes Ergebnis einen »Schweinemenschen« fürchten. Fast alles am Schwein ist nützlich, von seinem nahrhaften und köstlichen Fleisch über die Haut, die zu Leder gegerbt wird, und seine Borsten, die man zu Bürsten verarbeitet. Upton Sinclair beschreibt in *Der Dschungel*, seinem Roman über ein Schlachthaus in Chicago, plastisch, wie die Schweine an einem Haken nach oben gehievt werden und schreien, wenn ihnen die Kehle durchgeschnitten wird. Diese Erfah-

rung rührt an den Nerven der abgestumpftesten Arbeiter. Dieser Schrei hat etwas...

Kinder, die nicht von Rabbis oder Imamen negativ beeinflusst wurden, fühlen sich zu Schweinen hingezogen, vor allem zu Ferkeln, und Feuerwehrleute essen für gewöhnlich nicht gerne Schweine- oder Krustenbraten. In der Landessprache Neuguineas und andernorts war der barbarische Ausdruck für gegrilltes Menschenfleisch »langes Schwein«: Ich selbst habe dieses Geschmackserlebnis nie gehabt, doch offenbar schmecken wir, als Gericht, ganz ähnlich wie Schweine.

All das führt die üblichen »säkularen« Erklärungen für das einstige jüdische Verbot ad absurdum. Gern wird argumentiert, das Verbot sei damals sinnvoll gewesen, weil Schweinefleisch im heißen Klima schnell ranzig wird und sich Trichinen bilden können, also parasitäre Fadenwürmer. Diese Erklärung – die vielleicht im Falle der nicht koscheren Schalentiere zutreffen könnte – ist angesichts der tatsächlichen Bedingungen hinfällig. Erstens kommen Trichinen in allen Klimaten vor, in kalten sogar mehr noch als in warmen. Zweitens erkennen Archäologen alte jüdische Siedlungen im Land Kanaan daran, dass im Abfall keine

Schweineknochen zu finden sind, ganz im Gegensatz zu anderen Siedlungen, wo es solche Knochen gibt. Die Nichtjuden erkrankten oder starben also nicht etwa nach dem Verzehr von Schweinefleisch; andernfalls hätte – das nebenbei bemerkt – der Gott des Alten Testaments ja auch keine Veranlassung gehabt, die Nichtschweinefleischesser zu ihrer Ermordung zu drängen.

Es muss also eine andere Lösung zu diesem Rätsel geben. Ich beanspruche für meine eine gewisse Originalität, wäre allerdings ohne die Hilfe von Sir James Frazer und dem großen Ibn Warrak wohl nicht darauf gekommen. Vielen alten Zeugnissen zufolge war die Einstellung der frühen Semiten zum Schwein ebenso von Verehrung wie von Abscheu geprägt. Der Verzehr von Schweinefleisch galt als etwas Besonderes, ja, als Privileg und Ritual – eine unsinnige Vermengung des Heiligen mit dem Profanen, die sich zu allen Zeiten in allen Religionen findet. Dass der Mensch sich zum Schwein hingezogen und von ihm abgestoßen fühlte, hatte einen anthropomorphen Ursprung: Das Aussehen des Schweins, der Geschmack des Schweins, die Todesschreie des Schweins und die offensichtliche Intelligenz des Schweins erinnerten allzu unangenehm

an den Menschen. Die Porcophobie – und die Porcophilie – hat demnach wahrscheinlich ihren Ursprung in der düsteren Zeit der Menschenopfer und sogar des Kannibalismus, auf den die »heiligen« Texte verschiedentlich recht deutlich hinweisen. Alles Erdenkliche – von der Homosexualität bis hin zur Inzucht – wird nur dann unter Strafe gestellt, wenn diejenigen, die das Verbot aussprechen (und die grausamen Strafen festlegen), den unterdrückten Wunsch verspüren, es selbst auszuprobieren. In Shakespeares *König Lear* heißt es, der Polizist, der die Hure auspeitsche, wolle am liebsten eben das mit ihr tun, wofür er sie bestrafe.

Auch Porcophilie kann im Dienste von Unterdrückung und Verdrängung stehen. Im mittelalterlichen Spanien, wo Juden und Muslime unter Androhung von Folter und Tod gezwungen wurden, zum Christentum zu konvertieren, vermutete die Kirchenführung zu Recht, dass viele der Übertritte nicht von Herzen kamen. Tatsächlich war die Inquisition zum Teil der Furcht der Kirche geschuldet, dass Ungläubige an der Messe teilnehmen könnten, wo sie natürlich, und das war noch abscheulicher, Menschenfleisch und Menschenblut zu sich zu nehmen vorgaben, das Jesu

Christi nämlich. Aus dieser Furcht erwuchs unter anderem der Brauch, zu den meisten formalen und informellen Anlässen eine Wurstplatte zu reichen. Wer schon das Glück hatte, Spanien zu bereisen oder in einem guten spanischen Restaurant zu essen, wird mit dieser Geste der Gastfreundschaft wohl vertraut sein. Die Platte umfasst Dutzende verschiedener Sorten Schweinswurst unterschiedlichster Form. Ihren grausigen Ursprung hat diese Sitte indes in der ständigen Suche nach Ketzern, nach einer verräterischen Geste der Abneigung gegen Schweinefleisch. In den Händen eifernder christlicher Fanatiker wurde selbst der köstliche »jamón ibérico« zu einer Art Folterinstrument.

Heute hat uns die Dummheit von anno dazumal wieder eingeholt. In Europa fordern muslimische Eiferer, man müsse unschuldige Kinder vor den *Drei Schweinchen*, Miss Piggy, Ferkel aus *Pu der Bär* und anderen beliebten Tierhelden bewahren. Die verbissenen Kämpfer des Dschihad sind wahrscheinlich nicht belesen genug, um von Wodehouse und dem Schwein des Earl of Emsworth, der »Kaiserin von Blandings«, gehört zu haben oder dem von ihm verehrten *Handbuch der Schweinehaltung* aus der Feder des unver-

gleichlichen Mr. Whiffle. Sollten sie eines Tages darauf stoßen, ist Ärger vorprogrammiert. Eine alte Wildschweinstatue in einem Arboretum in Mittelengland war bereits vom hirnlosen islamischen Vandalismus bedroht.

Diese scheinbar triviale Hysterie zeigt im Kleinen, wie Religion, Glaube und Aberglaube unser Weltbild völlig verzerren. Das Schwein ist so eng mit uns verwandt und in vielerlei Hinsicht so nützlich, dass sich Humanisten heutzutage dafür aussprechen, es nicht mehr industriell zu halten, eingepfercht, von seinen Jungen getrennt und dazu verdammt, in seinem eigenen Kot zu hausen. Ungeachtet des bereits Gesagten hat das rosafarbene und leicht schwammige Fleisch aus dieser Massenhaltung ja auch *wirklich* etwas Abstoßendes. Doch wie jede Entscheidung, die wir über Lebewesen und erst recht über nahe Verwandte fällen, sollten wir auch diese im klaren Licht des Verstandes und des Mitgefühls treffen, statt uns von Zauberformeln aus der Eisenzeit leiten zu lassen, an deren Lagerfeuern noch erheblich schlimmere Verbrechen im Namen Gottes begangen wurden. »Schweinskopf auf einem Stock«, sagt Simon in Goldings *Herr der Fliegen*, als er vor dem verrottenden,

vor Fliegen summenden Götzen – erst erlegt, dann verehrt – steht, den die grausamen und verängstigten Schuljungen aufgestellt haben. »Schweinskopf auf einem Stock.«[1] Und damit lag er der Wahrheit näher, als er ahnte, und war schlauer als die Erwachsenen oder seine kriminellen Altersgenossen.

Kapitel vier

Eine Anmerkung zur Gesundheit und ihre Gefährdung durch die Religion

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am besten durch die Religion geleitet, wie in stockfinstrer Nacht ein Blinder unser bester Wegweiser ist; er kennt dann Wege und Stege besser als ein Sehender – Es ist aber töricht, sobald es Tag ist, noch immer die alten Blinden als Wegweiser zu gebrauchen.

Heinrich Heine, *Aphorismen und Fragmente*

Im Herbst 2001 besuchte ich die indische Stadt Kalkutta mit dem genialen brasilianischen Fotografen Sebastiao Saigado, der auf seinen Fotografien das Leben der Migrantinnen, Kriegsopfer und der Arbeiter festhält, die mühevoll Rohstoffe aus Minen, Bergwerken und Wäldern gewinnen. Nun war er als UNICEF-Botschafter unterwegs und warb für seinen persönlichen Kreuzzug – im positiven Wortsinn – gegen die Geißel

der Kinderlähmung. Der Arbeit engagierter und aufgeklärter Wissenschaftler wie Jonas Salk ist es zu verdanken, dass man heute mit minimalem Kostenaufwand Kinder gegen diese entsetzliche Krankheit impfen kann; es kostet nur ein paar Cent, einem Kind zwei Tropfen des flüssigen Polio-Impfstoffes zu verabreichen. Der medizinische Fortschritt hatte bereits die Schreckensherrschaft der Pocken beendet, und man ging zuversichtlich davon aus, dass es nur noch ein Jahr dauern würde, bis auch die Kinderlähmung besiegt war. Die ganze Menschheit hatte sich, so schien es, gemeinsam dieser Aufgabe verschrieben. In El Salvador und mehreren anderen Ländern hatten die Kriegsparteien eine Waffenruhe ausgerufen, damit sich die Impfteams frei bewegen konnten. Bettelarme und rückständige Länder hatten ihr letztes Geld zusammengekratzt, um die gute Nachricht bis ins abgelegenste Dorf zu bringen: Die entsetzliche Krankheit wird kein Kind mehr dahinraffen oder zu einem untätigen und siechen Leben verdammen. In Washington, wo sich in jenem Jahr viele Menschen, traumatisiert vom 11. September, ängstlich in ihren vier Wänden einbunkerten, ging meine jüngste Tochter an Halloween unerschrocken von Tür zu Tür, zwitscherte »Süßes oder Saures für UNICEF« und rettete mit jeder

Handvoll Kleingeld Kinder, denen sie nie begegnen würde. Man bekam dieses erlesene Gefühl, sich für eine durch und durch gute Sache einzusetzen.

Auch die Menschen von Bengalen, besonders die Frauen, stürzten sich mit Enthusiasmus und Einfallsreichtum in die Aktion. Ich erinnere mich noch an eine Ausschusssitzung, in der streitbare Hostessen aus Kalkutta bar aller Berührungsängste planten, sich mit den Prostituierten der Stadt zusammenzutun, um die Botschaft bis in die letzten Winkel der Gesellschaft zu tragen: Bringt eure Kinder – keiner stellt Fragen – und lasst sie die Tropfen schlucken. Jemand hatte gehört, dass es ein paar Kilometer vor der Stadt einen Elefanten gab, den man mieten und zu Werbezwecken durch die Straßen führen konnte. Die Aussichten waren gut: Es sollte einen Neuanfang geben in einer der ärmsten Städte und Nationen der Welt. Doch dann kam uns zu Ohren, dass in einigen abgelegenen Dörfern muslimische Hardliner das Gerücht streuten, die Tropfen seien Teil einer Intrige. Wer die böse Medizin aus dem Westen einnehme, werde von Impotenz und Durchfall heimgesucht – eine wahrlich abstoßende und deprimierende Kombination.

Das war ein echtes Problem, denn der Impfstoff muss

zweimal verabreicht werden – das zweite Mal zur Auffrischung und Verstärkung der Immunwirkung. Wenn nur wenige Menschen ungeimpft bleiben, kann die Krankheit wieder ausbrechen und sich durch Körperkontakt und über die Wasserversorgung ausbreiten. Wie die Pocken muss auch die Kinderlähmung vollständig ausgerottet werden. Als ich Kalkutta verließ, fragte ich mich, ob der Termin in Westbengalen zu halten und das Land bis zum Ende des folgenden Jahres poliofrei sein werde. Wenn es gelänge, mussten nur noch kleine Flecken in Afghanistan und zwei schwer zugängliche Regionen, die dem religiösen Eifer zum Opfer gefallen waren, versorgt werden, bis wir behaupten konnten, dass die Tyrannei einer weiteren uralten Krankheit endgültig gebrochen war.

Im Jahr 2005 erfuhr ich, wie die Sache ausgegangen war. In Nordnigeria – das bereits für poliofrei erklärt worden war – veröffentlichte eine Gruppe islamischer Geistlicher ein Rechtsgutachten, eine sogenannte Fatwa, nach der es sich bei der Polioimpfung um eine Verschwörung der USA und, man höre und staune, der Vereinten Nationen gegen den muslimischen Glauben handle. Den Mullahs zufolge sollte die Medizin die aufrechten Gläubigen sterilisieren; Ziel und

Wirkung sei demnach ein Völkermord. Niemand dürfe die Tropfen einnehmen oder Kindern verabreichen. Wenige Monate später war die Kinderlähmung wieder da, und zwar nicht nur in Nordnigeria, denn Nigeriareisende und Pilger hatten sie bereits bis nach Mekka und in mehrere andere bereits poliofreie Länder getragen, darunter drei afrikanische Staaten sowie der Jemen. Der schwere Felsbrocken musste noch einmal bis ganz auf den Gipfel gerollt werden.

Man könnte meinen, es handle sich hier um einen Einzelfall. Weit gefehlt. Ich will nur das mir vorliegende Video erwähnen, auf dem Kardinal Alfonso Lopez Trujillo, Präsident des Päpstlichen Rates für die Familie im Vatikan, seine Zuhörer eindringlich davor warnt, dass Kondome in Wahrheit mit vielen mikroskopisch kleinen Löchern versehen seien, die das Aids-Virus durchließen. Schließen wir einen Moment die Augen, stellen wir uns vor, unser Wort sei wegweisend, und überlegen uns, wie wir mit den wenigsten Worten größtmögliches Leid anrichten könnten. Malen wir uns aus, welchen Schaden diese Aussage angerichtet hat: Wahrscheinlich lassen diese Löchlein ja noch mehr durch, womit das Kondom als solches völlig überflüssig wird. In Rom ist so eine Aussage

schon niederträchtig. Doch was geschieht, wenn man die Botschaft in die Sprachen der armen und gebeutelten Länder übersetzt? In Brasilien predigte der Weihbischof von Rio de Janeiro, Rafael Llano Cifuentes, den versammelten Gläubigen zur Karnevalszeit: »Die Kirche lehnt die Verwendung von Kondomen ab. Die sexuellen Beziehungen zwischen Mann und Frau müssen natürlich sein. Nie habe ich erlebt, dass ein kleiner Hund beim Geschlechtsverkehr mit einer Hündin ein Kondom verwendet.«[1] Führende Kirchenvertreter anderer Länder – Kardinal Obando y Bravo in Nicaragua, der Erzbischof von Nairobi und der ugandische Kardinal Emmanuel Wamala – erzählten ihren Schäfchen, dass Kondome Aids *übertragen*. Kardinal Wamala vertrat gar die Ansicht, Frauen, die an Aids sterben, statt sich mit Latex zu schützen, seien als Märtyrerinnen zu betrachten – was vermutlich nur für den Märtyrertod im Rahmen einer ehelichen Beziehung gelten sollte.

Die islamischen Religionsführer haben sich keinesfalls besser, manchmal sogar noch schlimmer benommen. Im Jahr 1995 drängte das Konzil der Ulemas in Indonesien darauf, Kondome nur auf Rezept und nur an verheiratete Paare auszuhändigen. Im Iran darf

einem Arbeiter, der HIV-positiv ist, gekündigt werden, und Ärzte und Krankenhäuser haben das Recht, die Behandlung von Aids-Patienten zu verweigern. Ein Vertreter des pakistanischen Aids-Kontrollprogramms erklärte im Jahr 2005 gegenüber der Zeitschrift *Foreign Policy*, das Problem sei in seinem Land aufgrund der »besseren sozialen und islamischen Werte« nicht so dramatisch.[2] Und das in einem Staat, in dem das Gesetz die *Verurteilung* einer Frau zu einer Vergewaltigung durch mehrere Männer vorsieht, um auf diesem Weg die »Schande« durch ein vom Bruder der Frau verübtes Vergehen zu sühnen. Hier kommt die alte religiöse Kombination aus Unterdrückung und Verleugnung zum Tragen: Über eine Seuche wie Aids spricht man nicht, weil der Koran vorehelichen Geschlechtsverkehr, Drogenmissbrauch, Ehebruch und Prostitution hinreichend verbietet. Schon ein Besuch, sagen wir im Iran, beweist aber das Gegenteil. Hier machen die Mullahs aus der Scheinheiligkeit ein Geschäft, indem sie, zum Teil in speziell dafür vorgesehenen Häusern, auf wenige Stunden »zeitlich beschränkte« Hochzeitsurkunden verkaufen, wobei die Scheidungspapiere beim Geschäftsabschluss gleich mit unterzeichnet werden. Fast könnte man von Prostitution sprechen ... Mir wurde zuletzt vor

dem hässlichen Heiligtum des Ayatollah Khomeini in Südteheran so ein Geschäft angetragen. Verschleierte Frauen und solche in Burkas aber, die von ihren Ehemännern mit dem Virus angesteckt werden, sollen bitte still und leise sterben. Man muss davon ausgehen, dass überall auf der Welt noch Millionen friedlicher und anständiger Menschen elend und sinnlos zu Tode kommen werden dank eines solchen Obskurantismus.

Das Verhältnis der Religion zur Medizin ist, wie auch das zu den Naturwissenschaften, schwierig und häufig von Feindschaft geprägt. Ein moderner Gläubiger mag behaupten und sogar davon überzeugt sein, dass sein Glaube mit den Naturwissenschaften und der Medizin vereinbar ist, doch beide neigen leider dazu, das Monopol der Religion zu unterlaufen, und werden daher von dieser oft erbittert bekämpft. Was wird aus dem Wunderheiler und dem Schamanen, wenn sich jeder einfache Bürger der Wirkung von Medikamenten und Behandlungen vergewissern kann, die ganz ohne Zauber und Zeremonien auskommen? Sie werden so überflüssig wie der Regenmacher, wenn ein Meteorologe aufkreuzt, oder der Sterndeuter, wenn der Schullehrer des ersten Fernrohrs habhaft wird.

Dass Seuchen früher als Strafen der Götter galten, bestärkte die Priester in ihrer Macht und machte es ihnen leichter, Ungläubige und Ketzer zu verbrennen, die – so eine andere Erklärung – mit ihrer Zauberkraft angeblich Krankheiten verbreiteten oder Brunnen vergifteten. Die Orgien der Dummheit und Grausamkeit, in denen sich die Menschheit erging, ehe sie eine ordentliche Vorstellung von der Entstehung von Krankheiten durch Erreger hatte, mögen noch verzeihlich sein. Die Hälfte der »Wunder« im Neuen Testament handelt vom Heilen, das den Menschen in einer Zeit, als schon eine leichte Erkrankung zum Tod führen konnte, sehr wichtig war; sogar der heilige Augustinus glaubte nach eigener Aussage vor allem der Wunder wegen an das Christentum. Naturwissenschaftliche Religionskritiker wie Daniel Dennett haben in aller Großzügigkeit darauf hingewiesen, dass auch völlig nutzlose Heilrituale die Genesung der Menschen befördert hätten, immerhin ist bekannt, wie nützlich eine positive innere Einstellung im Kampf gegen eine Verletzung oder Infektionen sein kann.[3] Doch diese Entschuldigung ermöglicht erst der Rückblick. Sie wurde hinfällig, als Dr. Jenner entdeckte, dass sich mit einem Kuhpockenimpfstoff der Ausbruch der Pocken verhindern lässt. Und trotzdem

lehnte Timothy Dwight, der Gründer der Universität Yale und bis heute einer der angesehensten Theologen der amerikanischen Geschichte, die Pockenimpfung ab, weil er sie als Einmischung in den göttlichen Plan betrachtete. Und diese Mentalität ist noch weitverbreitet, obwohl ihre Ursache und Rechtfertigung, die menschliche Unwissenheit, schon lange der Vergangenheit angehört.

Es ist interessant und lässt tief blicken, dass der Erzbischof von Rio den Hund für seine Analogie heranzieht. Hunde machen sich nicht die Mühe, ein Kondom überzuziehen. Wer sind wir, uns an ihrer Treue zur »Natur« zu stoßen? Als kürzlich in der anglikanischen Kirche heftig darüber gestritten wurde, ob Homosexuelle die Ordination erhalten sollten, brachten mehrere Bischöfe das alberne Argument vor, Homosexualität sei »unnatürlich«, weil sie bei anderen Arten nicht vorkomme. Einmal ganz abgesehen von der bodenlosen Unsinnigkeit dieser Beobachtung: Sind die Menschen nun ein Teil der »Natur«, oder sind sie es nicht? Oder anders: Wenn sie nun zufällig homosexuell sind, sind sie dann nach Gottes Vorbild geschaffen oder nicht? Einmal ganz zu schweigen davon, dass homosexuelles Verhalten bei

vielen Vogel- und Säugetierarten, auch Primaten, umfassend dokumentiert ist. Wer sind die Geistlichen, die Natur zu interpretieren? Dass sie das nicht können, haben sie bereits zur Genüge bewiesen. Ein Kondom ist schlichtweg eine notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung dafür, die Übertragung des Aids-Virus zu verhindern. Da sind sich alle qualifizierten Fachleute einig, einschließlich derer, die Abstinenz für die bessere Lösung halten. Homosexualität kommt in allen Gesellschaften vor, und ihr Auftreten weist sie wohl als Teil des menschlichen »Designs« aus. Diesen Tatsachen müssen wir uns notgedrungen stellen. Wir wissen auch, dass die Beulenpest nicht von Sündern oder Abtrünnigen übertragen wurde, sondern von Ratten und Flöhen. Erzbischof Lancelot Andrewes fiel während der Heimsuchung Londons durch den »Schwarzen Tod« 1665 voll Unbehagen auf, dass die entsetzliche Krankheit sowohl fromme Menschen befiel, die beteten und ihren Glauben bewahrten, wie auch andere, die das nicht taten. Damit war er einer Erkenntnis schon gefährlich nahe. Während ich dieses Kapitel schreibe, tobt in meiner Heimatstadt Washington, D. C., ein Streit: Die humanen Papillomaviren (HPV), die, wie man seit Langem weiß, durch Geschlechtsverkehr übertragen werden,

lösen eine Infektion aus, die bei Frauen im schlimmsten Fall zu Gebärmutterkrebs führen kann. Deshalb wurde ein Serum entwickelt – die Entwicklung von Impfstoffen kommt heute in Riesenschritten voran –, das die Krankheit zwar nicht heilt, die Frauen jedoch dagegen immun macht. Allerdings gibt es in der Regierung Kräfte, die eine solche Maßnahme ablehnen, weil sie sich nicht gegen vorehelichen Geschlechtsverkehr richtet. Die Ausbreitung des Gebärmutterkrebses im Namen Gottes zu akzeptieren ist moralisch und intellektuell aber nichts anderes, als die Frauen auf einem Steinaltar zu opfern und der Gottheit für unser sexuelles Verlangen zu danken, um es sodann zu verfluchen.

Wir wissen nicht, wie viele Menschen in Afrika am Aids-Virus gestorben sind oder noch sterben werden. Das Virus wurde in einer Meisterleistung der Humanforschung schon bald nach seinem ersten tödlichen Auftreten isoliert und kann mittlerweile bekämpft werden. Andererseits wissen wir, dass der Geschlechtsverkehr mit einer Jungfrau, mancherorts ein beliebtes »Heilmittel«, die Infektion weder verhindert noch heilt. Und wir wissen überdies, dass der Kondomgebrauch als Prophylaxe zumindest dazu beitragen

kann, die Ausbreitung des Virus zu verhindern. Wir haben es hier nicht, wie die Missionare früher glaubten, mit Medizinmännern und Wilden zu tun, die sich gegen ihre Wohltaten zur Wehr setzen. Sondern mit der Regierung Bush, die sich in unserer angeblich säkularen Republik des 21. Jahrhunderts weigert, ihr Entwicklungshilfebudget mit Wohltätigkeitseinrichtungen und Kliniken zu teilen, die Menschen bei der Familienplanung beraten. Mindestens zwei große etablierte Religionen mit mehreren Millionen Anhängern in Afrika halten die Aids-Behandlung für schlimmer als die Krankheit selbst. Darüber hinaus hängen sie dem Glauben an, die Seuche sei eine Strafe des Himmels für abweichende Sexualpraktiken, insbesondere die Homosexualität. Diesen primitiven Schwachsinn wischt Ockhams Rasiermesser mit einem Streich vom Tisch: Homosexuelle Frauen infizieren sich nicht mit Aids (es sei denn, sie haben das Pech, es über eine Transfusion oder Nadel verabreicht zu bekommen), und mehr noch: Sie bekommen auch *alle anderen* Geschlechtskrankheiten seltener als sogar Heterosexuelle. Und trotzdem weigern sich die geistlichen Führer hartnäckig, auch nur die Existenz des Lesbentums einzugestehen. Womit sie einmal mehr dokumentieren, dass die Religion eine ernst zu neh-

mende Bedrohung für die Volksgesundheit darstellt. Eine hypothetische Frage: Ich werde dabei erwischt, wie ich, ein Mann von siebenundfünfzig Jahren, einem männlichen Baby am Penis lutsche. Wut und Ekel würden mir entgegenschlagen. Aber selbstverständlich habe ich eine Erklärung zur Hand: Ich bin ein Mohel und wurde bestellt, eine Beschneidung vorzunehmen. Meine Autorität beziehe ich aus einem Text des Altertums, der mir aufträgt, den Penis des kleinen Jungen in die Hand zu nehmen, die Vorhaut ringsum einzuschneiden und die rituelle Handlung zu beenden, indem ich den Penis in den Mund nehme, die Vorhaut absauge und die amputierte Haut samt einem Mundvoll Blut und Speichel ausspucke. Diese Praxis ist bei den meisten Juden nicht mehr üblich, weil sie unhygienisch ist und zudem unangenehme Assoziationen weckt, doch die chassidischen Fundamentalisten, die bis heute auf einen Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem hoffen, führen sie noch durch. Sie betrachten den primitiven Ritus des Peri'ah Metsitsah als Teil des ursprünglichen und unzertrennlichen Bundes mit Gott. Im Jahr 2005 wurde in New York bekannt, dass sich mehrere kleine Jungen bei dem von einem siebenundfünfzig Jahre alten Mohel durchgeführten Ritual mit Genitalherpes angesteckt

hatten, an dem mindestens zwei Kinder starben. Unter anderen Umständen hätte sich das Gesundheitsamt durch diese Nachricht dazu veranlasst gesehen, das Ritual zu verbieten, und der Bürgermeister hätte sich öffentlich davon distanziert. In der Hauptstadt der modernen Welt, im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, sollte es jedoch anders kommen: Bürgermeister Bloomberg schrieb Warnungen angesehener jüdischer Ärzte vor den Gefahren des Brauches in den Wind und wies seine Gesundheitsbehörde an, vorerst keine Entscheidung zu fällen. Es gelte nun vor allem, so Bloomberg, dafür Sorge zu tragen, dass die freie Religionsausübung nicht eingeschränkt werde. Das bekam ich in einer öffentlichen Debatte auch von Peter Steinfels, dem liberalen katholischen Redakteur, der bei der New York Times für die Rubrik Religion zuständig ist, zu hören.

Zufällig fanden in jenem Jahr Bürgermeisterwahlen in New York statt, was häufig vieles erklärt. Doch das Prinzip greift auch in anderen Religionen, anderen Bundesstaaten, anderen Städten und anderen Ländern. In weiten Teilen des animistischen und muslimischen Afrika werden Mädchen der Hölle der Beschneidung oder der Infibulation ausgesetzt, bei

der, oft mit einem scharfen Stein, die Klitoris und die kleinen Labien beschnitten werden und der Vaginalausgang anschließend mit dickem Garn zugenäht wird; die Naht wird erst in der Hochzeitsnacht vom Ehemann gewaltsam geöffnet. Bis dahin verlangen das Mitgefühl und die Erfordernisse der Biologie das Belassen einer kleinen Öffnung für den Urin und das Menstruationsblut. Der Gestank, der Schmerz, die Erniedrigung und das Elend, die daraus erwachsen, übersteigen jede Vorstellungskraft; die Folge sind Infektionen, Sterilität, Scham und der Tod vieler Frauen und Säuglinge bei der Geburt. Keine Gesellschaft würde einen solchen Angriff auf ihre Frauen und somit auf ihren eigenen Fortbestand tolerieren, wenn der grauenhafte Brauch nicht heilig wäre. Doch auch ein New Yorker lässt Gräueltaten gegen Babys nur unter dieser Voraussetzung zu. Eltern, die den widersinnigen Behauptungen der »Christian Science« glauben, hat man verschiedentlich angeklagt, jedoch nicht immer verurteilt, weil sie ihrem Nachwuchs dringend notwendige medizinische Hilfe verweigert hatten. Eltern, die sich »Zeugen Jehovas« nennen, erlauben für ihre Kinder keine Bluttransfusionen. Mormonische Eltern, die daran glauben, dass einem gewissen Joseph Smith einst der Weg zu vergrabenen Goldplatten ge-

wiesen wurde, verheiraten ihre minderjährigen Töchter bevorzugt mit einem Onkel oder Cousin, der oft bereits ältere Ehefrauen hat. Die schiitischen Fundamentalisten im Iran haben das »Einwilligungs«-Alter auf neun Jahre gesenkt, vielleicht im bewundernden Andenken an die jüngste »Frau« des »Propheten« Mohammed. Hindu-Kindsbräute in Indien werden ausgepeitscht und manchmal bei lebendigem Leib verbrannt, wenn die armselige Mitgift, die sie mit in die Ehe bringen, als zu gering erachtet wird. Der Vatikan und sein umfangreiches Diözesennetz mussten allein im vergangenen Jahrzehnt in zahllosen Fällen von Kindesmissbrauch und Kindesmisshandlung ihre Komplizenschaft eingestehen; die Vergehen waren vorwiegend, aber durchaus nicht ausschließlich, homosexuell motiviert, wobei bekannte Päderasten und Sadisten vor Strafe geschützt und in Gemeinden versetzt wurden, in denen sie eine noch größere Auswahl an unschuldigen und schutzlosen Opfern fanden. In Irland – einst unzweifelhaft treu der Holy Mother Church ergeben – sind heute einer Schätzung zufolge in den religiösen Schulen die *nicht* missbrauchten Kinder in der Minderzahl.

Nun pocht die Religion beim Schutz und bei der Bil-

dung von Kindern auf eine Sonderrolle. »Wehe dem«, sagt der Großinquisitor in Dostojewskis *Die Brüder Karamasow*, »der einem Kind etwas zuleide tut!« Jesus erklärt im Neuen Testament, einer, der sich eines solchen Verbrechens schuldig mache, sei besser im Meer aufgehoben, »wo es am tiefsten ist«, und zwar mit einem Mühlstein um den Hals. Doch in Theorie und Praxis bedient sich die Religion der Unschuldigen und Wehrlosen für ihre Experimente. Sollen doch die praktizierenden jüdischen Männer ihren frisch beschnittenen blutigen Penis einem Rabbi in den Mund stecken – was zumindest in New York legal wäre. Sollen sich Frauen, die ihren Schamlippen misstrauen, doch von anderen erbärmlichen Frauen beschneiden lassen. Soll sich Abraham doch zur Selbsttötung bereit erklären, um seine Demut vor dem Herrn zu beweisen oder seinen Glauben an die Stimmen in seinem Kopf. Sollen sich doch fromme Eltern bei akuten Schmerzen den Beistand durch die Medizin versagen. Soll sich meinetwegen der Priester, der sich zum Zölibat verpflichtet hat, als promisker Homosexueller betätigen. Soll sich die Gemeinde, die an Teufelsaustreibungen glaubt, doch jede Woche einen erwachsenen Sünder herauspicken und auspeitschen, bis er blutet. Soll doch der Kreationismus-Anhänger

seine Kollegen in der Mittagspause belehren. Aber dass schutzlose Kinder zu diesen Zwecken missbraucht werden, kann auch der überzeugteste Säkularist getrost als Sünde bezeichnen.

Ich stelle mich nicht als moralisches Vorbild hin und würde schnell Schiffbruch erleiden, wenn ich es versuchte. Doch wenn man mich verdächtigte, ein Kind vergewaltigt, ein Kind gepeinigt, es mit einer Geschlechtskrankheit infiziert oder es in die sexuelle oder anders geartete Sklaverei verkauft zu haben, würde ich wohl über Suizid nachdenken, egal ob ich schuldig wäre oder nicht. Hätte ich aber eine solche Tat auch wirklich begangen, würde ich den Tod in jeder Form begrüßen. Diese Abscheu ist bei einem gesunden Menschen angelegt und braucht ihm nicht erst beigebracht zu werden. Da die Religion ausgerechnet dort in unerreichtem Maße straffällig geworden ist, wo moralische und ethische Autorität als universell und absolut bezeichnet werden kann, dürfen wir hier vorläufig mindestens drei Schlüsse ziehen. Erstens: Die Religion und die Kirchen wurden vom Menschen geschaffen, und da das so offensichtlich ist, kann man es auch nicht ignorieren. Zweitens: Ethik und Moral sind vom Glauben unabhängig und

lassen sich nicht aus ihm ableiten. Drittens: Da die Religion für ihre Praktiken und Glaubensinhalte eine göttliche Ausnahmeregelung geltend machen möchte, ist sie nicht nur amoralisch, sondern unmoralisch. Der unwissende Psychopath oder Rohling, der seine Kinder misshandelt, muss bestraft werden, man kann sein Handeln aber vielleicht nachvollziehen. Wer sich aber für seine Grausamkeiten auf eine himmlische Rechtfertigung beruft, ist mit dem Bösen behaftet – und stellt eine erheblich größere Gefahr dar.

Das psychiatrische Krankenhaus von Jerusalem hat eine Station eigens für Menschen, die für sich und andere eine besondere Gefahr darstellen. Die Patienten dort leiden am sogenannten Jerusalemsyndrom. Polizisten und Sicherheitskräfte werden speziell darauf geschult, sie zu erkennen, denn der Wahn verbirgt sich häufig hinter einer Fassade seliger Gelassenheit. Die Leute kommen in die heilige Stadt, um ihre eigene Ankunft als Messias oder Erlöser zu verkünden oder den Weltuntergang vorherzusagen. Der Zusammenhang zwischen religiösem Glauben und geistiger Störung ist, vom toleranten und »multikulturellen« Standpunkt aus betrachtet, so offensichtlich wie tabu.

Wenn jemand seine Kinder ermordet und hinterher erklärt, Gott habe es ihm befohlen, wird er zwar womöglich für unzurechnungsfähig erklärt und gilt als nicht schuldig, landet aber trotzdem in Sicherheitsverwahrung. Wenn einer in einer Höhle lebt und behauptet, Visionen und prophetische Träume zu haben, lassen wir ihn in Ruhe, bis sich herausstellt, dass er in seiner Glückseligkeit ein ganz und gar nicht imaginäres Selbstmordattentat plant. Wenn einer, der sich als von Gott erwählt betrachtet, beginnt, Getränkepulver und Waffen zu horten und sich an den Frauen und Töchtern seiner Anhänger gütlich zu tun, so werden wir das nicht nur mit einem Stirnrunzeln quittieren. Doch wenn solche Verhaltensweisen unter der schützenden Hand einer etablierten Religion gepredigt werden, sollen wir sie ernst nehmen. Alle drei monotheistischen Religionen preisen, um ein bekanntes Beispiel anzuführen, Abraham dafür, dass er bereit war, auf die Stimmen in seinem Kopf zu hören und mit seinem Sohn Isaak einen langen Spaziergang mit recht düsterem wahnhaften Ziel zu unternehmen. Und die Laune, die seiner Mörderhand am Ende Einhalt gebietet, wird dann als Gnade Gottes vermerkt.

Das Verhältnis zwischen körperlicher und geistiger

Gesundheit hängt, wie man heute weiß, eng damit zusammen, ob die Sexualität intakt oder gestört ist. Kann es da Zufall sein, dass alle Religionen Gesetzeshoheit in Fragen der Sexualität beanspruchen? Zuallererst nötigen Gläubige seit jeher sich selbst, einander und Nichtgläubige, indem sie ein Monopol in diesem Bereich für sich reklamieren. Die wenigsten Religionen müssen sich mit der Durchsetzung des Inzesttabus abgeben (einige wenige Kulte erlauben oder befördern ihn sogar) denn wie Mord und Diebstahl lehnen die meisten Menschen den Inzest ohne weitere Erklärung ab. Doch wer auch nur einen flüchtigen Blick in die Geschichte der Furcht vor der Sexualität und ihrer Ächtung durch die Religion wirft, dem offenbart sich der beunruhigende Zusammenhang zwischen extremer Lüsternheit und extremer Repression. Fast jeder sexuelle Impuls wurde zum Anlass für Verbote, Scham- und Schuldgefühle. Manueller Sex, oraler Sex, analer Sex, Sex ohne Missionarsstellung – nichts ließe sich denken, worauf nicht ein schrecklicher Bann läge. Selbst im modernen hedonistischen Amerika wird in den Gesetzen mehrerer Bundesstaaten alles, was nicht unmittelbar der heterosexuellen Fortpflanzung von Angesicht zu Angesicht dient, als Sodomie definiert.

Daraus ergeben sich schwere Einwände gegen das göttliche »Design«, egal ob wir es nun als »intelligent« bezeichnen oder nicht. Die menschliche Art ist ganz offensichtlich dazu geschaffen, mit ihrer Sexualität zu experimentieren. Das ist der Geistlichkeit natürlich bekannt. Als Dr. Samuel Johnson das erste große Wörterbuch der englischen Sprache vollendet hatte, wurde er von einer Delegation ehrbarer älterer Damen besucht, die ihn dazu beglückwünschen wollten, keine unanständigen Wörter aufgenommen zu haben. Seiner Antwort – mit Interesse stelle er fest, dass die Damen offenbar jene Wörter nachgeschlagen hätten – ist nichts hinzuzufügen. Orthodoxe Juden vollziehen vielleicht nicht den Akt durch ein Loch im Laken, doch ihre Frauen müssen sich rituellen Bädern unterziehen, um sich vom Schmutz der Menstruation zu reinigen. Muslime bestrafen einen Ehebrecher, indem sie ihn öffentlich auspeitschen. Christen leckten sich die Lippen, während sie Frauen auf Hexenmerkmale untersuchten. Ich brauche die Liste nicht weiter fortzuführen: Jedem Leser dieses Buches wird ein eingängiges Beispiel einfallen, und wenn nicht, wird er zumindest erraten, worauf ich hinauswill. Dass Religion vom Menschen geschaffen und anthropomorph ist, geht auch eindeutig daraus hervor, dass

sie überwiegend vom Mann gemacht wurde. Die am längsten ununterbrochen genutzte heilige Schrift, die Thora, heißt den Gläubigen, seinem Schöpfer täglich dafür zu danken, dass er nicht als Frau zur Welt kam – womit sich erneut die dringliche Frage stellt: Wer, wenn nicht der Sklave, dankt seinem Herrn für eine Entscheidung, die sein Herr getroffen hat, ohne ihn vorher zu fragen? Im Alten Testament, wie es die Christen herablassend nennen, wird die Frau aus dem Mann geklont, um ihm zu Diensten zu sein. Im Neuen Testament spricht Paulus mit Furcht und Verachtung von der Frau. In allen religiösen Texten herrscht die primitive Furcht, die Hälfte der menschlichen Rasse sei befleckt und unrein, gleichzeitig aber eine sündhafte Versuchung, der man(n) unmöglich widerstehen könne. Liegt hier die Erklärung für den hysterischen Jungfrauen- und Jungfräulichkeitskult, die Furcht vor dem Frauenkörper und die Angst vor den weiblichen Fortpflanzungsorganen? Falls jemand die sexuellen und anderen Grausamkeiten der Religionen erklären kann, ohne sich auf die Obsession mit der sexuellen Enthaltsamkeit zu berufen, bitte schön – ich kann es nicht. Wenn ich im Koran die nicht enden wollenden Verbote zur Sexualität und das dekadente Versprechen orgiastischer Ausschweifungen im nächsten

Leben lese, muss ich lachen. Diese Taktik ist so durchsichtig wie das Kinderspiel »Tun wir so, als ob«, nur dass man sich nicht an der kindlichen Unschuld erfreuen kann. Die wahnsinnigen Mörder vom 11. September – die auf Beförderung zu wahnsinnigen Völkermördern hofften – mögen von Jungfrauen versucht worden sein, doch viel schlimmer ist, dass sie wie viele ihrer Dschihadistenfreunde Jungfrauen *waren*. Wie einst die Mönche werden die Fanatiker früh aus ihren Familien gerissen und gelehrt, ihre Mütter und Schwestern zu verachten. Sie wachsen auf, ohne je mit einer Frau ein normales Gespräch zu führen, geschweige denn ein normales Verhältnis zu pflegen. Das allein ist schon krankhaft. Das Christentum ist zu verklemmt, um Sex im Paradies in Aussicht zu stellen – ja, es ist ihm nicht einmal gelungen, überhaupt einen verlockenden Himmel zu entwerfen – dafür verspricht es sexuell Abtrünnigen sadistische Strafen in Hülle und Fülle und bis in alle Ewigkeit, was fast dieselbe Wirkung hat und auf anderem Weg zum gleichen Ziel führt.

Ein spezielles Subgenre der modernen Literatur ist die Autobiografie von Männern und Frauen, die in den

Genuss einer religiösen Erziehung kamen. Für manche dieser Autoren ist die moderne Welt säkularisiert genug, dass sie heute ihre Erlebnisse und das, woran sie zu glauben hatten, durch den Kakao ziehen können. Doch solche Bücher werden zwangsläufig meist von Menschen verfasst, die diese Erfahrung dank ihrer inneren Stärke überlebt haben. Wenn Millionen von Kindern lernen, dass Masturbation blind macht, unreine Gedanken ins ewige Fegefeuer führen, dass auch Anhänger anderer Konfessionen einschließlich Mitglieder der eigenen Familie auf ewig dort werden schmoren müssen oder dass beim Küssen Geschlechtskrankheiten übertragen werden, dann ist der Schaden gar nicht zu ermessen. Das Gleiche gilt für das Leid, das Religionsgelehrte anrichten, wenn sie ihren Schülerinnen und Schülern solche Lügen unter Prügel, Vergewaltigung und öffentlicher Demütigung einhämmern. Einige der Menschen, die »in Gräbern ruhen, die kein Mensch besucht«, mögen ihren Beitrag zum Guten in der Welt geleistet haben, doch wer Hass und Furcht und Schuld gepredigt und unzählige Kinderleben ruiniert hat, sollte dankbar sein, dass die Hölle, von der er schwafelt, nur eine seiner eigenen niederträchtigen Lügen ist und er nicht dort verrotten muss.

Sie ist gewalttätig, irrational und intolerant, steht im Bund mit Rassismus, Stammesdünkel und Bigotterie, lehnt in ihrer Ignoranz die freie Forschung ab, verachtet Frauen und züchtigt Kinder. Die organisierte Religion hätte allen Grund für ein schlechtes Gewissen. Ein weiterer Punkt sei dieser Liste noch angefügt: Die Religion steht zwangsläufig in Erwartung des Weltuntergangs. »Erwartung« meine ich hier nicht im rein eschatologischen Sinne eines Vorausblickens auf das Ende. Nein, ich meine, sie wünscht ihn sich offen oder insgeheim herbei. Vielleicht aus dem Bewusstsein heraus, dass ihre unausgegorenen Behauptungen nicht ganz überzeugend sind, vielleicht auch aus Unbehagen über ihre gierige Anhäufung weltlicher Macht und weltlichen Reichtums kündigt sie immer wieder die Apokalypse und den Jüngsten Tag an. Seit die ersten Medizinmänner und Schamanen eine Sonnenfinsternis vorhersagen konnten und ihr astronomisches Halbwissen dazu missbrauchten, die Unwissenden in Angst und Schrecken zu versetzen, ist das ein wiederkehrendes Motiv. Es reicht von den Briefen des Paulus, der ganz offenkundig dachte und hoffte, die Zeit der Menschheit neige sich dem Ende zu, über die wirren Fantasien der Offenbarung, die Johannes so unvergesslich auf der griechischen Insel Patmos

niederschrieb, bis hin zu der erfolgreichen Schundromanreihe *Left Behind*, die, angeblich von Tim LaHaye und Jerry B. Jenkins verfasst, offenbar jedoch nach der bewährten Methode produziert wurde, zwei Orang-Utans auf einen PC loszulassen.

> »Und über ihnen ein großer Schwarm gieriger Vögel, die sich an Mensch und Tier gütlich taten [...] Ihre Eingeweide ergossen sich auf den Wüstenboden, und alle in ihrer Nähe, die die Flucht ergreifen wollten, wurden ebenfalls getötet. Ihr Blut sammelte sich in Lachen unter dem strahlenden Licht der Herrlichkeit Christi.«

Jesus wird nach der Schlacht gefragt:

> »Warum aber ist dein Gewand so rot, ist dein Kleid wie das eines Mannes, der die Kelter tritt?«

> »Ich allein trat die Kelter, von den Völkern war niemand dabei. Da zertrat ich sie voll Zorn, zerstampfte sie in meinem Grimm. Ihr Blut spritzte auf mein Gewand und befleckte meine Kleider.«[4]

Es ist die schiere Lust am Wahnsinn, durchsetzt mit Scheinzitaten aus der Bibel. Etwas reflektierter, aber kaum weniger deprimierend, begegnet uns das Motiv

in Julia Ward Howes Gedicht »Battie Hymn of the Republic«, in dem auch die Kelter wieder auftaucht, und in Robert Oppenheimers Reaktion auf die erste Atombombenexplosion bei Alamogordo in New Mexico, als er aus dem Hinduepos *Bhagavadghita* zitiert haben soll: »Jetzt bin ich der Tod, Zerstörer von Welten.« Eine der vielen Parallelen zwischen dem religiösen Glauben und den finsteren, verdorbenen und egoistischen Kindheitstagen unserer Spezies ist der unterdrückte Wunsch, zuzusehen, wie alles zerschlagen, zerstört und zunichtegemacht wird. Dieses trotzige Bedürfnis hängt mit zwei Spielarten der Schadenfreude zusammen: Erstens wird der eigene Tod durch die Vernichtung aller anderen Menschen aufgehoben, vielleicht auch vergolten oder kompensiert. Zweitens kann man immer eigensüchtig darauf hoffen, dass man selbst verschont bleibt und auf dem Schoß des Massenvernichters ein sicheres Plätzchen findet, von dem man das Leid der weniger Glücklichen beobachten kann. Tertullian, einer der vielen Kirchenväter, die sich vergeblich mit einer überzeugenden Beschreibung des Paradieses abmühten, entschied sich, nicht dumm, für den kleinsten gemeinsamen Nenner, indem er als eine der größten Freuden im Leben nach dem Tod die unendliche Be-

trachtung der Qualen der Verdammten versprach. Damit gab er mehr Wahrheit preis, als er ahnte, deutete er doch auf das menschgemachte Wesen der Religion hin.

Wie immer sind die Erkenntnisse der Naturwissenschaften sehr viel eindrucksvoller als die Tiraden der Gottesleute. Die Geschichte des Universums begann, wenn wir dem Wort »Zeit« überhaupt irgendwelche Bedeutung zumessen wollen, vor rund zwölf Milliarden Jahren. (Bei falscher Anwendung des Begriffes »Zeit« gelangt man zu infantilen Berechnungen wie denen des James Ussher, Erzbischof von Armagh, dem zufolge die Erde – nur »die Erde« wohlgemerkt, nicht das Universum – am Samstag, dem 22. Oktober 4004 v. Chr. um sechs Uhr abends entstand. Auf diese Datierung stützte sich William Jennings Bryan, ehemaliger US-Außenminister und zweimaliger Präsidentschaftskandidat der Demokraten, als Anklagevertreter im Prozess gegen einen Lehrer, der seinen Schülern die Evolutionslehre beigebracht hatte, noch im dritten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts vor Gericht.) In Wahrheit beträgt das Alter der Sonne und der sie umkreisenden Planeten – von denen das Schicksal einem Leben zugesteht, während die ande-

ren zu einem lebensfeindlichen Dasein verdammt sind – wohl viereinhalb Milliarden Jahre, eine Zahl, die laufend diskutiert wird. Diesem sehr kleinen Planetensystem bleibt wahrscheinlich noch einmal mindestens diese Zeitspanne, um seine Feuerbahnen zu ziehen, denn unsere Sonne hat eine verbleibende Lebenserwartung von satten fünf Milliarden Jahren. Dann allerdings wird sie sich wie Millionen anderer Sonnen vor ihr explosionsartig in einen »roten Riesen« verwandeln, die Ozeane der Erde zum Kochen bringen und jegliche Lebensform auslöschen. Kein Prophet oder Visionär hat bislang auch nur ansatzweise ein Bild von der katastrophalen Kraft und Endgültigkeit dieses Moments zeichnen können. Immerhin müssen wir ihn aus hausgemachten Gründen nicht weiter fürchten: Nach derzeitigen Prognosen wird die Biosphäre bis dahin sehr wahrscheinlich von einer anderen, langsamer verlaufenden Art der globalen Erwärmung zerstört sein. Auch optimistischen Experten zufolge haben wir als Spezies auf Erden keine Äonen mehr vor uns.

Mit welcher Verachtung und welchem Misstrauen müssen wir daher jedem begegnen, der es einfach nicht abwarten kann, der sich selbst belügt und an-

dere ängstigt – wie immer vor allem Kinder – mit seinen Schreckensvisionen von einer Apokalypse, auf die dann das strenge Gericht desjenigen folgt, der uns dieses unentrinnbare Schlamassel angeblich erst eingebrockt hat. Wir mögen heute über die Eiferer lachen, die einst mit Schaum vor dem Mund Hölle und Verdammnis predigten und junge Seelen mit der pornografischen Darstellung ewiger Qualen in Angst und Schrecken versetzten, doch das Phänomen hat uns in einer durchaus beunruhigenden heiligen Allianz zwischen Gläubigen und der Wissenschaft, diesmal in Form von Anleihen und geistigem Diebstahl, wieder eingeholt. Professor Pervez Hoodbhoy, angesehener Professor für Kernphysik an der Universität von Islamabad, beschreibt beispielsweise die erschreckende Mentalität in seinem Heimatland Pakistan, einem der ersten Staaten der Welt, der sich gänzlich aus der Religion definierte:

> In einer öffentlichen Debatte im Vorfeld der pakistanischen Atomwaffenversuche sagte der ehemalige Oberbefehlshaber der pakistanischen Armee, General Mira Aslam Beg: »Wir können einen Erstschlag vornehmen und ein zweites und sogar ein drittes Mal zuschlagen.« Die Aussicht auf einen Atomkrieg

ließ ihn kalt. »Sie können beim Überqueren der Straße sterben«, sagte er, »oder in einem Atomkrieg sterben. Irgendwann müssen Sie sowieso sterben.« [...] Indien und Pakistan sind überwiegend traditionelle Gesellschaften, deren fundamentale Glaubensstruktur fordert, dass sich der Mensch höheren Mächten unterwirft. Der fatalistische Hinduglaube, nach dem die Sterne unser Schicksal vorherbestimmen, oder der entsprechende muslimische Glaube an Kismet sind sicherlich teilweise für dieses Problem verantwortlich.[5]

Ich gebe dem mutigen Professor Hoodbhoy recht; er war es übrigens, der uns darauf aufmerksam machte, dass sich unter den Bürokraten des pakistanischen Atomprogramms mehrere getarnte Bin-Laden-Anhänger befanden, und er entlarvte auch die blindwütigen Fanatiker innerhalb dieses Systems, die sich die Macht der mythischen Dschinns oder Wüstenteufel für militärische Zwecke zu eigen machen wollten. In seiner Welt stehen sich überwiegend Muslime und Hindus gegenüber. Doch auch durch die »judäochristliche« Welt geistern Fantasien vom finalen Krieg und Endzeitvisionen, die mit pilzförmigen Wolken ausgeschmückt werden. Es ist tragisch und potenziell töd-

lich, dass ausgerechnet diejenigen, denen die Naturwissenschaften und die freie Forschung am tiefsten verhasst sind, die fortschrittlichsten Produkte dieser Forschung stehlen konnten, um sie in den Dienst ihrer kranken Träume zu stellen.

In jedem von uns schlummert wahrscheinlich so etwas wie Todessehnsucht. Zum Jahreswechsel 1999/2000 redeten und schrieben zahlreiche gebildete Menschen unendlich viel Schwachsinn über mögliche Katastrophen und Tragödien. Es war eine Art primitiver Zahlenmystik, schlimmer noch: 2000 war ja nur eine Zahl im christlichen Kalender, und selbst die überzeugtesten Verfechter der biblischen Geschichte räumen heute ein, dass Jesus, so er denn geboren wurde, frühestens im Jahr 4 n. Chr. zur Welt kam. Der Anlass war somit nicht mehr als ein Lackmustest für Idioten, die auf den billigen Nervenkitzel des dräuenden Jüngsten Gerichts aus waren. Doch die Religion legitimiert solche Impulse, pocht auf die Oberaufsicht über das Ende des Lebens, so wie sie die Kinder zu Beginn ihres Lebens in Beschlag nimmt. Der Todeskult und die ständige Ausschau nach Vorboten des Endes erwachsen aus dem stillen Wunsch, selbst dabei zu sein und Furcht und Zweifel, die den

Glauben allezeit bedrohen, ein Ende zu setzen. Wenn die Erde bebt, ein Tsunami die Küste verwüstet oder die Zwillingstürme brennen, ist die Befriedigung der Gläubigen sicht- und hörbar. Hämisch verkünden sie: »Da seht ihr mal, was geschieht, wenn ihr nicht auf uns hört!« Mit einem salbungsvollen Lächeln offerieren sie, ohne dass es ihnen zustünde, Erlösung. Werden sie infrage gestellt, antworten sie mit drohendem Unterton: »Ach, du lehnst unser Angebot ab, ins Paradies einzuziehen? Na, dann haben wir noch ein ganz anderes Schicksal für dich parat.« Diese Liebe! Diese Fürsorge!

Der unverhohlene Wunsch nach Vernichtung lässt sich gut an den Endzeitsekten unserer Tage beobachten, die ihren Egoismus und Nihilismus unter Beweis stellen, indem sie voraussagen, wie viele Menschen bei der ultimativen Katastrophe »errettet« werden. Hier sind die extremen Protestanten mindestens so schlimm wie die hysterischsten Muslime. Im Jahr 1844 fand eines der größten religiösen »Revivals« der USA statt, das von einem wahnsinnigen Halbanalphabeten namens George Miller angeführt wurde. Mister Miller gelang es, die Berggipfel des Landes mit leichtgläubigen Narren zu bevölkern, die er davon über-

zeugt hatte, dass die Welt am 22. Oktober jenes Jahres untergehen würde, woraufhin sie all ihr Hab und Gut billig verkauften und sich auf die Berge zurückzogen – was sie sich *davon* nur versprachen? – oder auf die Dächer ihrer armseligen Hütten retteten. Als der Weltuntergang ausblieb, fasste Miller das in die entlarvenden Worte »Die Große Enttäuschung«. Auch Mister Hal Lindsey, Autor des Bestsellers *The Late Great Planet Earth*, dürstete es nach Vernichtung. Mister Lindsey, von führenden amerikanischen Konservativen hofiert und im Fernsehen respektvoll interviewt, datierte den Beginn der »Drangsal« – ein Zeitraum von sieben Jahren, in dem Zwist und Terror herrschen – auf das Jahr 1988. Darauf hätte 1995 Armageddon folgen müssen, das Ende der »Drangsal«. Mister Lindsey mag ein Scharlatan sein, doch er und seine Anhänger müssen wahrlich unter einem ständigen Gefühl der Antiklimax leiden.

Dessen ungeachtet gibt es sie, die Antikörper gegen Fatalismus, Selbstmordgelüste und Masochismus, und sie sind nicht minder typisch für unsere Spezies. Dazu eine berühmte Anekdote aus dem puritanischen Massachusetts des ausgehenden 18. Jahrhunderts: In einer Parlamentssitzung war der Himmel am Mittag

plötzlich bleigrau und wolkenverhangen. Die Bedrohlichkeit der Situation – die Dunkelheit mitten am Tag – überzeugte viele Abgeordnete, dass das Ereignis, das so auf ihren benebelten Seelen lastete, unmittelbar bevorstand. Sie baten um eine Sitzungsunterbrechung, damit sie zum Sterben heimkehren konnten. Der Sitzungsleiter Abraham Davenport jedoch bewahrte Nerven und Würde. »Gentlemen«, sagte er »der Jüngste Tag ist da, oder er ist nicht da. Wenn er nicht da ist' so gibt es keinen Anlass zur Aufregung und zum Wehklagen. Wenn er da ist, wünsche ich jedoch, in Ausübung meiner Pflicht vorgefunden zu werden. Ich beantrage daher, dass Kerzen beschafft werden.« In seiner beschränkten und abergläubischen Zeit konnte Mister Davenport nicht mehr tun als das. Dennoch unterstütze ich seinen Antrag.

Kapitel fünf

Die metaphysischen Behauptungen der Religion sind falsch

»Ich bin ein Mann der einen Schrift.«

Thomas von Aquin

»Nimm hin, Herr, und empfange meine ganze Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen ganzen Willen.«

Ignatius von Loyola

»Die höchste Hur, die der Teufel hat.«

Martin Luther über die Vernunft

Looking up at the stars, I know quite well
That for all they care, I can go to hell.

W. H. Auden, »The More Loving One«

Der imposante Glaube eines Thomas von Aquin und eines Maimonides – nicht zu verwechseln mit dem blinden Glauben der absolutistischen Gruppierungen und Endzeitsekten, die ständig und offenbar unerschöpflich aus dem Boden schießen – gehört, wie bereits erwähnt, endgültig der Vergangenheit an. Dafür gibt es einen einfachen Grund. Diese Art Glaube, der der Vernunft in der direkten Konfrontation zumindest eine Zeit lang die Stirn bieten kann, ist heute schlicht unmöglich. Die frühen Väter des Glaubens – die dafür sorgten, dass es keine Mütter geben sollte – lebten in einer Zeit bodenloser Unwissenheit und Angst. Maimonides nahm die seiner Ansicht nach unwürdigen Völker, die »türkischen«, schwarzen und nomadischen, die er mit sprachlosen Tieren verglich, gar nicht erst in seinen *Führer der Unschlüssigen* auf. Thomas von Aquin neigte der Astrologie zu und war überzeugt, dass der voll ausgebildete Nukleus eines Menschen – nicht, dass er das Wort so gebrauchte wie wir heutzutage – in jeder einzelnen Samenzelle enthalten ist. Wie viele schauderhafte und dumme Belehrungen zur sexuellen Enthaltsamkeit wären den Menschen erspart geblieben, wenn dieser Unsinn früher als solcher entlarvt worden wäre. Augustinus war ein egozentrischer Fanatiker und geozentrischer Igno-

rant: Vor Schuldkomplexen nur so strotzend, war er überzeugt, dass sich Gott für seinen trivialen Birnendiebstahl in irgendwelchen Obstgärten interessierte, und er glaubte – wohl aus dem gleichen Solipsismus heraus –, dass die Sonne um die Erde wandert. Von Augustinus stammt auch die abwegige und grausame Idee, dass die Seelen ungetaufter Kinder im Limbus infantium, der Vorhölle für Kinder, landen. Das geballte Elend, das diese kranke »Theorie« im Lauf der Jahrhunderte Millionen katholischer Eltern auferlegte, bis die Kirche unserer Zeit sie kleinlaut revidierte, lässt sich kaum ermessen. Luther hatte furchtbare Angst vor Dämonen und hielt geistig Kranke für ein Werk des Teufels. Und ebenso wie Jesus soll auch Mohammed seinen eigenen Anhängern zufolge geglaubt haben, dass es in der Wüste vor Dschinns und bösen Geistern nur so wimmelt.

Man muss es ganz deutlich sagen: Die Religion entstammt der menschlichen Vorgeschichte, in der niemand – nicht einmal der mächtige Demokrit, der zu dem Schluss gelangte, dass alle Materie aus Atomen besteht – auch nur den Hauch einer Ahnung davon hatte, was passierte. Sie kommt aus der lärmenden und verängstigten Kindheit unserer Spezies und ent-

springt dem infantilen Versuch, unseren Drang nach Wissen und kindliche Bedürfnisse wie das nach Trost und Bestätigung zu stillen. Heute weiß schon das jüngste meiner Kinder mehr über die natürliche Ordnung als irgendein Religionsgründer, und vielleicht haben sie deshalb auch – dieser Zusammenhang lässt sich allerdings nicht einwandfrei nachweisen – so wenig Interesse daran, ihre Mitmenschen in die Hölle zu schicken.

Alle Versuche, den Glauben mit Wissenschaft und Vernunft zu versöhnen, sind aus ebendiesem Grunde der Lächerlichkeit preisgegeben und zum Scheitern verurteilt. Ich lese zum Beispiel in der Zeitung von einer ökumenischen Konferenz, auf der die veranstaltenden Christen ihre Toleranz unter Beweis stellen wollen, indem sie Physiker einladen. Dabei komme ich nicht umhin, mir in den Sinn zu rufen, dass es überhaupt keine Kirchen gäbe, wenn die Menschen nicht Angst vor Wetterereignissen, der Dunkelheit, der Pest, der Sonnenfinsternis und allen möglichen anderen Naturphänomenen gehabt hätten, die heute leicht zu erklären sind. Und wenn die Menschen nicht unter Androhung qualvollster Konsequenzen exorbitante Abgaben und Steuern hätten entrichten müssen,

mit denen die imposanten Kirchenbauten finanziert wurden.

Es ist wahr, dass einige Naturwissenschaftler durchaus gläubig oder zumindest abergläubisch sind oder waren. Sir Isaac Newton etwa war ein Spiritualist und Alchemist lachhaftester Art. Fred Hoyle, Astronom aus Cambridge, begeisterte sich als ehemaliger Agnostiker für das »Intelligent Design« und prägte den Begriff »big bang« – dies übrigens in dem Versuch, mit der albernen Bezeichnung die heute anerkannte Theorie vom Beginn des Universums in Misskredit zu bringen; der Schuss ging allerdings nach hinten los, denn ähnlich wie bei den abschätzig gemeinten Bezeichnungen »Tory«, »Impressionismus« und »Suffragette« wurde der Terminus von den Verspotteten übernommen. Stephen Hawking ist nicht gläubig. Als er auf Einladung des mittlerweile verstorbenen Papstes Johannes Paul II. nach Rom fuhr, bat er darum, die Akten des Prozesses gegen Galilei einsehen zu dürfen. Trotzdem sagt er ganz ungeniert, dass eines Tages Physiker erforschen könnten, »was Gott denkt« – eine mittlerweile ähnlich harmlose Metapher wie die gebräuchliche Floskel »Weiß Gott«.

Bevor Charles Darwin die Vorstellung von der Herkunft des Menschen revolutionierte und Albert Einstein Entsprechendes für die Anfänge des Universums leistete, nahmen viele Naturwissenschaftler und Philosophen eine Art Standardposition ein, indem sie sich zur einen oder anderen Version des »Deismus« bekannten: Die Ordnung und Vorhersagbarkeit des Universums, so sagten sie, legten die Vermutung nahe, dass es einen Gestalter, einen »Designer« gebe, der sich allerdings nicht in den Alltag der Menschen einmische. Dieser damals durchaus logische und vernünftige Kompromiss war besonders unter den Intellektuellen von Philadelphia und Virginia verbreitet, unter ihnen Benjamin Franklin und Thomas Jefferson, denen es gelang, aus einer Krisensituation heraus die Werte der »Aufklärung« in den Gründungsurkunden der USA zu verankern.

Doch um die unvergesslichen Worte des Paulus zu zitieren: »Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindliche Anschläge; da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindlich war.« Es lässt sich nicht exakt ermitteln, wann genau die Gelehrten aufhörten, Münzen zu werfen, um zu entscheiden, ob es nun einen Schöpfer

gibt oder einen langen, komplexen Entwicklungsprozess, um dann den Kompromiss des Deismus einzugehen. Doch in den letzten Jahrzehnten des 18. und den ersten des 19. Jahrhunderts wurde die Menschheit ein wenig erwachsener. Charles Darwin wurde 1809 am selben Tag wie Abraham Lincoln geboren, und es steht wohl außer Frage, wer von beiden der größere »Befreier« war. Wenn man, der naiven Vorgehensweise eines Erzbischof Ussher folgend, genau datieren wollte, an welchem Tag die Münze endgültig auf einer Seite zum Liegen kam, dann wäre es wohl der Moment, in dem Pierre-Simon de Laplace zu einem Gespräch mit Napoleon Bonaparte zusammentraf.

Laplace (1749-1827) war ein genialer französischer Adliger, der Newtons Arbeit einen Schritt weiterentwickelte, indem er mithilfe der Differenzialrechnung zeigte, wie sich die Bewegung der Planeten als Rotation von Körpern im Vakuum beschreiben lässt. Als er sich später den Sternen und Nebeln zuwandte, formulierte er die Vorstellung vom Gravitationskollaps und der Gravitationsimplosion, die wir heute leichthin als Schwarzes Loch bezeichnen. Seine Erkenntnisse legte Laplace in der fünfbändigen *Abhandlung über die*

Himmelsmechanik dar. Wie viele Menschen seiner Zeit war auch Laplace fasziniert vom sogenannten Orrery, einem beweglichen Modell des erstmalig von *außen* zu betrachtenden Sonnensystems. Solche Modelle, heute selbstverständlich, waren damals revolutionär. Kaiser Napoleon bat Laplace zu sich, um sich von ihm die Bücher oder (hier gehen die Berichte auseinander) ein Orrery geben zu lassen. Ich vermute, dass der Totengräber der Französischen Revolution eher das Spielzeug als die Wälzer im Blick hatte, denn er hatte es eilig, und es war ihm gelungen, sich seine Diktatur von der Kirche mit einer Krone absegnen zu lassen. In seiner kindlichen, fordernden und herrischen Art wollte er jedenfalls von Laplace wissen, warum Gott in seinen revolutionären Berechnungen nicht vorkam. Die kühle und wohlüberlegte Antwort lautete: »Je n'ai pas besoin de cette hypothèse.« Laplace, ein Marquis, hätte auch etwas bescheidener sagen können: »Es funktioniert auch ohne diese Vorstellung recht gut, Eure Majestät.« Er aber erklärte schlicht, dass er sie nicht brauche.

Wir auch nicht. Es ist kein besonderer Moment festzumachen, in dem der Verfall, der Zerfall, der Verruf der Gottesverehrung seinen Lauf nahm, wie etwa

Nietzsches theatralische und widersprüchliche Aussage, Gott sei tot. Nietzsche konnte ebenso wenig wissen oder auch nur vermuten, dass Gott je gelebt hatte, wie ein Priester oder Schamane wissen konnte, was Gott will. Das Ende der Gottesverehrung manifestierte sich vielmehr in einem Moment, der erst im Nachhinein erkennbar wurde, nämlich dem, in dem sie *fakultativ* und nur noch eine von mehreren Alternativen war. Im überwiegenden Teil der Menschheitsgeschichte, das sei betont, gab es keine solche Wahl. Aus vielen Fragmenten ihrer verbrannten und verstümmelten Texte und Beichten wissen wir, dass es immer zweifelnde Menschen gegeben hat. Doch seit Sokrates für die Verbreitung seines ungesunden Skeptizismus zum Tode verurteilt wurde, galt es als unklug, auf seinen Spuren zu wandeln. Für Milliarden von Menschen aller Epochen stellte sich die Frage auch einfach nicht. Baron Samedi genoss in Haiti das gleiche Monopol, gegründet auf dem gleichen brutalen Zwang, wie einst Johannes Calvin in Genf oder Massachusetts; diese Beispiele habe ich gewählt, weil sie, bezogen auf die Menschheitsgeschichte, erst gestern auftauchten. Viele Religionen kommen heute schmeichlerisch lächelnd mit ausgebreiteten Armen auf uns zu wie schmierige Händler auf einem Basar.

Im Wettbewerb mit anderen Marktschreiern versprechen sie uns Trost, Solidarität und Läuterung. Aber wir dürfen daran erinnern, wie barbarisch sie sich aufgeführt haben, als sie noch stark waren und den Menschen ein Angebot machten, das sie nicht ablehnen konnten. Wer vergessen hat, wie das gewesen sein muss, kann sich einfach die Staaten und Gesellschaften ansehen, in denen die Geistlichkeit noch über die Macht verfügt, ihre Bedingungen zu diktieren. In modernen Gesellschaften sind noch Spuren davon erkennbar, etwa in den Bemühungen vonseiten der Religion, die Bildung unter ihre Kontrolle zu bekommen, sich Steuerfreiheit zu verschaffen oder es den Menschen gesetzlich zu verbieten, ihre allmächtige und allwissende Gottheit oder auch nur deren Propheten zu verunglimpfen.

In unserem neuen halbsäkularen Zwischenstadium sprechen sogar die Vertreter der Religionen beschämt über die Zeit, da Theologen mit fanatischer Inbrunst unsinnige Fragen diskutierten; wie lang der Flügel eines Engels sei oder wie viele dieser mythischen Geschöpfe auf dem Kopf einer Stecknadel tanzen können. Natürlich ist es schrecklich, wie viele Menschen in Scheingefechten über die Heilige Dreifaltigkeit, den

muslimischen Hadith oder die Ankunft eines falschen Messias gefoltert und ermordet, wie viele Quellen der Weisheit den Flammen übergeben wurden. Aber wir wollen uns nicht im Relativismus oder der, wie E.P. Thompson es nannte, »Überheblichkeit der Nachwelt« ergehen.[1] Die scholastischen Eiferer des Mittelalters gaben ihr Bestes, wenn man ihr hoffnungslos beschränktes Wissen, die allgegenwärtige Furcht vor dem Tod und dem Jüngsten Gericht, die niedrige Lebenserwartung und den Analphabetismus ihres Publikums berücksichtigt. Sie lebten in aufrechter Angst vor den Folgen ihrer Irrtümer, dachten so weit, wie es damals eben ging, und entwickelten recht eindrucksvolle Systeme der Logik und Dialektik. Menschen wie Peter Abälard konnten nichts dafür, dass sie mit Fragmenten des Aristoteles arbeiten mussten, dessen Werke verloren gegangen waren, als unter dem christlichen Kaiser Justinian die Philosophieschulen geschlossen wurden; sie überdauerten in Bagdad in arabischer Übersetzung die Zeit und fanden über das jüdische und muslimische Andalusien den Weg zurück ins finstere christliche Europa. Als sie das Material in die Finger bekamen und einsehen mussten, dass schon vor der Ankunft Jesu eine geistvolle Debatte über Ethik und Moral stattgefunden hatte, ver-

suchten sie mit aller Kraft die Quadratur des Kreises. Wir lernen wenig aus dem, *was* sie dachten, aber viel daraus, *wie* sie dachten.

Ein mittelalterlicher Philosoph und Theologe, der uns über die Zeiten hinweg etwas zu sagen hat, ist William Ockham. Ockham, der manchmal auch als William of Ockham (oder Occam) bezeichnet wird, ist vermutlich nach seinem Geburtsort in der englischen Grafschaft Surrey benannt, der gern mit seinem Namensgeber prahlt. Sein Geburtsdatum ist nicht bekannt, doch er starb 1349 in München vermutlich unter großen Schmerzen und Ängsten am schrecklichen Schwarzen Tod. William war Franziskaner, mithin ein Ordensbruder des bereits erwähnten Franz von Assisi, der angeblich den Vögeln predigte. Damit vertrat er eine radikale Haltung zur Armut, die ihn 1324 in Konflikt mit dem Papst in Avignon brachte. Der Streit zwischen dem Papat und dem Kaiserreich um die Aufteilung der weltlichen und kirchlichen Macht ist hier nebensächlich (zumal beide Seiten am Ende »verloren«), doch die weltliche Haltung des Papstes zwang William, den Kaiser um Schutz zu ersuchen. Konfrontiert mit dem Vorwurf der Ketzerei und mit der drohenden Exkommunikation, erwiderte

er mutig, der Papst sei selbst ein Ketzer. Da er jedoch stets innerhalb des geschlossenen christlichen Bezugsrahmen argumentierte, galt er sogar unter extrem orthodoxen Kirchenführern immer als origineller und couragierter Denker.

Ockham interessierte sich zum Beispiel für die Sterne. Er wusste viel weniger über Sternennebel als wir oder Laplace, im Grunde wusste er gar nichts. Doch er nahm die Sterne zum Anlass einer interessanten Spekulation. *Angenommen*, Gott kann uns die Präsenz einer nicht existenten Entität spüren lassen, und *weiter* angenommen, er muss sich diese Mühe gar nicht erst machen, wenn die tatsächliche Präsenz dieser Entität die gleiche Wirkung in uns erzielt, so könnte uns Gott, wenn er es wünschte, trotzdem dazu bringen, an die Existenz von Sternen zu glauben, ohne dass sie tatsächlich da sind. Das bedeutet aber nicht, dass wir jeden Unsinn glauben müssen: Gott kann nicht bewirken, dass wir etwas als existent sehen, wenn es nicht da ist, denn das wäre ein Widerspruch in sich selbst. Ehe der geneigte Leser angesichts der gewaltigen Tautologie, die sich hier, wie so oft in der Theologie und der Theodizee, ankündigt, mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln beginnt, will ich zitieren,

was der bedeutende Jesuitenpater Copleston dazu sagt:

> Wenn Gott die Sterne vernichtet hätte, könnte er uns immer noch dazu bringen, zu sehen, was einmal war, sofern dieser Akt als subjektiv erachtet wird, so, wie er uns eine Vision dessen vermitteln kann, was in der Zukunft sein wird. Beides wäre ein unmittelbares Begreifen, im ersten Falle dessen, was war, im zweiten Falle dessen, was sein wird.[2]

Diese Worte sind genau genommen sehr beeindruckend, nicht nur für die damalige Zeit. Wir haben seit Ockham mehrere Hundert Jahre gebraucht, um zu der Erkenntnis zu gelangen, dass wir beim Blick in die Sterne *tatsächlich* das Licht von Körpern sehen, die sehr weit entfernt sind und zum Teil schon nicht mehr existieren. Es ist hier unerheblich, dass die Kirche das Recht beschnitt, durch ein Fernrohr zu blicken und über das Ergebnis zu spekulieren. Dafür kann Ockham nichts, und es gibt kein Gesetz, das die Kirche zu solcher Dummheit verpflichtet. Ausgehend von der unvorstellbaren interstellaren Vergangenheit, aus der uns Licht über Entfernungen erreicht, die unsere Vorstellungskraft übersteigen, sind wir zu der Einsicht gelangt, dass wir auch etwas über die Zukunft des

Universums wissen, etwa über die Geschwindigkeit seiner Ausdehnung und über sein Ende. Allerdings, und das ist entscheidend, steht es uns frei, ob wir auf die Vorstellung eines Gottes verzichten oder sie beibehalten. In beiden Fällen *funktioniert die Theorie auch ohne diese Voraussetzung.* Wir können, wenn wir mögen, an einen göttlichen Lenker glauben, doch das macht überhaupt keinen Unterschied. Deshalb ist der Glaube unter Astronomen und Physikern zu einer privaten und recht seltenen Angelegenheit geworden.

Es war Ockham, der uns geistig auf diesen für ihn unerwünschten Ausgang vorbereitete. Er formulierte das »Sparsamkeitsprinzip«, auch unter dem Begriff »Ockhams Rasiermesser« bekannt, nach dem auf unnötige Annahmen verzichtet werden und die erste hinreichende Erklärung oder Ursache akzeptiert werden soll. »Entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem«, »Entitäten dürfen nicht über das Notwendige hinaus vermehrt werden«. Dieses Prinzip übertrifft sich selbst. Was sich nur durch die Heranziehung von Annahmen erklären lasse, sei auch ohne weit hergeholte Annahmen erklärbar. Er ließ sich unerschrocken von seiner eigenen Logik leiten und nahm die Naturwissenschaften voraus, indem er einräumte, es sei

möglich, die Natur »geschaffener« Dinge zu verstehen, ohne sich auf ihren »Schöpfer« zu beziehen. Ockham zufolge lässt sich streng genommen nicht einmal die Existenz Gottes – definiert als souveränes, perfektes, einmaliges und unendliches Wesen – nachweisen. Wenn man jedoch eine erste Ursache für die Existenz der Welt festmachen wolle, könne man sie »Gott« nennen, auch wenn man die genaue Natur dieser »prima causa« nicht kennt. Auch die erste Ursache bringt aber so ihre Schwierigkeiten mit sich, weil eine Ursache womöglich eine andere Ursache voraussetzt. Es sei schwierig oder unmöglich, schrieb er, die Philosophen dahin gehend zu widerlegen, dass es keine unendliche Folge von gleichartigen Ursachen gebe, deren eine ohne die andere existieren könne. Das Postulat eines Gestalters oder Schöpfers wirft somit die nicht zu beantwortende Frage auf, wer den Schöpfer gestaltete oder den Gestalter schuf. Religion, Theologie und Theodizee (das sage nun ich, nicht Ockham) sind immer wieder daran gescheitert, diesen Einwand zu entkräften. Ockham musste sich auf die verzweifelte Position zurückziehen, dass die Existenz Gottes nur durch den Glauben »demonstriert« werden kann.

Die Worte des »Kirchenvaters« Tertullian »Credibile est, quia ineptum est« können wir, je nach Geschmack, entwaffnend oder ärgerlich finden: »Ich glaube, weil es widersinnig ist.« Solch eine Sichtweise lässt sich unmöglich ernsthaft anfechten. Wenn man des Glaubens bedarf, um etwas zu glauben oder an etwas zu glauben, so sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass etwas Wahres oder Verwertbares daran ist, erheblich. Die harte Arbeit des Forschens, Beweisens und Nachweisens ist unendlich viel einträglicher und hat uns Erkenntnisse beschert, die »wunderbarer« und »transzendenter« sind als jede Theologie.

Der »Sprung in den Glauben« – um den von Søren Kierkegaard geprägten Begriff zu verwenden – ist ein Schwindel. Kierkegaard wies darauf hin, dass ein »Sprung« nicht für alle Zeit ausreicht. Er muss ständig wiederholt werden, wider die sich häufenden Gegenbeweise. Diese Anstrengung überfordert den menschlichen Verstand und führt zu Wahnvorstellungen und Manien. Die Religion weiß sehr gut, dass der »Sprung« immer weniger einbringt, weshalb sie sich nicht auf den »Glauben« verlässt, sondern ihn korrumpiert und die Vernunft beleidigt indem sie »Beweise« konstruiert. Argumentiert wird mit dem

Wirken des Schöpfers in der Natur, mit Offenbarungen, Strafen und Wundern. Nun, nachdem das Monopol der Religion beendet wurde, liegt es im Vermögen eines jeden Einzelnen, diese Beweise als die törichten Lügen zu entlarven, die sie sind.

Kapitel sechs

Gott als Gestalter

...Mein ganzes moralisches und geistiges Sein ist von der unüberwindlichen Überzeugung durchdrungen, dass alles, was unter die Herrschaft unserer Sinne fällt, der Natur angehören muss und sich, so außergewöhnlich es auch sei, in seinem Wesen nicht von den übrigen Einwirkungen der greifbaren und sichtbaren Welt unterscheidet, von der wir selbst ein bewusster Teil sind. Die Welt der Lebenden birgt, so wie sie ist, genug Raum für Wunder und Rätsel – Wunder und Rätsel, die sich auf unsere Gefühle und unseren Verstand in so unerklärlicher Weise auszuwirken vermögen, dass es fast berechtigt wäre, unser ganzes Leben als einen Zustand der Verzauberung aufzufassen. Nein, ich bin mir viel zu sicher all des Wunderbaren bewusst, um vom nur Übernatürlichen fasziniert werden zu können, das (nehmen Sie es, wie Sie wollen) nichts anderes ist als ein künstlich hergestellter Artikel, die Erzeugung von Gesinnungen, denen unsere fein gesponnene innerliche Verbundenheit mit den unzählbaren Scharen der

Toten und der Lebenden nichts bedeutet; eine Entweihung unserer zärtlichsten Erinnerungen, eine Schändung unserer Würde.

Joseph Conrad, »Vorbemerkungen des Autors« zu *Die Schattenlinie* [1]

Ein Paradox prägt die Religion in ihrem Innern. Die drei großen monotheistischen Religionen verlangen Unterwürfigkeit von den Menschen: Sie sollen sich als elende und schuldige Sünder einem verärgerten und eifersüchtigen Gott zu Füßen werfen, der sie widersprüchlichen Berichten zufolge aus Staub und Lehm oder aus einen Blutklumpen, einem Embryo, geschaffen hat. Die Gebetshaltungen gleichen häufig der Pose eines Sklaven, der sich vor seinem misslaunigen König niederwirft. Der Mensch drückt damit seine ständige Unterwerfung, Dankbarkeit und Furcht aus. Das Leben ist erbärmlich, eine Zeitspanne, in der man sich auf das Jenseits oder auf die Ankunft – oder Wiederkehr – des Messias vorbereitet.

Andererseits lehrt die Religion die Menschen, wie zur Entschädigung, eine hochgradig egozentrische und eingebildete Haltung einzunehmen. Gott kümmere

sich um jeden Einzelnen, so wird ihnen vermittelt, und das Universum sei speziell für sie geschaffen worden. Das erklärt den überheblichen Gesichtsausdruck derer, die ihre Religion wie einen Schild vor sich hertragen: Verzeihen Sie meine Bescheidenheit und Demut, aber ich bin zufällig gerade im Auftrag des Herrn unterwegs.

Da der Mensch von Natur aus egozentrisch ist, hat jede Form von Aberglauben gewissermaßen einen Heimvorteil. In den USA stecken wir unsere ganze Kraft in den Bau immer höherer Gebäude und schnellerer Verkehrsflugzeuge – die beiden Errungenschaften, die von den Attentätern vom 11. September 2001 gegen uns eingesetzt wurden –, doch dann schaffen wir es nicht, die Stockwerks- oder Sitzreihennummer 13 zu vergeben. Gewiss, Pythagoras widerlegte die Astrologie mit der schlichten Feststellung, dass eineiige Zwillinge nicht die gleiche Zukunft vor sich haben, und ja, sicher, der Tierkreis wurde ersonnen, lange bevor alle Planeten unseres Sonnensystems bekannt waren, und natürlich wissen wir auch, dass, wenn uns jemand verlässlich unsere Zukunft vorhersagen könnte, sie dadurch bereits wieder verändert würde. Unzählige Menschen lesen jeden Tag ihr Ho-

roskop in der Zeitung, um dann völlig unvorhergesehen einen Herzinfarkt oder einen Verkehrsunfall zu erleiden. (Als dem Astrologen einer Londoner Boulevardzeitung von seinem Vorgesetzten gekündigt wurde, begann der Brief mit den Worten: »Wie Sie zweifellos vorhergesehen haben…«) In seiner *Minima Moralia* erklärt Theodor Adorno, die Esoterik liefere »dem Schwachsinn die Weltanschauung«.[2] Und trotzdem: Als ich eines Morgens zufällig im Horoskop für den Widder las: »Ein Vertreter des anderen Geschlechts ist an Ihnen interessiert und wird es Ihnen auch zeigen«, fiel es mir schwer, das Aufwallen törichter Erregung zu unterdrücken, das in meiner Erinnerung die sich anschließend einstellende Enttäuschung überdauert hat. Wann immer ich aus meiner Wohnung gehe, ist weit und breit kein einziger Bus zu sehen, wohingegen jedes Mal, wenn ich heimkehre, gerade einer vorbeifährt. An Tagen, an denen ich schlecht gelaunt bin, grummle ich »Na typisch«, obwohl aus einem Winkel meines zwei bis drei Pfund leichten Gehirns der Hinweis kommt, dass bei der Erstellung des Fahrplans für die öffentlichen Verkehrsmittel der Stadt Washington, D.C., meine Gewohnheiten keine Berücksichtigung finden. (Ich erwähne das nur für den Fall, dass es noch einmal eine Rolle

spielt: Falls ich an dem Tag, an dem dieses Buch erscheint, von einem Bus überfahren werde, wird es bestimmt Leute geben, die behaupten, das sei kein Unfall gewesen.)

Ist es da nicht ganz natürlich, W. H. Auden zum Trotz daran zu glauben, dass das Firmament auf rätselhafte Weise zu meinem Vorteil geordnet ist? Oder, in einer etwas kleineren Größenordnung gedacht, dass sich ein höheres Wesen für die Wechselfälle meines persönlichen Schicksals interessiert? Einer meiner vielen Konstruktionsfehler besteht in meinem Hang, an so etwas zu glauben oder es mir zumindest zu wünschen, und obwohl mir wie vielen anderen Menschen genug Bildung zuteil wurde, um ihn zu erkennen, muss ich gestehen, dass dieser Fehler wohl angeboren ist. Im Rahmen einer humanitären Aktion für ein von einem Zyklon verwüstetes tamilisches Küstengebiet fuhr ich einmal mit mehreren Tamilen im Auto durch Sri Lanka. Meine Begleiter waren allesamt Mitglieder der Sai-Baba-Sekte, die in Südindien und Sri Lanka stark vertreten ist. Sai Baba behauptet, er lasse die Toten auferstehen, und führt gern vor laufender Kamera vor, dass er heilige Asche aus der bloßen Handfläche zaubern kann. (Warum Asche?, frage ich

mich.) Vor der Abfahrt zerschlugen meine Freunde ein paar Kokosnüsse auf einem Stein, um eine sichere Reise zu gewährleisten. Diese Maßnahme erwies sich indes als wirkungslos, denn auf halbem Weg über die Insel raste unser Fahrer zu schnell durch ein Dorf und fuhr einen Mann über den Haufen, der vor uns über die Straße wankte. Der Mann erlitt schwerste Verletzungen, und da es sich zudem um ein Sinhala-Dorf handelte, war die Menschenmenge, die sofort zusammenströmte, den tamilischen Eindringlingen alles andere als wohlgesonnen. Ich konnte die brenzlige Situation entschärfen, weil ich als Engländer einen vergilbten Graham-Greene-Anzug trug und einen von der London Metropolitan Police ausgestellten Presseausweis bei mir hatte. Dieser machte hinreichenden Eindruck auf den Dorfpolizisten, der uns daraufhin erst einmal ziehen ließ. Meine Begleiter, die das Schlimmste befürchtet hatten, waren überaus dankbar, dass ich bei ihnen war und so schnell reden konnte. Sie riefen sogar im Hauptquartier ihrer Sekte an, um zu verkünden, dass Sai Baba höchstselbst bei ihnen gewesen sei, in Gestalt meiner eigenen Person nämlich. Von da an behandelten sie mich mit großer Ehrfurcht, nahmen mir sämtliche Arbeiten ab und kümmerten sich um meine Verpflegung. Indessen

hielt ich es für angebracht, mich nach dem Mann zu erkundigen, den wir überfahren hatten. Er war im Krankenhaus seinen Verletzungen erlegen. Ob ihm sein Tageshoroskop das vorausgesagt hatte? Damals erfuhr ich im Kleinen, dass ein menschliches Säugetier – ich selbst – völlig unvermutet Ehrfurcht und Erstaunen auslösen kann, während ein anderes – unser glückloses Opfer – keinerlei Rolle spielt in den gütigen Plänen des Sai Baba.

»Ohne Gottes Gnade«, sagte John Bradford im 16. Jahrhundert im Angesichte armer Kreaturen, die zur Hinrichtung geführt wurden, »würde ich da gehen.« Diese scheinbar mitleidige Aussage bedeutet in Wahrheit – nicht, dass sie wirklich etwas »bedeutete« – »Dank Gottes Gnade geht da jemand anders«. Als ich mit diesem Kapitel begann, ereignete sich in einem Kohlebergwerk in West Virginia ein Grubenunglück. Zwölf Bergleute wurden unter Tage eingeschlossen. Einen spannungsgeladenen Tag lang fesselte das Unglück die Nation, bis unter großer Erleichterung bekannt gegeben wurde, dass man die Männer sicher und gesund geortet hätte. Die frohe Kunde erwies sich allerdings als voreilig, was den Familien, die bereits gefeiert und Dankesgebete gespro-

chen hatten, unglaubliche zusätzliche Qualen bereitete. Nun mussten sie erfahren, dass ihre Angehörigen unter Tage erstickt waren. Die Zeitungen und Sender, die mit der guten Nachricht vorgeprescht waren, hatten sich schrecklich blamiert. Erraten Sie, wie die Schlagzeile in diesen Zeitungen gelautet hatte? Natürlich. »Ein Wunder!«, hieß es allenthalben, mit oder ohne Ausrufezeichen. Diese Worte hatten schwarz auf weiß und in der Erinnerung Bestand und verschlimmerten das Leid der Angehörigen weiter. Ein Wort für das Ausbleiben der göttlichen Intervention in diesem Falle gibt es offenbar nicht. Positive Ereignisse als Wunder zu klassifizieren und die Verantwortung für negative anderen Kräften anzulasten, ist allgemein üblich. In England ist die Königin oder der König kraft Geburt Oberhaupt sowohl der Kirche als auch des Staates. Der englische Sozialreformer und Journalist William Cobbett wies Anfang des 19. Jahrhunderts darauf hin, dass die Engländer ihre irrwitzige Unterwürfigkeit zementierten, indem sie zwar von der »Royal Mint«, der königlichen Münzanstalt sprachen, die Staatsverschuldung aber als »national debt« bezeichneten. Die Kirche spielt uns vor unseren Augen den gleichen Streich. Bei meinem ersten Besuch der Wallfahrtskirche Sacré-Coeur auf dem Pari-

ser Montmartre, die anlässlich der Befreiung der Stadt von den Preußen und der Commune 1870 bis 1871 erbaut worden war, fiel mir eine Bronzetafel auf, die den Bombenhagel im Jahr 1944 abbildete: Das Muster zeigte, dass die Kirche verschont und die Nachbarschaft getroffen worden war.

Angesichts dieses überwältigenden Hangs zur Dummheit und zum Egoismus, der meine Spezies und mich kennzeichnet, ist es geradezu verwunderlich, dass überhaupt noch hin und wieder das Licht der Vernunft durchschimmert. Der geniale Schiller irrte sich, als er in seiner *Jungfrau von Orleans* sagte: »Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.« Nein, *mithilfe* der Götter blasen wir unsere Dummheit und Leichtgläubigkeit bis ins Unkenntliche auf.

Die Argumente für das Wirken eines Schöpfers in der Natur, eines »Intelligent Design«, die ebenfalls diesem Solipsismus entspringen, beziehen sich auf den Makro- wie den Mikrokosmos. Vorgestellt wurden sie von William Paley (1743-1805) in seinem berühmten Buch *Natural Theology*. Dort begegnen wir einem einfachen Menschen, der über eine tickende Uhr stolpert. Er weiß nicht, wozu sie gut ist, erkennt aber, dass es sich nicht um einen Stein oder eine Pflanze

handelt, sondern um etwas, das künstlich hergestellt wurde, und zwar zu einem bestimmten Zweck. Diese Analogie übertrug Paley auf die Natur und den Menschen. Seine verschrobene Selbstzufriedenheit trägt auch ein von Paley beeinflusster viktorianischer Geistlicher in J.G. Farrells Roman *The Siege of Krishnapur* zur Schau:

> »Wie erklären Sie den raffinierten Mechanismus des Auges, welches so unendlich viel komplexer ist als das einfache Fernrohr, das die erbärmliche Menschheit erfunden hat? Wie erklären Sie das Aalauge, das verletzt werden könnte, wenn sich das Tier in Schlamm und Steine gräbt, und daher von einer durchsichtigen Hornhaut überzogen ist? Woran liegt es, dass sich die Iris eines Fischauges nicht zusammenzieht? Ach, du armer, törichter Bursche, das liegt daran, dass das Fischauge von Ihm geschaffen wurde, der über alles wacht, damit es dem schwachen Lichte des Wassers angepasst ist, in dem der Fisch sein Zuhause hat! Wie erklären Sie den Hirscheber?« rief er. »Wofür, meinen Sie, wachsen ihm die beiden gebogenen Hauer knapp einen Meter lang aus dem Oberkiefer?« »Damit er sich verteidigen kann?« »Nein, Mann er hat die beiden Hauer zu demselben

Zweck wie der gemeine Eber, dem sie aus dem Unterkiefer wachsen. ...Die Antwort lautet, dass das Tier stehend schläft, und zum Abstützen des Kopfes verankert es die oberen Hauer in den Ästen eines Baumes..., denn der Gestalter der Welt hat sich sogar über das Nickerchen des Ebers Gedanken gemacht!«

Warum der Gestalter der Welt so viele seiner menschlichen Kreaturen dazu brachte, besagten Eber zu behandeln wie einen Dämon oder einen Aussätzigen, bequemte sich Paley nicht zu erklären. John Stuart Mill kam der Sache mit seinen Betrachtungen zur natürlichen Ordnung erheblich näher. Wenn man nur einen geringen Teil der Mühe, mit der nach Anzeichen für einen allmächtigen und gütigen Gott geforscht würde, darauf verwendete, nach der düsteren Seite des Schöpfers zu suchen, so schrieb Mill, dann würde man feststellen, dass im Tierreich die einen fressen und die anderen gefressen werden, wobei die meisten Raubtiere großzügig mit Werkzeugen ausgestattet seien, ihre Beute zu quälen.

Nun, da den Amerikanern, zumindest vorläufig, per Gerichtsentscheid erspart wurde, dass ihren Kindern im Klassenzimmer die reine Dummheit eingepflanzt wird, können wir mit den Worten des anderen großen

Viktorianers Lord Macaulay behaupten, »jedes Schulkind« wisse, dass Paley seinen quietschenden und knarrenden Karren vor die klapprige Schindmähre gespannt hatte. Fische haben keine Flossen, weil sie im Wasser welche brauchen, und auch Vögel sind nicht mit Flügeln ausgestattet, um der Lexikondefinition der Flugtauglichkeit zu entsprechen – einmal abgesehen davon, dass es viele flugunfähige Vogelarten gibt. Es ist genau andersherum: Es findet eine allmähliche Anpassung und Auslese statt. Doch unterschätzen wir nicht die Macht der einstigen Illusion. Whittaker Chambers berichtet in seinem Buch *Witness* von dem Moment, in dem er den historischen Materialismus verwarf, sich innerlich von der kommunistischen Sache löste und der Vernichtung des Stalinismus in Amerika verschrieb. Es geschah an dem Morgen, an dem er das Ohr seiner kleinen Tochter betrachtete. Die winzigen Windungen und Falten dieses Öhrchens lösten in ihm die blitzartige Erkenntnis aus, dass es kein Produkt des Zufalls sein konnte. Ein Sinnesorgan von solcher Schönheit müsse etwas Göttliches sein. Nun, auch ich habe die wonnigen kleinen Lauscher meines weiblichen Nachwuchses des Öfteren bewundert, wobei mir allerdings jedes Mal auffiel, dass sie a) eine kleine Reinigung durchaus

vertragen konnten, dass sie b) selbst im Vergleich mit den weit unterlegenen Ohren anderer Leute Töchter nach einem Massenprodukt aussahen, dass c) mit wachsendem Alter des Menschen seine Ohren zunehmend lächerlich werden und dass d) primitivere Tiere wie Katzen oder Fledermäuse nicht nur erheblich faszinierendere und hübschere Ohren haben, sondern auch besser damit hören. Um auf Laplace zurückzugreifen, würde ich sogar behaupten, dass es viele, viele überzeugende Argumente gegen die Stalinverehrung gibt und dass die antistalinistische Sache *auch ohne* Mr. Chambers' Ohrläppchenvergleich vollkommen gerechtfertigt ist.

Ohren sind berechenbar und einheitlich, und die Ohrläppchen sind bei der Geburt eines taub zur Welt gekommenen Kindes nicht weniger verehrungswürdig. Das gilt durchaus nicht im gleichen Maße für das Universum. Hier gibt es Anomalien, Rätsel und Unzulänglichkeiten – um es einmal gelinde auszudrücken –, die nicht einmal Anpassung, geschweige denn Auslese erkennen lassen. Thomas Jefferson verwendete als alter Mann für sich selbst gern die Metapher des Chronometers. Freunden, die sich nach seiner Gesundheit erkundigten, schrieb er, hin und wieder gebe

eben eine Feder oder ein Rädchen den Geist auf. Das legt natürlich die für Gläubige unbequeme Vorstellung eines Konstruktionsfehlers nahe, den kein Handwerker reparieren kann. Sollte man auch das als Teil der »Gestaltung« betrachten? (Wer den Applaus für die Gewinnseite der Bilanz einheimst, schaut, wenn die Verlustseite zur Sprache kommt, wie üblich betreten zu Boden.) Doch wenn wir uns das Weltall mit seinen roten Riesen, weißen Zwergen, schwarzen Löchern und gigantischen Explosionen ansehen, können wir nur schaudernd zu dem vagen Schluss gelangen, dass dort noch keine richtige »Gestaltung« stattgefunden hat. Dann fragen wir uns, wie sich wohl die Dinosaurier »gefühlt« haben, als Meteoriten durch die Atmosphäre stürzten und den seelenlosen Rivalenkämpfen in den urzeitlichen Sümpfen ein Ende bereiteten.

Schon die ersten Erkenntnisse über die verhältnismäßig beruhigende Symmetrie des Sonnensystems mit ihrem dennoch deutlichen Hang zur Instabilität und Entropie erschütterten Sir Isaac Newton dermaßen, dass er annahm, Gott greife hin und wieder ein, um die Umlaufbahnen wieder in Ordnung zu bringen. Das brachte ihm die spöttische Rückfrage von Leibniz

ein, warum Gott das Ganze nicht gleich richtig geplant habe. Es liegt vor allem an dieser erschreckenden Leere des Universums, dass die einzigartigen Bedingungen, die intelligentes Leben auf unserer Erde erst ermöglichen, solchen Eindruck auf uns machen. Aber das ist angesichts unserer Eitelkeit ja auch kein Wunder, stimmt's? Eitel, wie wir nun einmal sind, nehmen wir auch nicht zur Kenntnis, dass es auf den anderen Himmelskörpern unseres Sonnensystems viel zu kalt oder viel zu heiß ist, als dass dort Leben entstehen könnte. Dasselbe gilt für unseren blauen Heimatplaneten, auf dem mal die Hitze, mal die Kälte weite Gebiete in nutzlose Einöde verwandelt und wir gelernt haben, klimatisch immer auf des Messers Schneide zu leben. Die Sonne rüstet sich unterdessen dafür, in einer gewaltigen Explosion ihre Planeten zu verschlingen wie ein eifersüchtiger Häuptling oder eine primitive Gottheit. Ein wahrhaft intelligentes Design!

So weit die Makrodimension. Wie aber steht es mit dem Mikrokosmos? Seit sie sich mit dieser Frage herumschlagen müssen, betonen die Vertreter der Religionen in Anlehnung an Hamlets Worte zu Horatio dass es im Himmel und auf Erden mehr Dinge gibt,

als der einfache Mensch sich träumt. Wir Atheisten sehen das genauso: Wir müssen auf Entdeckungen gefasst sein, die uns intellektuell noch stärker erschüttern als die gewaltigen Wissensfortschritte seit Darwin und Einstein. Auch diese Entdeckungen aber werden das Ergebnis geduldiger, sorgfältiger und (diesmal hoffentlich) ungehinderter Forschung sein. Unterdessen müssen wir unseren Verstand schärfen, um in mühevoller Kleinarbeit die neusten Dummheiten zu widerlegen, die von den Gottesleuten ausgeheckt werden. Als im 19. Jahrhundert die ersten Knochen urzeitlicher Tiere entdeckt und untersucht wurden, hieß es, Gott habe die Fossilien in das Gestein gebracht, um unseren Glauben auf die Probe zu stellen. Das lässt sich nicht widerlegen. Ebenso wenig wie meine Lieblingstheorie: Alle Verhaltensmuster, die auf der Erde zu beobachten sind, deuten darauf hin, dass unser Planet ohne unser Wissen als Gefängniskolonie und Irrenanstalt für überlegene Zivilisationen aus den unendlichen Weiten des Weltalls dient, die hier ihren Schrott abladen. Aber von Karl Popper weiß ich, dass eine Theorie, die sich nicht falsifizieren lässt, insoweit eine schwache Theorie ist.

Nun erfahren wir, dass ein faszinierendes Organ wie

das menschliche Auge sozusagen nicht dem »blinden« Zufall entspringen kann. Damit hat die Fraktion des »Intelligent Design« ein unschlagbares Beispiel gewählt.

Das Auge ist heute sehr gut erforscht, und man weiß, welche Lebewesen Augen haben und welche nicht. Ich möchte hier meinen Freund Dr. Michael Shermer zu Wort kommen lassen:

> Die Evolution postuliert auch, *dass heute existierende Organismen eine Strukturenvielfalt aufweisen sollten, die nicht auf eine abrupte Schöpfung, sondern auf eine evolutionäre Geschichte schließen lässt.* Das menschliche Auge zum Beispiel steht am Ende eines langen und komplexen Weges, der mehrere Hundert Millionen Jahre in die Vergangenheit reicht. Anfangs versorgte ein einfaches Flachauge, bestehend aus einer Handvoll lichtempfindlicher Zellen, den Organismus mit Informationen über eine Lichtquelle. Es entwickelte sich weiter zu einem Becherauge, bei dem eine kleine Vertiefung mit lichtempfindlichen Zeilen zusätzliche Informationen zur Umgebung vermittelt. Dann kommt ein Auge, das wie eine Lochkamera aufgebaut ist und ein gebündeltes Bild auf eine Schicht lichtempfindlicher Zellen

dahinter werfen kann. Anschließend entwickelte sich das Linsenauge, das in der Lage ist, das Bild zu fokussieren, und dann das komplexe Auge der Säugetiere und des Menschen heute.

Alle Zwischenstadien dieser Entwicklung wurden bereits an anderen Lebewesen nachgewiesen, und man hat hoch entwickelte Computermodelle erstellt, die diese Theorie überprüft und bestätigt haben. Shermer nennt einen weiteren Beweis für die Evolution des Auges: die Unzulänglichkeit seiner »Gestaltung«.

In der Anatomie des menschlichen Auges ist alles Mögliche erkennbar, nur kein »intelligentes Design«. Es ist verkehrt herum und von hinten nach vorne konstruiert: Die Photonen des Lichts müssen durch die Hornhaut, die Linse, die wässrige Flüssigkeit, Blutgefäße, Ganglienzellen und amakrine Zellen, Horizontalzellen und bipolare Zellen, ehe sie auf lichtempfindliche Stäbchen und Zäpfchen stoßen, die das Lichtsignal in neurale Impulse umwandeln. Diese werden nun zum visuellen Kortex ganz hinten im Gehirn geleitet, wo sie zu einem sinnvollen Bild verarbeitet werden. Warum sollte ein intelligenter Gestalter, der optimales Sehvermögen im Sinn hat, ein Auge konstruieren, das kopfsteht und falsch

herum funktioniert?[3]

Unsere Kurzsichtigkeit erklärt sich daraus, dass wir uns aus Bakterien ohne Gesichtssinn entwickelt haben, mit deren DNS neuen Erkenntnissen zufolge die unsere viel gemein hat. Diese mangelhafte Optik, verstärkt – dank genialen »Designs« – durch den blinden Fleck auf der Netzhaut, ist dafür verantwortlich, dass höhere Säugetiere früher »mit eigenen Augen Wunder« gesehen haben wollen. Zwar ist in diesen Fällen das Problem an einer anderen Stelle der Hirnrinde angesiedelt, doch dürfen wir nie Charles Darwins Worte vergessen, auch die am höchsten entwickelten Lebewesen trügen noch den »Stempel ihrer niederen Herkunft«.

Shermers Ausführungen will ich noch hinzufügen, dass wir zwar die höchsten und klügsten Tiere sind, dass jedoch die Sehkraft des Adlers schätzungsweise sechzigmal besser ausgebildet ist als unsere und dass eine oft von mikroskopisch kleinen Parasiten ausgelöste Blindheit – wobei die Tierchen ihrerseits an Genialität kaum zu übertreffen sind – zu den ältesten und beklagenswertesten Leiden der Menschheit zählt. Warum bekommt die minderwertige Art das höherwertige Auge oder, im Falle der Katze oder Fleder-

maus, das bessere Ohr? Der Fischadler kann sich mit großer Zielgenauigkeit auf einen sich schnell bewegenden Fisch stürzen, den er aus großer Höhe unter Wasser ausgemacht hat, wobei er mit den fantastischen Schwingen gewagte Flugmanöver durchführt. Die Fischadler wurden vom Menschen fast ausgerottet, wohingegen der Mensch selbst blind wie ein Wurm auf die Welt kommen und trotzdem zum Beispiel zu einem frommen Methodisten heranwachsen kann.

Charles Darwin schrieb im sechsten Kapitel seines Werks *Die Entstehung der Arten*:

> Die Annahme, dass das Auge mit all seinen unnachahmlichen Einrichtungen: die Linse den verschiedenen Entfernungen anzupassen, wechselnde Lichtmengen zuzulassen und sphärische wie chromatische Abweichungen zu verbessern, durch die natürliche Zuchtwahl entstanden sei, erscheint, wie ich offen bekenne, im höchsten Grade als absurd.

Seither hat sich die Evolution des Auges regelrecht zu einem eigenen Forschungsgebiet ausgewachsen. Warum auch nicht? Es ist absolut faszinierend und nutzbringend zu wissen, dass sich mindestens vierzig,

vielleicht sogar sechzig verschiedene Augenformen entwickelt haben, jede auf ihre besondere Weise und doch vergleichbar mit den anderen. Dr. Daniel Nilsson, die wohl führende Kapazität auf diesem Gebiet, hat unter anderem herausgefunden, dass drei völlig unterschiedliche Fischfamilien unabhängig voneinander vier Augen entwickelt haben. Eines dieser Meerestiere, *Bathylychnops exilis*, besitzt ein Augenpaar, das nach außen blickt, und ein zweites, integriert in die Wand der beiden Hauptaugen, mit dem das Tier direkt nach unten sehen kann. Das wäre für die meisten Tiere eher hinderlich, bringt aber einem Wasserbewohner offensichtliche Vorteile. Bemerkenswert ist indes, dass das zweite Augenpaar entwicklungsbiologisch keine Kopie oder Miniatur des ersten ist, sondern eine völlig eigene Evolution durchlaufen hat. Dr. Nilsson schrieb in einem Brief an Richard Dawkins: »Diese Fischart hat, obwohl sie bereits über eine Linse verfügte, eine neue erfunden. Das stützt die Ansicht, dass die Evolution der Linsen nicht weiter kompliziert ist.« Eine kreative Gottheit hätte vermutlich die Optik von vornherein doppelt angelegt, was dazu geführt hätte, dass es für uns nichts zu entdecken gegeben hätte. Oder, wie Charles Darwin im gleichen Kapitel seiner *Entstehung der Arten* fortfuhr:

Als zum ersten Mal ausgesprochen wurde, die Sonne stehe still und die Erde drehe sich um sie, hielt man allgemein diese Meinung für falsch; dem alten Sprichwort »vox populi, vox dei« darf aber die Wissenschaft kein Vertrauen schenken. Der Verstand sagt mir: Wenn zahlreiche Abstufungen vom einfachen, unvollkommenen Auge bis zum zusammengesetzten und vollkommenen nachgewiesen werden und jede Abstufung ihrem Besitzer nützt, was ja sicher der Fall ist; wenn ferner das Auge beständig variiert und diese Veränderungen erblich sind, was gleichfalls sicherlich zutrifft; und wenn schließlich diese Veränderungen einem Tier unter wechselnden Lichtverhältnissen nützen, so kann die Schwierigkeit der Annahme, dass ein vollkommenes, kompliziertes Auge durch die natürliche Zuchtwahl gebildet worden sein könne (so unüberwindlich sie unserer Einbildungskraft auch erscheinen mag), unsere Theorie nicht umstürzen.[4]

Heute wirkt es komisch auf uns, wenn Darwin sagt, »die Sonne stehe still« oder das Auge sei »vollkommen«. Doch das liegt allein daran, dass wir das Glück haben, mehr zu wissen als er. Das wahre »Wunder« ist, dass wir, die wir Gene mit den Bakterien gemein

haben, mit denen das Leben auf unserem Planeten begann, uns so weit entwickelt haben. Andere Lebewesen haben überhaupt keine Augen ausgebildet oder nur sehr schwache. Es ist ein faszinierendes Paradox: Die Evolution hat keine Augen, kann aber welche schaffen. Leslie Orgel, ein Kollege des genialen Professors Francis Crick, der die DNS-»Doppelhelix« mit entdeckte, formulierte dieses Paradox eleganter, als ich es kann: »Die Evolution«, sagte er, »ist klüger als wir.« Doch dieses Kompliment an die »Intelligenz« der natürlichen Auslese ist keineswegs ein Zugeständnis an die irrige Vorstellung von einem »intelligenten Design«. Einige Ergebnisse sind sehr imposant, wie natürlich in unserem eigenen Fall: »Welch ein Meisterwerk ist der Mensch!«, ruft Hamlet aus, um sich gleich darauf zu widersprechen, indem er den Menschen als »Quintessenz von Staube« beschreibt; beide Aussagen haben den Vorzug, wahr zu sein. Doch der Prozess, der auf die Ergebnisse hinführt, ist langsam und unglaublich mühsam; er bringt es mit sich, dass sich auf unserem DNS-»Strang« allerlei nutzloser Müll angesammelt hat und wir viele Gene mit niederen Lebewesen gemein haben. Den »Stempel der niederen Herkunft« tragen wir in Form unseres Blinddarms, des mittler-

weile nutzlosen Haarbewuchses, der uns nach fünf Monaten im Mutterleib wächst, um dann wieder auszufallen, unserer allzu schnell verschleißenden Knie, unseres rudimentären Schwanzes sowie den zahlreichen Capricen unserer urogenitalen Ausstattung. Warum sagt man »Der Teufel steckt im Detail«? Gott kann es jedenfalls nicht sein, es sei denn, seine tölpelhaften kreationistischen Fans sind bereit, die Verantwortung für seine Ungeschicktheit, sein Scheitern und seine Inkompetenz zu übernehmen.

Diejenigen, die sich – durchaus nicht kampflos – den überwältigenden Beweisen für die Evolution gebeugt haben, möchten sich für das Eingeständnis ihrer Niederlage nun gern eine Medaille anheften. Die Großartigkeit und Vielgestaltigkeit der Evolution, so behaupten sie jetzt, lässt auf einen ordnenden und schaffenden Geist schließen. So machen sie ihren Gott aber zu einem dilettantischen Idioten, entlarven ihn als Pfuscher, Stümper und Tollpatsch, der Ewigkeiten dazu brauchte, ein paar nützliche Wesen zu erschaffen, und dabei einen riesigen Berg von Abfall und Ausschuss auftürmte. Mehr Respekt haben sie nicht vor ihrer Gottheit? Unklugerweise behaupten sie, die Evolutionsbiologie sei »nur eine Theorie«,

und verraten damit, dass sie weder die Bedeutung des Wortes »Theorie« kennen noch die Bedeutung des Wortes »Design«. Eine Theorie soll zu den bekannten Fakten passen. Eine erfolgreiche Theorie übersteht aber auch das Bekanntwerden bis dahin unbekannter Fakten. Zur akzeptierten Theorie wird sie, wenn sie über noch unentdeckte Dinge oder noch nicht da gewesene Ereignisse präzise Voraussagen treffen kann. Das kann einige Zeit in Anspruch nehmen und geschieht nach einem Muster, das Ockhams Vorgehen sehr ähnlich ist. Die Astronomen des ägyptischen Pharaos konnten eine Sonnenfinsternis vorhersagen, obwohl sie glaubten, die Erde sei flach; sie mussten nur erheblich mehr Arbeit investieren. Einsteins genaue Vorhersage einer Sonnenfinsternis vor der Westküste Afrikas war eleganter und stützte zudem seine Relativitätstheorie.

Zwischen den Evolutionsforschern herrscht große Uneinigkeit darüber, wie der komplexe Prozess ablief und *wie* er eigentlich begann. Francis Crick gestattete sich sogar den Flirt mit der Theorie, das Leben auf der Erde sei von Bakterien eines an der Erde vorüberziehenden Kometen »inseminiert« worden. Solche Uneinigkeiten werden, wenn überhaupt, mittels der

bewährten naturwissenschaftlichen und experimentellen Methoden beigelegt. Der Kreationismus oder das »Intelligent Design« dagegen (bei dem lediglich die klammheimliche Umbenennung von Intelligenz zeugt) ist *nicht einmal eine Theorie*. Ungeachtet ihrer finanziell großzügig ausgestatteten Propaganda sind seine Vertreter bislang den Nachweis schuldig geblieben, dass sich auch nur ein Bestandteil der natürlichen Welt mittels »Design« besser erklären lässt als mit der evolutionären Konkurrenz. Stattdessen ergeht man sich in infantilen Pleonasmen. Einer der Fragebögen, die von Kreationisten in Umlauf gebracht wurden, stellt Entscheidungsfragen folgenden Inhalts:

> Kennen Sie ein Gebäude, das keinen Erbauer hat?
> Kennen Sie ein Gemälde, das keinen Maler hat?
> Kennen Sie ein Auto, das keinen Konstrukteur hat?
> Wenn Sie eine der Fragen mit Ja beantwortet haben, erklären Sie das bitte näher.

In jedem Fall liegt die Antwort auf der Hand: Es handelt sich um arbeitsintensive, mittels Versuch und Irrtum zustande gekommene Erfindungen der Menschheit und um das Werk vieler Hände – mithin um eine »Evolution«, die noch im Gange ist. Das macht den Ignoranten kreationistischen Vergleich der

Evolution mit einem Wirbelwind, der über einen Schrottplatz fegt und die Einzelteile zu einen Jumbojet zusammensetzt, zu leerem Geschwafel. Erstens liegen keine Einzelteile herum, die nur darauf warten, zu einem Ganzen zusammengefügt zu werden. Zweitens hat der Vorgang des Erwerbs und Wegwerfens von Einzelteilen, vor allem von Flügeln, denkbar wenig mit einem Wirbelwind zu tun. Die Zeitdimension, um die es hier geht, ist eher die eines Gletschers als die eines Sturms. Darüber hinaus werden Jumbojets nicht aus kaputten oder überzähligen Teilen zusammengeschustert, die von weniger erfolgreichen Modellen übrig geblieben sind. Warum haben wir uns nur beschwatzen lassen, diese seit Langem widerlegte Pseudotheorie mit ihrem so geschickt gewählten neuen Namen »Intelligent Design« zu nennen? Nichts an ihr ist intelligent. Sie ist nur der gleiche kalte Kaffee. Flugzeuge durchlaufen auf ihre menschgemachte Weise eine »Evolution«. Das gilt auf wieder ganz andere Art auch für uns. Anfang April 2006 wurde in der Zeitschrift *Science* eine ausführliche Studie der University of Oregon veröffenlicht. Auf der Basis einer Rekonstruktion alter Gene von ausgestorbenen Tieren konnten die Forscher nachweisen, dass die Pseudotheorie der »unreduzierbaren Komplexität« ein Witz

ist. Proteinmoleküle, so fanden sie heraus, verwendeten auf der Basis von Versuch und Irrtum bestehende Teile wieder und veränderten sie, um nach dem Prinzip von Schloss und Schlüssel abweichende Hormone an- und auszuschalten.[5] Dieser genetische Marsch begann völlig ziellos vor vierhundertfünfzig Millionen Jahren, ehe die ersten Lebewesen die Ozeane verließen und sich die ersten Knochen entwickelten. Was wir heute über unsere Natur wissen, konnten die Religionsgründer nicht einmal ahnen, und gewiss hätte ihnen dieses Wissen die hochmütige Sprache verschlagen. Doch wieder gilt: Wenn wir uns erst der überflüssigen Annahmen entledigt haben, wird auch die Spekulation darüber, wer uns so gestaltete, dass wir zu Gestaltern wurden, so nutzlos und irrelevant wie die Frage, wer eigentlich den Gestalter gestaltet hat. Aristoteles, dessen Gedanken über den unbewegten Beweger und die erste Ursache am Beginn dieser Problematik steht, kam zu dem Schluss, dass es logischerweise siebenundvierzig bis fünfundfünfzig Götter geben müsse. Sogar ein Monotheist würde an dieser Stelle bereitwillig zu Ockhams Rasiermesser greifen. Die Monotheisten haben die Vielzahl erster Beweger auf einen einzigen heruntergehandelt. Damit sind sie der runden, zutreffenden

Ziffer schon ziemlich nah.

Wir müssen uns auch der Tatsache stellen, dass die Evolution nicht nur schlauer ist als wir, sondern auch unendlich gefühllos, grausam und unberechenbar. Fossilienfunde und Erkenntnisse aus der Molekularbiologie belegen, dass nahezu achtundneunzig Prozent aller Arten, die je auf der Erde gelebt haben, ausgestorben sind. Es gab Phasen, in denen sich das Leben geradezu explosionsartig diversifizierte, gefolgt von solchen, in denen besonders viele Arten ausstarben. Damit sich Leben auf dem langsam abkühlenden Planeten überhaupt halten konnte, musste es auf einem unglaublichen Überfluss gründen. Wir können das im Kleinen in unserem menschlichen Leben beobachten: Der Mann produziert viel mehr Samenflüssigkeit, als für den Aufbau einer Familie nötig wäre, und wird von dem durchaus nicht nur unangenehmen Bedürfnis getrieben, sie überall an die Frau zu bringen oder anderweitig loszuwerden – ein Ungemach, das die Religionen überflüssigerweise verschärft haben, indem sie unkomplizierte Methoden zum Ablass dieses Drucks, angeblich Teil des »Designs«, verboten haben. Die schiere wimmelnde

Masse, sei es bei den Insekten, Sperlingen, Lachsen oder Dorschen, ist eine gigantische Verschwendung, die in einigen, wenngleich nicht in allen Fällen sicherstellt, dass genügend Tiere überleben.

Die höheren Tiere sind davon nicht ausgenommen. Die Religionen, die wir kennen, sind aus nahe liegenden Gründen in Völkern entstanden, die wir ebenfalls kennen. In Asien, im Mittelmeerraum und im Nahen Osten sind Spuren des Menschen durchgängig bis in eine eindrucksvoll weit zurückliegende Vergangenheit belegt. Doch sogar in den religiösen Mythen sind Zeiten der Dunkelheit, der Seuchen und der Katastrophen erwähnt, in denen sich die Natur gegen die menschliche Existenz zu wenden schien. Mündlichen Überlieferungen zufolge, die mittlerweile von den Archäologen bestätigt werden, ging die Entstehung des Schwarzen Meeres mit einer gewaltigen Flut einher. Dieses überwältigende Ereignis beeindruckte die mesopotamischen Geschichtenerzähler nachhaltig. Noch heute reisen Jahr für Jahr christliche Fundamentalisten zum Berg Ararat im heutigen Armenien, um eines Tages das Wrack der Arche Noah zu finden – vergebliche Liebesmüh, denn selbst wenn die Suche von Erfolg gekrönt wäre, würde das nichts beweisen.

Könnten sie aber einen Bericht darüber lesen, was wirklich geschah, so wäre dieser um einiges eindrücklicher als die banale Geschichte von Noahs Flut – eine dunkle Wasserwand, die tosend über eine dicht besiedelte Ebene hereinbricht. So etwas musste sich in das vorgeschichtliche kollektive Gedächtnis einbrennen, ja es beschäftigt uns bis heute.

Zum Schicksal der meisten unserer Mitmenschen in Nord- und Südamerika gibt es dagegen nicht einmal eine verschüttete oder schlecht dokumentierte Erinnerung. Als die katholischen Konquistadoren Ende des 15. Jahrhunderts n. Chr. in der westlichen Hemisphäre eintrafen, überzogen sie das Land dermaßen willkürlich mit Gewalt und Zerstörung, dass der Spanier Bartolomeo de las Casas anregte, die Eroberer mögen formell ihren Verzicht erklären, sich offiziell entschuldigen und die ganze Unternehmung als Fehler abschreiben. Dieser Vorschlag war zwar gut gemeint, doch de las Casas schlechtes Gewissen rührte von der Vorstellung her, dass die »Indianer« in einem unberührten Garten Eden gelebt hatten. Spanien und Portugal hätten sich somit um die Chance gebracht, die Unschuld, die vor dem Fall Adams und Evas geherrscht hatte, wieder zu entdecken. Dieser Unsinn

zeugte von Wunschdenken und großer Überheblichkeit: Die Olmeken und andere Völker hatten ihre eigenen Götter, die sie vorwiegend mit Menschenopfern besänftigten, und verfügten über Schrift- und Astronomiesysteme sowie ausgeklügelte Methoden in der Landwirtschaft und im Handel. Sie schrieben ihre Geschichte nieder und hatten einen Kalender mit 365 Tagen entwickelt, der präziser war als seine europäischen Gegenstücke. Die Maya hatten die bereits erwähnte Ziffer Null, ohne die mathematische Berechnungen kaum zu leisten sind. Es lässt tief blicken, dass das Papsttum des Mittelalters die Null als fremdartig und ketzerisch ablehnte, wahrscheinlich aufgrund ihres angeblich arabischen Ursprungs (tatsächlich kommt sie aus dem Sanskrit), vielleicht aber auch wegen der erschreckenden Möglichkeit, die sie in sich barg.

Mittlerweile ist über die Zivilisationen Mittelamerikas einiges bekannt, doch bis vor Kurzem wussten wir nichts über die großen Städte und die Handelsnetze, die sich einst über das Amazonasbecken und weite Andenregionen erstreckten. Die ernsthafte Erforschung dieser faszinierenden Gesellschaften, die entstanden und ihre Blüte hatten, als andernorts Mose,

Abraham, Jesus, Mohammed und Buddha verehrt wurden, die aber an deren Diskursen keinen Anteil hatten und die für die monotheistischen Religionen keine Rolle spielten, hat soeben erst begonnen. Fest steht, dass auch diese Menschen ihre Schöpfungsmythen und ihre Offenbarungen des göttlichen Willens hatten – was ihnen das brachte, sei dahingestellt. Doch sie litten, triumphierten und starben, ohne dass wir sie in »unsere« Gebete aufgenommen hätten. Und sie gingen in dem bitteren Bewusstsein unter, dass niemand sich so an sie erinnern würde, wie sie waren, oder auch nur, *als ob sie* da gewesen wären. Ihre »gelobten Länder«, Prophezeiungen, Legenden und Zeremonien hätten sich genauso gut auf einem anderen Planeten befinden können. So willkürlich verläuft in Wahrheit die Geschichte der Menschheit.

Es besteht kaum ein Zweifel daran, dass nicht nur die europäischen Eroberer diese Menschen auslöschten, sondern auch Mikroorganismen, von denen weder die Opfer noch die Invasoren etwas wussten. Egal, ob die Keime dort heimisch waren oder eingeschleppt wurden, die Wirkung war die gleiche. Auch hier wird der gigantische menschgemachte Irrtum offenbar, der unsere »Genesis« durchdringt. Wie lässt sich kurz und

knapp nachweisen, dass dieses Buch von unwissenden Menschen geschrieben wurde und nicht von irgendeinem Gott? Dem Menschen wird die Herrschaft über die Fische, die Vögel, das Vieh, die Tiere des Feldes und alles Gewürm übertragen. Von Dinosauriern, Plesiosauriern oder Pterodaktylen ist dagegen nicht die Rede, weil die Autoren nichts von ihrer Existenz, geschweige denn ihrer angeblich gezielten und punktgenauen Schöpfung wussten. Auch Beuteltiere kommen nicht vor, weil Australien – nach Mesoamerika der nächste Kandidat für ein neues »Eden« – noch auf keiner bekannten Weltkarte verzeichnet war. Vor allem aber wird dem Menschen im Buch Genesis nicht die Herrschaft über die Keime und Bakterien übertragen, weil auch die Existenz dieser notwendigen, aber gefährlichen Lebewesen unbekannt war. Hätte man von ihnen gewusst und ihre Lebensweise verstanden, so wäre völlig klar gewesen, dass sie *über uns* herrschen und dies auch unangefochten weiter tun würden, bis man die Priester in die Wüste geschickt und der medizinischen Forschung zumindest eine Chance gegeben hätte. Bis heute ist das Ringen zwischen der Spezies *Homo sapiens* und der, wie Louis Pasteur sie nannte, »unsichtbaren Armee« der Mikroben nicht entschieden, doch dank der DNS-For-

schung können wir das Genom unserer Todfeinde, etwa des Vogelgrippevirus, zumindest entschlüsseln und die Gemeinsamkeiten ermitteln.

Die vielleicht schwierigste Aufgabe, der wir uns als halbwegs vernünftige Tiere mit überdimensionierten Adrenalindrüsen und einem zu klein geratenen präfrontalen Kortex stellen müssen, ist die Einschätzung unseres Gewichtes für das Ganze. Unsere Stellung im Universum ist so unvorstellbar bedeutungslos, dass wir sie mit unserer lächerlichen Ausstattung von drei Pfund Gehirnmasse nicht erschöpfend begreifen können. Nicht minder schwer fällt die Erkenntnis, dass unsere Anwesenheit auf der Erde womöglich ein Produkt des Zufalls ist. Wir mögen es zu bescheidenen Erfolgen gebracht haben: Wir verlängern unser Leben, heilen Krankheiten, haben gelernt, anderen Völkern und Tieren Respekt entgegenzubringen und von ihren Fähigkeiten zu lernen, und wir nutzen Raketen und Satelliten, um uns besser unterhalten zu können. Doch das Bewusstsein, dass unserem Tod der Tod unserer Art folgt und der Hitzetod des Universums, ist nur ein schwacher Trost. Immerhin geht es uns nicht wie denen, die starben, bevor sie ihre Geschichte erzählen konnten, oder die jetzt, in diesem Moment,

nach einer wenige Minuten währenden, schmerz- und angsterfüllten Existenz den Tod finden.

Im Jahre 1909 wurde in den kanadischen Rocky Mountains an der Ostgrenze der Provinz British Columbia eine immens wichtige Entdeckung gemacht. Die Gegend wird als Burgess Shale (Burgess-Schiefer) bezeichnet, und obwohl es sich um eine natürliche Formation frei von Zauberei handelt, wirkt sie fast wie eine Zeitmaschine, ein Schlüssel zur Vergangenheit – und zwar zur fernen Vergangenheit: Die Kalksteinformation entstand vor rund fünfhundertsiebzig Millionen Jahren in der »Kambrischen Explosion«, wie die Paläontologen dieses Phänomen bezeichnen. Im Verlauf der Evolution starben phasenweise zahlreiche Arten aus, während sich in anderen Phasen die Vielfalt des Lebens sprunghaft entwickelte. (Ein intelligenter »Gestalter« wäre wohl ohne diese chaotischen Hochs und Tiefs ausgekommen.)

Die meisten Tiere unserer Zeit haben ihre Wurzeln in dieser kambrischen Blütezeit, doch erst 1909 wurde es möglich, sich ein Bild von ihrem ursprünglichen Lebensraum zu machen. Bis dahin musste man sich mit Knochen und Schalen begnügen, wohingegen man in der Burgess Shale auch fossilierte Weichteile

fand, unter anderem den Inhalt tierischer Verdauungstrakte. Für die Entschlüsselung vieler Lebensformen ist die Fundstätte eine Art paläontologischer Stein von Rosette.

In unserer Ichbezogenheit stellen wir die Evolution gern als eine Art Leiter dar, auf deren unterster Stufe ein nach Luft schnappender Fisch an Land robbt. Auf den nächsten Stufen folgen bucklige Kreaturen mit riesigen Zähnen und dann, Schritt für Schritt, der Mensch, bis auf der höchsten Stufe ein aufrecht stehender Mann im Anzug mit dem Regenschirm winkend »Taxi!« ruft. Auch Wissenschaftler, die den »Zickzack« mit dem Auftauchen neuer Arten und ihrem Aussterben, ihrem erneuten Auftauchen und neuerlichen Aussterben kennen und die zudem wissen, wann das Ende des Universums zu erwarten ist, haben sich darauf verständigt, dass es eine hartnäckige Tendenz zur Progression gibt. Das ist nicht weiter verwunderlich: Weniger erfolgreiche Lebewesen sterben aus oder werden von erfolgreicheren zerstört. Doch der Fortschritt schließt die Vorstellung der Arbitrarität nicht aus. Als der große Paläontologe Stephen Jay Gould die Burgess Shale untersuchte, gelangte er zu einer höchst beunruhigenden Erkennt-

nis. Bei der Untersuchung der Fossilien und ihrer Entwicklung wurde ihm klar: Wenn man diesen Baum noch einmal pflanzte oder diese Suppe noch einmal aufkochte, so würde wahrscheinlich nicht genau das dabei herauskommen, was wir heute kennen.

Dieser Schluss kam Gould übrigens durchaus nicht gelegener als dem Leser oder mir. In seiner Jugend hatte er sich mit dem Marxismus befasst und konnte den Begriff »Fortschritt« sehr wohl mit Inhalt füllen. Doch als Forscher war er zu gewissenhaft, als dass er das Beweismaterial hätte ignorieren können, das so offen vor ihm lag. Gould distanzierte sich von Evolutionsbiologen, denen zufolge der Fortschritt erbarmungslos und in Millimeterschritten unserer Art intelligenten Lebens zustrebte. Wenn man die vielen evolutionären Entwicklungen aus dem Kambrium aufnehmen, die Aufnahme »zurückspulen« und dann noch einmal abspielen könnte, so Gould, gebe es keine Gewissheit, dass sie noch einmal genau so verlaufen würden. Mehrere Äste des Baumes – eine bessere Analogie wären die Zweige eines sehr dichten Busches –, die verdorrten, würden bei einem »Neustart« womöglich austreiben, wohingegen andere, die blühten und sich verzweigten, dieses Mal vertrocknen

und absterben könnten. Wir wissen, dass unsere Natur und unser Dasein darauf beruht, dass wir Wirbeltiere sind. Das erste bekannte Wirbeltier wurde in der Burgess Shale gefunden und ist ein fünf Zentimeter langes, recht elegantes Tierchen, das in Anlehnung an den nahe gelegenen Berg und seine geschmeidige Schönheit den Namen *Pikaia gracilens* erhielt. Zunächst wurde das Tier fälschlicherweise als Wurm klassifiziert – wir dürfen nicht vergessen, wie neu viele unserer Erkenntnisse sind – doch seine Segmentierung, seine Muskeln und das flexible Rückgrat weisen es als einen Urahn aus, der indes keinerlei Anbetung einforderte. Millionen anderer Lebensformen starben aus, noch ehe das Kambrium vorüber war, doch dieser kleine Prototyp überlebte. Gould schrieb dazu:

> Spulen wir das Band des Lebens bis zur Burgess-Zeit zurück, und lassen wir es noch einmal ablaufen. Wenn *Pikaia* im zweiten Durchlauf nicht überlebt, sind wir aus der künftigen Geschichte getilgt, und zwar wir alle, vom Hai über das Rotkehlchen bis zum Orang-Utan. Und ich glaube nicht, dass ein Kampfrichter angesichts des heute bekannten Burgess-Materials dem Überleben von *Pikaia* große Chancen

eingeräumt hätte.

Wenn Sie also die ewige Frage stellen möchten, warum der Mensch existiert, dann muss die Antwort, zumindest hinsichtlich jener Aspekte, die überhaupt von der Wissenschaft behandelt werden können, so lauten: weil *Pikaia* die Burgess-Dezimierung überlebte. Darin wird nicht ein einziges Naturgesetz bemüht, keine Aussage über vorhersehbare Wege der Evolution gemacht, keine Berechnung von Wahrscheinlichkeiten anhand allgemeiner Regeln der Anatomie oder der Ökologie angestellt. Das Überleben von *Pikaia* eine Kontingenz »bloßer Geschichte«. Eine »höhere« Antwort kann, denke ich, nicht gegeben werden, und ich kann mir auch keine Lösung vorstellen, die faszinierender wäre. Wir sind das Ergebnis von Geschichte, und wir müssen selbst unsere Wege festlegen in diesem vielfältigsten und interessantesten aller denkbaren Universen, einem Universum, das gleichgültig ist gegen unser Leiden und uns daher die größte Freiheit gewährt, zu gedeihen oder zu scheitern auf die Weise, die wir gewählt haben.[6]

»Frei« gewählt haben, so muss man hinzufügen, innerhalb sehr streng definierter Grenzen. Hier spricht

ein nüchterner, authentischer Mensch, Wissenschaftler und Humanist mit Leib und Seele. Vage haben wir das alles schon geahnt. Die Chaostheorie hat uns mit der Vorstellung vertraut gemacht, dass der zufällige Flügelschlag eines Schmetterlings einen leichten Zephir in einen wüsten Taifun verwandeln kann. Saul Bellows Augie March stellt scharfsinnig fest: »...unterdrückst du auch nur ein Teil, werden alle anderen Teile des Ganzen davon in Mitleidenschaft gezogen.«[7] Goulds verblüffendes und erhellendes Buch über die Burgess Shale trägt im Original den doppeldeutigen Titel *Wonderful Life*, der einen der beliebtesten romantischen Filme Amerikas assoziiert (*Ist das Leben nicht schön?*). Auf dem Höhepunkt dieses ebenso bezaubernden wie unergründlichen Films wünscht sich James Stewart, nie geboren worden zu sein. Doch dann zeigt ihm ein Engel, wie die Welt aussähe, wenn ihm sein Wunsch erfüllt würde. Damit vermittelt der Film dem Durchschnittsamerikaner eine Vorstellung von der heisenbergschen Unschärferelation: Bei jedem Versuch, etwas zu messen, wird das zu Messende minimal verändert. Erst in jüngster Zeit wurde erkannt, dass die Kuh enger mit dem Wal verwandt ist als mit dem Pferd. Sicher erwarten uns noch mehr Überraschungen. Wenn unser Dasein in seiner gegen-

wärtigen Form tatsächlich zufällig und kontingent ist, so können wir uns zumindest auf die weitere Evolution unseres schwachen Hirns freuen und auf enorme Fortschritte in der Medizin, auch der lebensverlängernden, die sich aus der Stammzellenforschung und der Nutzung des Nabelschnurblutes ergeben.

Peter und Rosemary Grant von der Princeton University wandeln auf den Galapagosinseln seit dreißig Jahren auf Darwins Spuren. Sie haben unter schwierigsten Bedingungen auf der winzigen Insel Daphne Major gelebt und beobachtet, wie sich die Finken entwickeln und an Veränderungen ihres Lebensraums anpassen. Sie haben aufzeigen können, dass sich die Finkenschnäbel in Größe und Form an Dürre und Nahrungsknappheit anpassten, indem sie sich auf Größe und Beschaffenheit anderer Samen und Käfer einrichteten. Die Vogelschar, die seit drei Millionen Jahren dort heimisch ist, konnte sich aber nicht nur in eine Richtung entwickeln. Der Schnabel veränderte sich in eine andere Richtung, wenn die Verfügbarkeit der Käfer und Samen es erforderlich machte. Die Grants haben das sehr genau beobachtet und ihre Erkenntnisse und Belege veröffentlicht. Wir stehen tief in ihrer Schuld. Sie führten ein hartes Leben, doch wer

wollte sich wünschen, sie hätten sich stattdessen in einer heiligen Höhle oder auf einer geweihten Säule sitzend selbst kasteit.

Im Jahr 2005 untersuchte ein Forscherteam an der University of Chicago zwei Gene, die als Mikrozephalin und ASPM bekannt sind und bei einem Defekt Mikrozephalie auslösen.[8] Kinder, die mit dieser Störung zur Welt kommen, haben ein zu kleines Gehirn – sehr wahrscheinlich ein Relikt aus der Zeit, in der das menschliche Gehirn noch viel kleiner war als heute. Die Evolution des Menschen gilt im Allgemeinen als seit fünfzig- bis sechzigtausend Jahren abgeschlossen (ein kurzer Moment nach evolutionären Maßstäben), diese beiden Gene aber haben sich offenbar in den vergangenen siebenunddreißigtausend Jahren schneller entwickelt, was vermuten lässt, dass die Entwicklung des menschlichen Gehirns noch im Gange ist. Im März 2006 brachten weitere Arbeiten an der gleichen Universität zutage, dass das menschliche Genom in den vergangenen fünf- bis fünfzehntausend Jahren an siebenhundert Stellen durch natürliche Auslese verändert wurde. Zu diesen Genen gehören einige, die für den Geschmack- und Geruchssinn, die Verdauung, die Knochenstruktur, die Hautfarbe und die Gehirn-

funktion verantwortlich sind – zu den großen emanzipatorischen Errungenschaften der Genforschung zählt die Erkenntnis, dass alle Unterschiede in der »Rasse« und der Hautfarbe jüngeren Datums, rein äußerlich und irreführend sind. Allein in der Zeitspanne zwischen dem Verfassen dieses Buches und seiner Drucklegung werden gewiss weitere faszinierende und erhellende Entdeckungen auf diesem dynamischen Gebiet gemacht. Vielleicht ist es noch zu früh, um zu beurteilen, ob diese Fortschritte durchweg positiv sind oder »nach oben« führen, jedenfalls ist die menschliche Entwicklung noch im Gange. Das zeigt sich auch daran, dass der Mensch gegen Krankheiten immun wird oder auch nicht. Die Genomforschung hat ergeben, dass frühe Gruppen von Nordeuropäern, nachdem sie gelernt hatten, Vieh zu domestizieren, ein bestimmtes Gen für »Laktosetoleranz« ausbildeten. Andere Menschen jüngerer afrikanischer Abstammung (wir alle stammen ja ursprünglich aus Afrika) neigen zu einer Art der Sichelzellenanämie; diese geht, so furchtbar sie ist, aus einer früheren Mutation hervor, die Schutz vor Malaria bot. Alle diese Aspekte werden noch genauer geklärt werden, wenn wir nur die Bescheidenheit und Geduld aufbringen, die Bausteine der Natur zu begreifen und den Stempel unse-

rer niederen Herkunft zu akzeptieren. Dazu braucht es keinen göttlichen Plan, geschweige denn himmlische Intervention. *Es funktioniert alles ohne diese Annahme.*

Damit widerspreche ich – nur ungern – dem großen Voltaire und seiner lachhaften Aussage, wenn es Gott nicht gebe, müsse man ihn erfinden.[9] Das Problem ist, dass der Mensch Gott überhaupt erfunden hat. Unsere Evolution wurde »von hinten her« untersucht, wobei sich herausstellte, dass sich das Leben zeitweise schneller entwickelte, als Arten ausstarben, und heute können wir auf der Basis unseres Wissens zumindest überblicken und erklären, was die Menschen alles nicht wussten. Tatsächlich genießt die Religion den großen, aber lästigen Vorteil, »zuerst« da gewesen zu sein. Doch Sam Harris stellt in *The End of Faith* nachdrücklich fest: Wenn wir, einer Vision von Marquez folgend, in einem Anfall kollektiver Amnesie unser mühevoll erworbenes Wissen, unsere Archive, unsere Ethik und Moral verlören und alles neu rekonstruieren müssten, so lässt sich nur schwer ermessen, an welcher Stelle wir uns daran erinnern oder dessen vergewissern müssten, dass Jesus von einer Jungfrau geboren wurde.[10]

Auch verständige Gläubige können sich trösten. Der Skeptizismus und die wissenschaftlichen Erkenntnisse haben sie von der Last befreit, ihren Gott als albernen und tollpatschigen Wissenschaftler hinstellen zu müssen. Wir können es uns auch sparen, danach zu fragen, wer eigentlich den Syphilisbazillus, die Lepra oder die angeborene geistige Behinderung zu verantworten hat oder wer sich die Qualen des Hiob ausdachte. Die Gläubigen werden von diesem Vorwurf freigesprochen. Wir brauchen keinen Gott mehr, um zu erklären, was nicht mehr rätselhaft ist. Was die Gläubigen tun, nun, da ihr Glaube optional, privat und ohne Bedeutung ist, bleibt allein ihnen überlassen. Uns kann das egal sein, solange sie nicht weiter versuchen, anderen ihre Religion aufzuoktroyieren.

Kapitel sieben

Die Offenbarung: Der Albtraum des »Alten« Testaments

Mit dem Verweis auf die Offenbarung gibt sich die Religion eine weitere Blöße, denn statt einfach auf den Glauben zu vertrauen, versucht sie »Beweise« im herkömmlichen Sinne zu erbringen. Zu ganz besonderen Anlässen, so heißt es, habe sich der göttliche Wille willkürlich ausgewählten Menschen offenbart und ihnen unabänderliche Gesetze zu übermitteln geruht, die diese dann an ihre weniger privilegierten Mitmenschen weitergeben konnten.

Dagegen ist einiges einzuwenden. Erstens sollen solche Offenbarungen zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten sehr unterschiedlichen Propheten und Mittelspersonen zuteil geworden sein. In einigen Fällen – vor allem im Christentum – reicht eine Offenbarung allem Anschein nach nicht aus, sondern muss durch weitere Erscheinungen bekräftigt werden, wobei jeweils eine nächste, die dann auch die letzte

sein soll, angekündigt wird. In anderen Fällen liegt das umgekehrte Problem vor: Die göttlichen Anweisungen werden ein einziges Mal und verbindlich einer obskuren Person gegeben, deren banalste Worte fortan Gesetz sind. Da die zum Teil hoffnungslos widersprüchlichen Offenbarungen nicht alle zutreffen können, müssen einige falsch und illusorisch sein. Man könnte auch folgern, dass eine von ihnen authentisch ist, was aber erstens bezweifelt werden muss und zweitens einen Religionskrieg darüber auslösen müsste, welche Offenbarung denn nun die wahre ist. Weiter erschwert wird die Sache dadurch, dass der Allmächtige sich ausschließlich ungebildeten und pseudohistorischen Personen in abgelegenen Gegenden des Nahen Ostens offenbarte, die lange Zeit Heimstatt der Götzenverehrung und des Aberglaubens und in vielen Fällen bereits mit vorhandenen Prophezeiungen gepflastert waren.

Die Tendenz zur Verschmelzung, die in den monotheistischen Religionen zu beobachten ist, und die gemeinsame Herkunft ihrer Geschichten führen letztendlich dazu, dass mit einer Religion alle widerlegt werden. So erbittert und hasserfüllt sie miteinander gekämpft haben mögen, so pochen doch alle drei

auf die gemeinsame Herkunft aus dem Pentateuch des Mose. Der Koran bescheinigt den Juden, das »Volk des Buches« zu sein, und bestätigt, dass Jesus ein Prophet und seine Mutter eine Jungfrau war; interessanterweise gibt er den Juden auch nicht die Schuld an der Ermordung Jesu, wie es ein Buch des christlichen Neuen Testamentes tut – was allerdings daran liegt, dass er die groteske Behauptung aufstellt, die Juden hätten an Jesu Stelle einen andern gekreuzigt.

Die Stiftungsgeschichten aller drei Religionen handeln von der Begegnung zwischen Mose und Gott auf dem Berge Sinai mit der Übergabe der Zehn Gebote. Berichtet wird davon in den Kapiteln 20 bis 40 des 2. Buchs Mose, das auch als Buch Exodus bekannt ist. Im Mittelpunkt steht dabei das Kapitel 20 mit den einzelnen Geboten. Es wäre vielleicht nicht nötig, sie im Einzelnen aufzuzählen, ist aber durchaus die Mühe wert.

Zunächst sticht ins Auge, dass wir es nicht mit einer einheitlichen Liste von zehn Geboten oder Verboten zu tun haben. Die ersten drei Gebote sind Variationen eines einzigen, mit dem Gott seine Vormachtstellung und Ausschließlichkeit betont und das Anfertigen von

Götzenbildern sowie den Missbrauch seines Namens verbietet. Diese ausgedehnten Präliminarien werden von nachdrücklichen Ermahnungen begleitet, etwa der Warnung, dass Gott »Missetaten der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern«. Das widerspricht allerdings der moralischen und vernunftgemäßen Vorstellung, dass Kinder für die Untaten ihrer Eltern nichts können. Das vierte Gebot fordert die Einhaltung des heiligen Sabbats und untersagt es allen Gläubigen, ihren Sklaven und Dienern, an diesem Tag irgendwelche Arbeiten zu verrichten. Erklärend wird hinzugefügt, was schon im 1. Buch Mose steht, dass nämlich Gott die Welt in sechs Tagen erschuf und am siebten Tage ruhte (was die Frage aufwirft, was er wohl am achten Tag gemacht haben mag). Die nun folgenden Gebote sind knapper gehalten. »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren«, ein Gebot, das nicht ganz zweckfrei ist, denn es heißt weiter, »auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der HERR, dein Gott, geben wird«. Erst dann folgen die vier berühmten Verbote von Mord, Ehebruch, Diebstahl und Falschaussage. Ihnen schließt sich das Verbot an, »deines Nächsten« Haus, Weib, Knecht, Magd, Rind, Esel und Eigentum zu begehren.

Es dürfte schwerfallen, einen klareren Beweis dafür aufzutreiben, dass die Religion von Menschen gemacht wurde. Da ist zunächst das monarchische Geknurre von Respekt und Furcht, begleitet von einem energischen Hinweis auf Gottes Allmacht und seine grenzenlose Rache, das auch ein babylonischer oder assyrischer König seinen Schreibern als Vorspann zu einer Bekanntmachung hätte diktieren können. Es folgt die scharfe Ermahnung, fleißig zu arbeiten und nur zu ruhen, wenn es der Herrscher befiehlt. Daran schließen sich knappe legalistische Verbote an, deren eines meist falsch wiedergegeben wird, denn im hebräischen Original heißt es »Du sollst keinen Mord begehen«. Egal wie gering man die jüdische Tradition achtet, so ist es schon eine Beleidigung für Moses Volk, dass es bis dahin unter dem Eindruck gestanden haben soll, Mord, Ehebruch, Diebstahl und Falschaussage seien erlaubt. Der gleiche unwiderlegbare Vorwurf lässt sich übrigens gegen die späteren Lehren Jesu erheben: Seine Geschichte vom barmherzigen Samariter auf der Straße nach Jericho handelt von einem Mann, der human und großzügig handelte, ohne je vom Christentum gehört zu haben, geschweige denn den unbarmherzigen Lehren des alttestamentlichen Gottes gefolgt zu sein, der mensch-

liche Solidarität und Mitleid mit keinem Wort erwähnt. Jede Gesellschaft, die je erforscht wurde, hat sich vor so offensichtlichen Verbrechen wie denen, die auf dem Berg Sinai verboten wurden, geschützt. Statt einer Verurteilung böser Taten folgt am Schluss eine seltsam formulierte Verurteilung unreiner Gedanken. Auch sie entpuppt sich als menschgemachtes Produkt der zeitlichen und räumlichen Gegebenheiten, denn die »Frau« wird in einer Reihe mit den anderen Besitztümern des Nachbarn genannt, seien sie tierisch, menschlich oder materiell. Vor allem aber wird hier das Unmögliche gefordert – ein wiederkehrendes Problem religiöser Edikte. Der Mensch mag sich durch die Androhung von Gewalt davon abhalten lassen, Verbrechen zu begehen, doch den Leuten zu verbieten, auch nur darüber *nachzudenken,* geht zu weit. Besonders absurd ist es, den Neid auf anderer Leute Besitz oder Reichtümer zu untersagen, und sei es nur, weil Neid zu Nachahmung und Ehrgeiz anspornt, mithin also Positives bewirken kann; die amerikanischen Fundamentalisten, die die Zehn Gebote – fast wie ein Götzenbild – an der Wand eines jeden Klassenzimmers und eines jeden Gerichtssaals sehen wollen, stehen dem Geist des Kapitalismus wahrscheinlich nicht so ablehnend gegenüber. Wenn Gott

wirklich wollte, dass die Menschen keine solchen Gedanken hegen, hätte er sich bei der Erfindung der Spezies etwas mehr Mühe geben sollen.

Nun drängt sich natürlich die Frage auf, was die Zehn Gebote *nicht* sagen. Ist es allzu modern gedacht, wenn auffällt, dass kein Wort über den Schutz von Kindern vor Grausamkeit verloren wird, kein Wort über Vergewaltigung, Sklaverei und Völkermord? Oder ist es allzu »kontextbezogen«, anzumerken, dass einige dieser Vergehen im Weiteren sogar geradezu empfohlen werden? In Vers 2 des unmittelbar folgenden Kapitels bittet Gott Mose, seinen Anhängern die Bedingungen für den Kauf und Verkauf von Sklaven (und das Durchbohren des Ohrs mit einem Pfriem) sowie die Regeln für den Verkauf ihrer Töchter mitzuteilen. Dem folgen die berühmten Verse »Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn« sowie weitschweifige Erklärungen zu Rindern, die Menschen oder sich gegenseitig mit den Hörnern stoßen. Die detaillierten Vorschriften zum Thema Landwirtschaft brechen in 22,17 plötzlich mit der Aufforderung ab: »Die Zauberinnen sollst du nicht am Leben lassen«, die Christen jahrhundertelang einen Freibrief zum Foltern und Verbrennen unangepasster

Frauen ausstellte. Einige Richtlinien sind moralisch einwandfrei und überdies recht hübsch formuliert: »Du sollst der Menge nicht auf dem Weg zum Bösen folgen«, lernte Bertrand Russell von seiner Großmutter – ein Satz, den der alte Häretiker sein Leben lang beherzigte. Hier und da überkommt den Leser aber auch Mitleid für die ausgelöschten und in Vergessenheit geratenen Völker der Hiwiter, Kanaaniter und Hittiter, die vermutlich ebenfalls Bestandteil von Gottes einstiger Schöpfung waren, nun aber erbarmungslos aus ihren Häusern vertrieben wurden, um Platz zu schaffen für die undankbaren und rebellischen Kinder Israels. Auf diesen »Bund« beriefen sich auch die Irredentisten, als sie im 19. Jahrhundert Palästina beanspruchten, was bis zum heutigen Tag nichts als Ärger einbringt.

Sodann begegnen vierundsiebzig Stammesälteste, unter ihnen Mose und Aaron, Gott von Angesicht zu Angesicht. Mehrere Kapitel sind nun den minutiösen Vorschriften zu den üppigen und umfangreichen Opfer- und Besänftigungszeremonien gewidmet, die der Herr von seinem neuen Volk erwartet, bis sich alles in Tränen und Chaos auflöst: Als Mose von seiner Unterredung auf dem Berge zurückkehrt, muss er

feststellen, dass der Eindruck, den die Begegnung mit Gott hinterlassen hat, zumindest bei Aaron bereits verblasst ist und dass die Kinder Israels aus ihrem Schmuck ein Götzenbild gefertigt haben. Daraufhin zerschmettert er erzürnt die beiden Steintafeln vom Berge Sinai – die demnach von Menschen, und nicht von Gott, gefertigt sein müssen und die später eilends wieder rekonstruiert werden – und befiehlt:

> Ein jeder gürte sein Schwert um die Lenden und gehe durch das Lager hin und her von einem Tor zum anderen und erschlage seinen Bruder, Freund und Nächsten.
> Die Söhne Levi taten, wie ihnen Mose gesagt hatte; und es fielen an dem Tage vom Volk dreitausend Mann.

Eine kleine Zahl verglichen mit den ägyptischen Neugeborenen, deren Ermordung durch Gott Voraussetzung für diese Geschehnisse war, aber durchaus ein Argument für den »Antitheismus«. Mit diesem Begriff meine ich die Erleichterung darüber, dass keiner der religiösen Mythen wahr ist. Die Bibel gibt zwar einen Freibrief für Menschenhandel, ethnische Säuberungen, Sklaverei, Zwangsehe und willkürliche Massaker, doch wir sind nicht daran gebunden, denn er wurde

von primitiven, unkultivierten menschlichen Säugetieren ausgestellt.

Selbstverständlich fand keines der im 2. Buch Mose beschriebenen schaurigen und geistesgestörten Ereignisse je statt. Die israelischen Archäologen zählen zu den professionellsten der Welt, obwohl ihre Forschungen bisweilen von dem Wunsch beseelt waren, zu beweisen, dass der »Bund« Gottes mit Mose auf Fakten basiert. Niemand hat so hart daran gearbeitet wie die Israelis, die jedes Sandkorn Kanaans und der Wüste Sinai einzeln durchgesiebt haben. Der Erste war Jigael Jadin, dessen berühmteste Ausgrabung die von Masada war und der von David Ben Gurion den Auftrag erhalten hatte, die »Besitzurkunde« zu finden, den Nachweis für den Anspruch Israels auf das Heilige Land. Bis vor nicht allzu langer Zeit galten seine so offensichtlich politisch geleiteten Arbeiten zumindest oberflächlich betrachtet als plausibel. Doch dann präsentierten insbesondere Israel Finkelstein vom Archäologischen Institut der Universität Tel Aviv und sein Kollege Neil Asher Silberman erheblich umfangreichere und objektivere Arbeiten.[1] Für beide ist die »hebräische Bibel« oder der Pentateuch ein wundervoller Text und die Geschichte des modernen Israel

eine Quelle der Inspiration – in beiden Fällen möchte ich bescheiden meine gegenteilige Ansicht zum Ausdruck bringen. Doch ihre Schlussfolgerung ist endgültig und umso glaubwürdiger, als sie die Beweise über das Eigeninteresse stellen. Es gab keine Flucht aus Ägypten, keine Wanderung durch die Wüste – geschweige denn eine, die vier Jahrzehnte dauerte, wie es im Pentateuch heißt – und auch keine dramatische Inbesitznahme des Heiligen Landes. Das alles wurde kurzerhand und durchaus unbeholfen erheblich später erfunden. In keiner ägyptischen Chronik sind die Ereignisse auch nur in einem Nebensatz erwähnt, und Ägypten war für Kanaan und die nilotische Region in allen relevanten Zeiträumen Besatzungsmacht. Ja, viele Hinweise deuten sogar in entgegengesetzte Richtung: Archäologische Funde bestätigen, dass es bereits seit vielen Tausend Jahren jüdische Siedlungen in Palästina gab, was sich unter anderem daraus schließen lässt, dass in den Abfallhaufen keine Schweineknochen gefunden wurden. Nachgewiesen ist überdies ein, wenngleich eher bescheidenes, »Königreich Davids«, wohingegen alle mosaischen Mythen bedenkenlos verworfen werden können. Diese Schlussfolgerung halte ich nicht, wie manche religiöse Kritiker säuerlich anmerken, für »reduktionis-

tisch«. Aus der Archäologie und den alten Texten lässt sich nicht nur großes Vergnügen, sondern auch großer Nutzen ziehen. Und sie führen uns Stück für Stück näher an die Wahrheit heran. Andererseits werfen sie auch erneut die Frage nach dem Antitheismus auf. In *Die Zukunft einer Illusion* führte Freud ein recht naheliegendes Argument ins Feld: Die Religion leide unter der irreparablen Schwäche, dass sie allzu klar aus unserem Wunsch erwachse, dem Tod zu entgehen oder ihn zu überleben.[2] Diese Kritik am Wunschdenken ist stark und unwiderlegbar, spart aber die Schrecken, Grausamkeiten und Wahnsinnstaten des Alten Testamentes aus. Wer – einmal abgesehen von einem Priester alter Zeiten, der mit dem erprobten Mittel der Angst Macht ausüben wollte – würde sich wohl ernsthaft *wünschen*, dass dieses hoffnungslos verquere Lügengebilde auch nur ein Körnchen Wahrheit in sich trüge?

Nun, auch die Christen haben sich vom Wunschdenken leiten lassen und nach »Beweisen« gesucht, und zwar schon lange bevor die Vertreter der zionistischen Archäologieschule zum Spaten griffen. Paulus hatte in seinem Brief an die Galater Gottes Versprechen an die jüdischen Patriarchen den Christen sozusagen ver-

erbt, und im 19. und 20. Jahrhundert stolperte man im Heiligen Land alle paar Meter über einen eifrigen Ausgräber. Der britische General Gordon, der später im Kampf gegen den Mahdi in Khartoum fiel, war in dieser Hinsicht federführend. Der Orientalist und Bibelgelehrte William Albright aus Baltimore machte sich unbeirrt für Josuas Jericho und andere Mythen stark. Einige dieser Ausgräber galten vor dem Hintergrund der primitiven Techniken jener Zeit nicht als Opportunisten, sondern wurden durchaus ernst genommen. Auch moralisch: Der französische Dominikanermönch und Archäologe Roland de Vaux begab sich völlig in die Hände des Schicksals, als er sagte: »Wenn der historische Glaube Israels nicht in der Geschichte begründet ist, so ist dieser Glaube und damit auch unser Glaube irrig.« Ein bewundernswertes und ehrliches Wort, auf das man den guten Ordensmann heute festlegen kann.

Schon lange bevor die moderne Forschung sowie exakte Übersetzungen und genaue Ausgrabungen Erhellendes zutage brachten, lag es durchaus im Vermögen eines denkenden Menschen, zu erkennen, dass es sich bei der »Offenbarung« am Sinai und beim Rest des Pentateuch um eine zusammenge-

schusterte Fiktion handelt, verfasst geraume Zeit nach den Pseudoereignissen, die sie weder überzeugend noch plausibel schildert. Seit die Bibel in der Schule gelesen wird, ärgern aufgeweckte Schulkinder ihre Lehrer mit unschuldigen, aber nicht zu beantwortenden Fragen. Thomas Paine wurde nie widerlegt, seit er, während er unter der grausamen Verfolgung durch die antireligiösen französischen Jakobiner litt, feststellte,

> ...dass diese Bücher höchst zweifelhaft sind und dass Mose nicht ihr Autor ist, und weiter, dass sie nicht in Moses Zeit verfasst wurden, sondern erst mehrere Hundert Jahre später, und dass sie als Versuch einer Chronik der Lebensgeschichte Moses und seiner angeblichen Lebenszeit sowie der Zeit davor mehrere Hundert Jahre nach dem Tode Moses von sehr unwissenden und törichten Heuchlern aufgeschrieben wurden, so, wie heutzutage Leute die Geschichte von Ereignissen aufschreiben, die vor vielen Hundert oder vielen Tausend Jahren geschahen oder geschehen sein sollen.[3]

Die mittleren Bücher des Pentateuch – das zweite, dritte und vierte; im ersten kommt Mose nicht vor – sprechen von Mose in der dritten Person: »Und Gott

redete mit Mose.« Man könnte nun argumentieren, dass Mose von sich selbst lieber in der dritten Person sprach, auch wenn diese Haltung heute gern mit Größenwahn assoziiert wird. Doch Aussagen wie »Aber Mose war ein sehr demütiger Mensch, mehr als alle Menschen auf Erden« (1. Mose 12, 3) wären unter dieser Voraussetzung geradezu lachhaft. Abgesehen davon, dass es aberwitzig wäre, sich als demütig zu beschreiben, indem man sich in seiner Demut als allen anderen Menschen überlegen geriert, dürfen wir nicht vergessen, wie autoritär und blutrünstig Moses Verhalten in nahezu allen anderen Kapiteln geschildert wird. Wir haben somit die Wahl zwischen hochgradiger Ichbezogenheit und falschester Bescheidenheit.

Aber vielleicht kann man Mose auch von beiden Vorwürfen freisprechen, denn für die Verrenkungen des 5. Buchs Mose kann er gar nicht verantwortlich sein. Das Buch gibt eine Einführung in das Thema, der eine Rede Moses folgt; an einen Einschub durch den Erzähler schließt sich eine weitere Rede des Mose an, gefolgt von der Schilderung seines Todes, seiner Bestattung und seiner Großartigkeit – man kann wohl davon ausgehen, dass der Bericht über die Beerdi-

gung nicht von dem Mann stammt, der beerdigt wurde, obwohl das Problem dem Verfasser des Textes offenbar nicht auffiel.

Dass der Verfasser diesen Bericht viele Jahre später aufschrieb, ist ziemlich eindeutig. Wir erfahren, dass Mose einhundertzehn Jahre alt wurde; seine »Augen waren nicht schwach geworden und seine Kraft war nicht verfallen«, als er den Berg Nebo bestieg, von dem aus er einen guten Blick über das Gelobte Land hatte, das er nie betreten sollte. Plötzlich schwinden die Kräfte des Propheten, er stirbt im Lande Moab und wird dort bestattet. Niemand weiß, sagt der Autor, »bis auf den heutigen Tag«, wo das Grab des Mose liegt. Auch habe es, so fügt er hinzu, »hinfort« keinen vergleichbaren Propheten in Israel mehr gegeben. Diese beiden Formulierungen ergeben nur dann einen Sinn, wenn sie sich auf das Verstreichen einer großen Zeitspanne beziehen. Weiter sollen wir glauben, dass ein nicht näher bestimmter »er« Mose begrub: Wenn das wieder Mose selbst in der dritten Person gewesen sein soll, so scheint es höchst unglaubwürdig, und wenn Gott höchstselbst die Trauerfeier gestaltete, so kann es der Verfasser des Deuteronomiums nicht gewusst haben. Der Autor hat überhaupt nur wenig

Konkretes darüber zu berichten, was nicht anders zu erwarten ist, wenn er ein schon beinahe in Vergessenheit geratenes Ereignis rekonstruierte. Dasselbe gilt für unzählige weitere Anachronismen, wenn Mose Ereignisse schildert – den Verzehr des »Manna« in Kanaan, die Eroberung des gewaltigen Steinsarges des »Riesen«-Königs Og von Basan –, die womöglich nie stattfanden, von denen aber auch gar nicht erst behauptet wird, dass sie vor Moses Tod geschahen.

Immer wahrscheinlicher wird diese Interpretation im vierten und fünften Kapitel des 5. Buchs Mose, wo Mose seine Anhänger um sich schart und ihnen noch einmal die Gebote des Herrn verkündet – was erst einmal nicht weiter verwunderlich ist, denn der Pentateuch enthält bereits zwei voneinander abweichende Schöpfungsberichte, zwei Stammbäume Adams und zwei Schilderungen der Sintflut. In einem dieser beiden Kapitel spricht Mose sehr ausführlich über sich selbst, in dem anderen wird er in indirekter Rede zitiert. Im vierten Kapitel wird das Verbot, Götzenfiguren anzufertigen, dahin gehend ergänzt, dass sie keinem Menschen oder Tier »gleich« sein dürften. Im fünften Kapitel wird der Inhalt der beiden Steintafeln in etwa so wiederholt, wie er schon im 2. Buch

Mose wiedergegeben wurde, allerdings mit einem wichtigen Unterschied: Dieses Mal vergisst der Verfasser, dass der Sabbattag heilig ist, weil Gott den Himmel und die Erde in sechs Tagen erschaffen und am siebten Tag geruht hat. Hier nun ist der Sabbat plötzlich heilig, weil Gott sein Volk aus dem Lande Ägypten geführt hat.

Kommen wir nun zu den Geschehnissen, die wahrscheinlich – und darüber können wir nur froh sein – nie stattgefunden haben. Im 5. Buch Mose gebietet Mose Eltern, ihre Kinder für Disziplinlosigkeit zu Tode steinigen zu lassen (was mindestens einem der Gebote zuwiderzulaufen scheint), und trifft eine Reihe von Aussagen, eine irrwitziger als die andere: »Es soll kein Zerstoßener noch Verschnittener in die Gemeinde des HERRN kommen.« Im 4. Buch Mose empört er sich nach einer Schlacht vor den Generälen darüber, dass sie so viele Zivilisten verschont haben:

> So tötet nun alles, was männlich ist unter den Kindern, und alle Frauen, die nicht mehr Jungfrauen sind; aber alle Mädchen, die unberührt sind, die lasst für euch leben.

Das ist sicher nicht die krasseste Aufforderung zum

Völkermord, die im Alten Testament zu finden ist – israelische Rabbis diskutieren bis zum heutigen Tag darüber, ob die Aufforderung zur Vernichtung der Amalekiter ein verschlüsselter Befehl zur Beseitigung der Palästinenser ist. Doch die wollüstige Komponente macht allzu offensichtlich, welche Art von Belohnung einen plündernden Soldaten erwartete. Das finde ich jedenfalls, und das fand auch Thomas Paine, der mit seiner Schrift nicht die Religion widerlegen, sondern den Deismus gegen das Alte Testament in Schutz nehmen wollte. Hier handle es sich, so Paine, um die Anordnung, »die Knaben abzuschlachten, die Mütter zu massakrieren und die Töchter zu schänden«. Diese Bemerkung brachte ihm die verletzte Reaktion eines prominenten Kirchenmannes seiner Zeit ein, des Bischofs von Llandaff. Entrüstet entgegnete der walisische Bischof, aus dem Kontext gehe keineswegs klar hervor, dass die jungen Frauen unmoralischen Zwecken und nicht zum Beispiel unbezahlter Arbeit zugeführt werden sollten. Gegen solch tumbe Unschuld mag jeder Widerspruch herzlos sein, wäre da nicht auch noch die unglaubliche Gleichgültigkeit des Kirchenmannes gegenüber dem Schicksal der Knaben und natürlich ihrer Mütter.

Man könnte das Alte Testament Buch für Buch durchgehen, hier über eine kernige Formulierung stutzen – »Der Mensch erzeugt sich selbst das Unheil«, heißt es im Buch Hiob, »wie Funken hoch emporfliegen« sich dort an einem schönen Vers erfreuen, doch immer wieder wird man den gleichen Schwierigkeiten begegnen. Die Leute werden unwahrscheinlich alt und bekommen immer noch Kinder. Durchschnittsmenschen bestreiten mutterseelenallein einen Kampf oder eine Auseinandersetzung mit Gott oder seinen Abgesandten und werfen damit immer aufs Neue die Frage nach der göttlichen Allmacht oder gar der göttlichen Vernunft auf. Und immer ist der Boden durchtränkt mit dem Blut Unschuldiger. Zudem ist der Kontext bedrückend beschränkt und örtlich begrenzt. Weder diese Provinzler noch ihre Gottheit scheinen eine Ahnung davon zu haben, wie die Welt jenseits der Wüste aussieht, jenseits der kleinen Horden und ihrer Herden und der Erfordernisse ihrer nomadischen Lebensweise. Den einfachen Bauern ist das selbstverständlich nachzusehen, aber was ist mit ihrem höchsten Anführer und zornigen Tyrannen? Vielleicht wurde er nicht als Götzenbild, aber doch nach ihrem Bild geschaffen?

Kapitel acht

Das »Neue« Testament stellt das »Alte« mit seiner Bösartigkeit in den Schatten

Eine neuerliche Lektüre des Alten Testaments ist streckenweise anstrengend, aber unerlässlich, denn man stößt dabei immer wieder auf düstere Vorausdeutungen. Abraham – auch ein Urahn aller monotheistischen Religionen – ist bereit, seinen eigenen Erstgeborenen zu opfern. Es geht das Gerücht, eine Jungfrau werde »schwanger und einen Sohn gebären«. Diese beiden Mythen bewegen sich nach und nach aufeinander zu. Dies gilt es im Neuen Testament zu berücksichtigen, denn wenn man die vier Evangelien aufschlägt und willkürlich darin liest, wird man recht bald auf Aussagen oder Taten Jesu stoßen, die vor allem dazu dienen, alte Prophezeiungen zu erfüllen. Zur Ankunft Jesu in Jerusalem auf dem Rücken eines Esels etwa heißt es in Matthäus 21,4: »Das geschah aber, auf dass erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten…«; gemeint ist Sacharja, der angekündigt hatte, dass der Erlöser auf einem Esel reiten

werde (Sacharja 9, 9). Die Juden warten noch immer auf seine Ankunft, wohingegen er den Christen zufolge schon da war. Wenn es seltsam anmutet, dass etwas nur um der Rechtfertigung einer Voraussage willen geschieht, so deshalb, weil es seltsam *ist.* Und das kann auch nicht anders sein, denn das »Neue Testament« ist wie schon das Alte eine recht grobe Flickarbeit, die lange nach den beschriebenen Ereignissen zusammengeschustert wurde und in der immerzu improvisiert wird, damit am Ende alles zusammenpasst. Der Kürze halber zitiere ich H. L. Mencken, der in seiner *Treatise on the Gods* recht schlüssig schreibt:

> Es ist eine schlichte Tatsache, dass das Neue Testament, wie wir es kennen, eine völlig ungeordnete Ansammlung mehr oder weniger widersprüchlicher Zeugnisse ist, die zum Teil wahrscheinlich respektablen, zum Teil aber zweifelhaften Ursprungs sind, und dass die meisten, die guten wie die schlechten, unzweifelhafte Anzeichen dafür aufweisen, dass nachträglich Änderungen vorgenommen wurden.[1]

Sowohl Paine als auch Mencken, die sich aus verschiedenen Gründen die Mühe machten, die Texte genau zu lesen, wurden mittlerweile von Bibelforschern bestätigt, die eigentlich hatten beweisen wol-

len, dass die Texte nach wie vor Relevanz besitzen. Diese Diskussion geht indes völlig an denen vorbei, die das »Gute Buch« als ihr Ein und Alles betrachten – erinnern wir uns an den texanischen Gouverneur, der auf die Frage, ob die Bibel auf Spanisch unterrichtet werden solle, erwiderte: »Wenn Englisch gut genug für Jesus war, dann ist es auch gut genug für mich.« Selig sind die Minderbemittelten.

Im Jahr 2004 produzierte der australische Faschist und Schmierenkomödiant Mel Gibson eine Seifenoper über den Tod Jesu. Mr. Gibson gehört einer irren katholischen Splittersekte an, die im Wesentlichen aus ihm selbst und seinem noch aggressiveren Vater besteht, und er hat bereits klargestellt, dass seine eigene geliebte Frau leider in der Hölle schmoren werde, weil sie die korrekten Sakramente nicht annehmen will – ein grauenhaftes Schicksal, das er gelassen als »Erklärung des Vorsitzenden« klassifiziert. Die Doktrin seiner eigenen Sekte ist ausdrücklich antisemitisch, und der Film lastet die Schuld für die Kreuzigung unermüdlich den Juden an. Ungeachtet dieser Bigotterie, die von umsichtigeren Christen kritisiert wurde, nutzten viele »Mainstream«-Kirchen den Kassenerfolg von *Die Passion Christi* opportunistisch für die

Rekrutierung neuer Mitglieder. Sein filmischer Mischmasch – der sich in sadomasochistischer Homoerotik übt und einen unbegabten, angeblich in Island oder auch in Minnesota geborenen Hauptdarsteller präsentiert –, so behauptete Mr. Gibson auf einer ökumenischen Werbeveranstaltung, basiere auf »Augenzeugen«-Berichten. Ich fand es damals durchaus bemerkenswert, dass ein Multimillionen-Dollar-Kassenhit mit so einer groben Unwahrheit unterfüttert werden konnte, aber niemand kommentierte das. Die meisten jüdischen Vertreter schwiegen. Einige wollten dagegen das uralte Argument, das jahrhundertelang Osterpogrome gegen die »jüdischen Mörder Christi« entfacht hatte, endlich vom Tisch haben. Immerhin hatte der Vatikan den Vorwurf des »Gottesmordes« gegen das jüdische Volk erst zwei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg formal zurückgezogen. Und tatsächlich hatten sich Juden die Kreuzigung sogar zu eigen gemacht. Maimonides bezeichnete die Bestrafung des verabscheuungswürdigen Nazarener Ketzers als eine der größten Leistungen seiner jüdischen Vorfahren, er forderte, den Namen Jesu nur noch in Begleitung eines Fluchs auszusprechen, und verkündete, Jesus werde bestraft, indem er auf alle Ewigkeit in Exkrementen schmore. Was für einen guten Katholiken

hätte Maimonides doch abgegeben!

Doch als er annahm, die vier Evangelien könnten als eine Art historischer Chronik betrachtet werden, verfiel er dem gleichen Irrtum wie die Christen. Die Autoren – deren Texte allesamt erst viele Jahrzehnte nach der Kreuzigung veröffentlicht wurden – können sich auf kaum einen wichtigen Punkt einigen. Matthäus und Lukas stimmen weder im Hinblick auf die Jungfrauengeburt noch auf den Stammbaum Jesu überein. Diametral entgegengesetzt schildern sie die »Flucht nach Ägypten«: Matthäus zufolge erschien Joseph im Traum ein Engel, der ihm zur sofortigen Flucht riet, wohingegen Lukas erzählt, dass alle drei in Bethlehem blieben, bis Marias »Reinigung nach dem Gesetz des Mose vollendet« war, also vierzig Tage, um dann über Jerusalem nach Nazareth zurückzukehren. Wenn übrigens die Flucht nach Ägypten, die den Säugling vor Herodes' Kindermordkampagne in Sicherheit bringen sollte, auch nur ein Körnchen Wahrheit in sich trägt, so haben uns die Bildermacher aus Hollywood und viele christliche Ikonografen jedenfalls hinters Licht geführt: Es wäre alles andere als einfach gewesen, einen blonden blauäugigen Säugling zum Nildelta zu bringen, ohne größeres Aufse-

hen zu erregen.

Dem Lukasevangelium zufolge fiel die wundersame Geburt in das Jahr, in dem Kaiser Augustus eine Schätzung angeordnet hatte, und zwar zu der Zeit, da Herodes König von Judäa und Cyrenius Landpfleger von Syrien war. Das ist die genaueste historische Datierung, die überhaupt ein biblischer Schreiber vornimmt. Doch Herodes starb vier Jahre »vor Christus«, und während seiner Regierungszeit hieß der Landpfleger von Syrien nicht Cyrenius. Bei römischen Historikern kommt die Volkszählung des Augustus nicht vor, wohingegen der jüdische Chronist Josephus eine Schätzung erwähnt, für die allerdings die Menschen nicht die mühevolle Reise zu ihrem Geburtsort auf sich nehmen mussten und die sechs Jahre nach Jesu Geburt stattgefunden haben soll. Es handelt sich somit recht offensichtlich um eine verfälschende Rekonstruktion mündlicher Überlieferungen, die beträchtliche Zeit nach den »Ereignissen« vorgenommen wurde. Die Schreiber können sich auch bei den mythischen Elementen nicht einigen: Bei der Bergpredigt, der Salbung Jesu, dem Verrat des Judas und der »Verleugnung« des Petrus weichen sie erheblich voneinander ab. Am verwunderlichsten ist, dass nicht

einmal bei der Kreuzigung oder der Wiederauferstehung eine gemeinsame Linie gefunden wird. Die Interpretation, nach der alle vier Berichte göttliche Vollmacht haben, ist somit schlichtweg hinfällig. Das Buch, auf das sich wahrscheinlich alle vier stützen und das die Gelehrten spekulativ als »Q« bezeichnen, ist verloren gegangen, eine fahrlässige Gedankenlosigkeit aufseiten des Gottes, der es doch »inspiriert« haben soll.

Vor sechzig Jahren wurden in Ägypten bei Nag Hammadi in der Nähe einer sehr alten koptisch-christlichen Ausgrabungsstätte weitgehend unbekannte »Evangelien« entdeckt. Die Schriften stammten aus der gleichen Zeit und waren der gleichen Herkunft wie viele der später kanonisierten und »autorisierten« Evangelien. Lange wurden sie als »gnostisch« bezeichnet, dem frühen Kirchenvater Irenäus folgend, der die Texte als häretisch eingestuft und verboten hatte. Unter diesen Schriften befinden sich die »Evangelien« oder Erzählungen durchaus bedeutsamer Nebenfiguren aus dem anerkannten »Neuen« Testament, unter anderem die des »ungläubigen Thomas« und der Maria Magdalena. Heute zählt man auch das Judasevangelium dazu, dessen Existenz zwar seit

Jahrhunderten bekannt ist, das aber erst im Jahr 2006 von der National Geographic Society aufgespürt und veröffentlicht wurde.

Das Buch enthält, wie nicht anders zu erwarten, viel spiritualistisches Gefasel, aber eben auch eine Version der »Ereignisse«, die geringfügig glaubwürdiger ist als der offizielle Bericht. Zum einen wird wie in den anderen gnostischen Texten die Ansicht vertreten, dass man um den Gott des »Alten« Testaments einen weiten Bogen machen solle, weil er eine grauenhafte Erfindung kranker Gehirne sei – was mühelos erklärt, warum der Text so unnachgiebig verboten und angeprangert wurde. Immerhin ist das orthodoxe Christentum in erster Linie eine Bestätigung und Vervollkommnung jener bösartigen Geschichte. Judas nimmt, wie aus der Bibel bekannt, am letzten Passahmahl teil, weicht dann aber vom gewohnten Skript ab. Als Jesus seinen Jüngern mitleidig vorhält, dass sie einfach nicht begreifen wollen, was auf dem Spiele steht, sagt sein Tunichtgut von Apostel mutig, er wisse schon, worum es gehe: »Ich weiß, wer du bist und woher du gekommen bist. Du kommst aus dem ewigen Reich Barbelo.«[2] Dieses »Barbelo« ist kein Gott, sondern ein himmlisches Ziel, ein Mutterland

jenseits der Sterne. Jesus kommt aus diesem himmlischen Reich, ist aber nicht der Sohn des mosaischen Gottes, sondern ein Avatar des Seth, dritter und weniger bekannter Sohn des Adam, der den Sethitern den Weg nach Hause weisen sollte. Jesus, dem klar wird, dass Judas zumindest ansatzweise in diesen Kult eingeweiht ist, nimmt ihn zur Seite und beauftragt ihn mit einer Spezialaufgabe: Er soll ihm dabei helfen, seine fleischliche Hülle abzustreifen und in den Himmel zurückzukehren. Er verspricht ihm auch, ihm die Sterne zu zeigen, die Judas ermöglichen werden, ihm zu folgen.

Das klingt wie irre Science-Fiction, ist aber sehr viel schlüssiger als der ewige Fluch, der Judas aufgebürdet wurde, weil er getan hatte, was jemand tun musste in dieser ansonsten pedantischen Chronik eines angekündigten Todes. Es ist auch insofern erheblich schlüssiger, als die Schuld nicht bis in alle Ewigkeit den Juden aufgehalst wird. Lange tobte eine Debatte darüber, welches der »Evangelien« als von Gott inspiriert gelten müsse. Die einen sprachen sich für dieses aus, die anderen für jenes, und manch einer verlor dabei auf furchtbare Weise sein Leben. Niemand wagte es, darauf hinzuweisen, dass alle Texte

lange nach dem geschilderten Drama von Menschen verfasst worden waren. Die »Offenbarung« des Johannes hat sich wohl nur dank des (recht gewöhnlichen) Namens seines Autors in den Kanon geschlichen. Um mit Jorge Luis Borges zu sprechen: Hätten die alexandrinischen Gnostiker das Rennen gemacht, so hätte uns ein Dante später ein berauschend schönes Sprachbild von den Wundern »Barbelos« gezeichnet. Diese Idee möchte ich »Borges Shale« nennen: Wie viel Ausdruckskraft und Fantasie sind nötig, um einen Querschnitt durch die Zweige und Sträucher der Evolution zu entwickeln, wobei immer die abwegige, aber reale Möglichkeit besteht, dass ein anderer Stamm oder eine andere Linie (ein anderes Lied oder ein anderes Gedicht) die Herrschaft in dem Labyrinth übernimmt. Man hätte, um Borges' Gedanken weiterzuführen, bunte Deckenmalereien, hohe Kirchtürme und Hymnen geweiht, und geübte Folterknechte hätten tagelang jeden bearbeitet, der da zweifelte am wahrhaftigen Reich Barbelo, sich, ausgehend von den Fingernägeln, mit allen Mitteln ihrer Kunst zu Hoden, Vagina, Augen und Eingeweiden vorgearbeitet. Unglauben an Barbelo hätte entsprechend als unfehlbarer Beweis für den absoluten Mangel an Moral gegolten.

Das beste mir bekannte Argument dafür, dass die Existenz Jesu als höchst fragwürdig gelten muss, geht dahin, dass seine Jünger, allesamt Analphabeten, keinerlei schriftliche Zeugnisse hinterließen. Ohnehin können sie keine »Christen« gewesen sein, weil sie die Bücher, mit denen die Christen ihren Glauben bekräftigen müssen, noch nicht kannten und darüber hinaus nicht ahnen konnten, dass auf der Grundlage der Lehren ihres Meisters je eine Kirche gegründet werden würde. Auch in den später zusammengestellten Evangelien wird übrigens mit kaum einem Wort erwähnt, dass Jesus eine Kirche gründen wollte.

All dessen ungeachtet deutet der Wirrwarr aus Prophezeiungen im »Alten« Testament darauf hin, dass der Messias in der Stadt Davids zur Welt kommen würde, bei der es sich wohl in der Tat um Bethlehem handelte. Jesu Eltern wohnten aber in Nazareth, und wenn sie ein Kind bekamen, dann wäre es sehr wahrscheinlich auch dort geboren worden. Deshalb musste mit viel Erfindungsgeist rund um Augustus, Herodes und Cyrenius die Geschichte von der Schätzung konstruiert werden, um die Geburt nach Bethlehem zu verlegen (wo übrigens nirgendwo von einem »Stall« die Rede ist). Doch warum, wenn es doch viel einfa-

cher gewesen wäre, Jesu Geburt gleich in Bethlehem anzusiedeln? Die Versuche, die Geschichte hinzubiegen, lassen den Rückschluss zu, dass *tatsächlich* jemand zur Welt kam, der später noch von Bedeutung sein sollte, sodass die Fakten nachträglich angepasst werden mussten, damit auch die Prophezeiungen in Erfüllung gingen. Allerdings wird mein Versuch einer fairen und aufgeschlossenen Betrachtung vom Johannesevangelium unterminiert, das den Schluss nahelegt, dass Jesus weder in Bethlehem geboren wurde noch von König David abstammte. Wenn die Apostel es nicht wissen oder sich nicht einig sind, was nützt dann meine Analyse? Warum wird an einer Stelle mit Jesu königlicher Herkunft geprahlt und von Prophezeiungen geredet, an anderer aber seine angeblich niedere Herkunft betont? Fast alle Religionen vom Buddhismus bis zum Islam präsentieren entweder einen bescheidenen Propheten oder einen Prinzen, der sich mit den Armen identifiziert – doch ist das nicht der reine Populismus? Es ist wahrlich nicht weiter verwunderlich, dass sich die Religionen in erster Linie an die Masse der Armen, Verwirrten und Ungebildeten wenden.

Die Ungereimtheiten des Neuen Testamentes füllen

bereits viele Bücher herausragender Gelehrter und wurden, einmal abgesehen von Ausflüchten wie der von der »Metapher« und dem »Christus des Glaubens«, noch von keiner christlichen Autorität hinreichend erklärt. Das liegt daran, dass die Kirche bis vor Kurzem jeden unbequemen Frager einfach verbrennen oder anderweitig zum Schweigen bringen konnte. Allerdings erweisen sich die Evangelien wie ihre Vorgängerbücher als recht nützlich, wenn man den Beweis erbringen will, dass die Religion von Menschen gemacht wurde. »Denn das Gesetz ist durch Mose gegeben«, heißt es bei Johannes, »die Gnade und Wahrheit ist durch Jesus Christus geworden.« Matthäus hat Gleiches im Sinn, wenn er sich auf ein oder zwei Verse des Propheten Jesaja stützt. Dort erfuhr König Ahas fast acht Jahrhunderte vor dem noch immer unklaren Geburtsdatum Jesu: »Darum wird euch der HERR selbst ein Zeichen geben: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären...« Ahas schloss daraus, dass ihm ein Sieg über seine Feinde gewährt werde, was nicht einmal zutrifft, wenn wir seine Geschichte als historisch betrachten. Ein völlig neues Bild ergibt sich, wenn wir berücksichtigen, dass das Wort *almah,* das als »Jungfrau« übersetzt wurde, nur »junge Frau« bedeutet. Ohnehin ist

bei menschlichen Säugetieren eine jungfräuliche Empfängnis nicht möglich, und selbst wenn wir dieses Gesetz für diesen einen Fall außer Kraft setzten, so würde das noch nicht beweisen, dass das so geborene Kind über göttliche Macht verfügt. Einmal mehr erregt die Religion unseren Argwohn, indem sie zu viel zu beweisen versucht. Umgekehrt ist die Bergpredigt ein Rückgriff auf Mose auf dem Berge Sinai, und die unscheinbaren Jünger stehen für die Juden, die Mose überallhin folgten. So geht die Prophezeiung in Erfüllung, sofern einem nicht weiter auffällt oder egal ist, dass die Geschichte »zurückentwickelt« wird. In einer kurzen Passage nur eines Evangeliums (die der Judenhetzer Mel Gibson aufgreift) beziehen sich die Rabbis zurück auf Gottes Worte auf dem Sinai, und sie *bitten* geradezu darum, die Schuld für Jesu Tod allen nachfolgenden Generationen aufzubürden – eine Forderung, die zu erheben sie, selbst wenn sie es taten, weder das Recht noch die Macht hatten.

Die jungfräuliche Geburt ist jedoch der denkbar einfachste Beweis dafür, dass Menschen an der Entstehung der Legende beteiligt waren. Jesus erhebt große Ansprüche auf seinen Vater, erwähnt aber mit keinem Wort, dass seine Mutter eine Jungfrau ist oder war,

und behandelt sie wiederholt ungebührlich und rüde, wenn sie, wie es jede jüdische Mutter tun würde, nach ihm sieht. Sie selbst hat offenbar keinerlei Erinnerung an den Besuch des Erzengels Gabriel oder an die Engelsschar, die ihr jeweils verkündeten, dass sie die Mutter Gottes sei. Allen Berichten zufolge ist sie über alles, was ihr Sohn tut, sehr verwundert, wenn nicht gar schockiert. Wie kommt er dazu, sich mit den Rabbinern im Tempel zu unterhalten? Was meint er damit, wenn er sie knapp daran erinnert, dass er im Auftrag seines Vaters unterwegs ist? Wäre von einer Mutter nicht ein besseres Gedächtnis zu erwarten, zumal von einer, die es als einzige Frau erlebt hatte, schwanger zu werden, ohne sich der bekannten Vorbedingung für diesen glücklichen Umstand unterzogen zu haben? Lukas unterläuft ein vielsagender Ausrutscher, als er erzählt, dass nach Ablauf der Tage ihrer Reinigung die »Eltern das Kind Jesus« in den Tempel bringen. Der alte Simeon spricht zu diesem Anlass sein wunderbares »Nunc dimittis« – eine meiner bevorzugten Bibelstellen für Trauerreden das ebenfalls auf Mose verweisen könnte, der erst in sehr hohem Alter das Gelobte Land erblickte.

Dann ist da noch Marias außergewöhnlich große Kin-

derschar. Matthäus informiert uns über vier Brüder und einige Schwestern Jesu (13, 55-57). Das Jakobusevangelium, das nicht kanonisch ist, aber auch nicht zu den verworfenen Schriften gehört, ist der Bericht von Jesu Bruder Jakob, der wohl in den religiösen Kreisen seiner Zeit recht aktiv war. Es ließe sich ja darüber diskutieren, ob Maria als Virgo intacta »empfangen« und ein Kind auf die Welt gebracht hat, worauf sie mit Sicherheit weniger intakt gewesen wäre. Doch wie bekam sie dann weiter Kinder mit dem Mann Joseph – der nur in indirekter Rede vorkommt –, bis die Familie so groß war, dass es sogar von »Augenzeugen« wiederholt kommentiert wurde?

Um dieses sowohl ans Tabu als auch ans Sexuelle grenzende Dilemma zu lösen, wird die Geschichte erneut zurückentwickelt. In diesem Fall geschah das lange nach den turbulenten frühen Kirchenkonzilen, auf denen entschieden wurde, welche Evangelien »kanonisch« sind und welche »apokryph«. Man legte fest, dass Maria – deren Geburt in der Heiligen Schrift mit keinem Wort erwähnt wird – eine »unbefleckte Empfängnis« gehabt haben muss. Und da der Tod der Sünde Lohn ist und Maria auf keinen Fall gesündigt haben kann, legte man weiterhin fest, dass sie auch

nicht gestorben sein kann. So entstand das Dogma von »Mariä Himmelfahrt«, das, völlig aus der Luft gegriffen, Luft als das Medium festschreibt, durch das Maria unter Umgehung des Grabes in den Himmel kam. Die Doktrin von der »Unbefleckten Empfängnis« wurde im Jahr 1854 vom Papst verkündet, das Dogma von Mariä Himmelfahrt im Jahr 1950. »Menschgemacht« heißt nicht unbedingt »töricht«. Diese heroischen Rettungsversuche verdienen durchaus Anerkennung, auch heute noch, da wir das leckgeschlagene Schiff langsam und spurlos untergehen sehen. Doch so »inspiriert« die Entscheidung der Kirche auch gewesen sein mag, so wäre es doch eine Beleidigung für die Gottheit, wenn man behauptete, dass solcherlei Inspiration irgendwie göttlich gewesen wäre.

Die Sonne steht still, damit Josua an einem Ort, der bis heute nicht bekannt ist, sein Massaker beenden kann: So und ähnlich ist das gesamte Alte Testament von Träumen und astrologischen Aussagen durchzogen. Auch in der christlichen Bibel wimmelt es von Sternen – am bekanntesten ist der von Bethlehem –, Medizinmännern und Zauberern. Viele Lehren und

Aussprüche Jesu sind harmlos, insbesondere die »Seligpreisungen«, aus denen viel unrealistisches Wunschdenken über die Schwachen und Friedensstifter spricht. Viele sind aber auch unverständlich und zeugen von Aberglauben, andere sind absurd und offenbaren eine primitive Haltung zur Landwirtschaft – das betrifft alle Stellen, in denen es ums Pflügen und Säen geht oder Senf und Feigenbäume erwähnt werden –, und viele sind einfach nur unmoralisch. Die Analogie von Menschen und Lilien beispielsweise deutet – wie viele andere Aussagen auch –, an, dass Sparsamkeit, Neuerung, die Sorge um die Familie und anderes mehr reine Zeitverschwendung sind: »Darum sorget nicht für den andern Morgen.« Deshalb berichten einige der Evangelien, synoptische und apokryphe, dass manch einer, einschließlich seiner Familienmitglieder, Jesus damals für verrückt hielt. Andere fanden, er führe sich mitunter auf wie ein strenger jüdischer Sektierer. So lesen wir in Matthäus 15, 21-28, mit welcher Verachtung Jesus eine kanaanäische Frau behandelt: Um seine Hilfe bei einem Exorzismus gebeten, teilt er ihr unwirsch mit, er werde seine Energie nicht auf eine nichtjüdische Frau verschwenden; seine Jünger und die Hartnäckigkeit der Frau bewegen ihn am Ende zum Einlenken, und er treibt den Pseudoteu-

fel doch noch aus. Eine eigenwillige Geschichte wie diese kann meiner Ansicht nach als indirekter Beweis dafür herhalten, dass eine solche Persönlichkeit irgendwann gelebt hat. Damals streiften allerlei übergeschnappte Propheten durch Palästina; dieser allerdings glaubte wie verlautet zumindest zeitweise selbst daran, dass er Gott oder Gottes Sohn sei. Und das unterscheidet ihn von allen anderen. Einmal angenommen, dass er selbst daran glaubte und dass er seinen Anhängern versprach, ihnen sein Königreich zu offenbaren, ehe sie ans Ende ihres Lebens angelangt waren, so ergeben seine zeitlosen Aussagen bis auf ein oder zwei irgendwie einen Sinn. Keiner hat das offener ausgesprochen als C. S. Lewis, der erst kürzlich als christlicher Apologet wiederentdeckt wurde. In seinem Buch *Pardon, ich bin Christ* spricht er über Jesu Anspruch, die Sünden der Menschen auf sich zu nehmen:

> Diese Behauptung ist wirklich so ungeheuerlich, dass sie komisch wirken muss, solange sie nicht von Gott selbst kommt. Wir alle wissen, wie ein Mensch ihm angetanes Unrecht vergibt. Jemand tritt mir auf den Fuß, und ich verzeihe ihm; jemand stiehlt mir mein Geld, und ich verzeihe ihm. Was aber würden

wir von einem Menschen halten, der – selber unberaubt und unbehelligt – verkündet, er vergebe allen, die anderen Leuten auf die Füße treten und anderer Leute Geld stehen? Eselsdumme Albernheit wäre noch die zarteste Umschreibung für ein derartiges Verhalten. Und doch hat Jesus eben dies getan. Er sagte den Menschen, ihre Sünden seien ihnen vergeben, ohne erst alle die anderen zu fragen, denen sie mit ihren Sünden unrecht getan hatten. Er verhielt sich einfach so, als sei er der am meisten Betroffene, als sei er derjenige, demgegenüber man sich am meisten vergangen habe. Das ist jedoch nur dann verständlich, wenn er wirklich der Gott ist, dessen Gesetze gebrochen und dessen Liebe durch jede Sünde verletzt wird. Im Mund jedes anderen, der nicht Gott ist, würden diese Worte doch wohl ein Maß von Einseitigkeit und Einbildung zum Ausdruck bringen, das in der Geschichte seinesgleichen suchen müsste.

Man beachte, dass Lewis ohne jeden Beweis Jesus in die »Geschichte« einreiht, doch dies nur nebenbei. Dass er die Logik und Moral seiner Ausführungen akzeptiert, muss man ihm hoch anrechnen. Doch wer argumentiert, dass Jesus ein großartiger Morallehrer,

jedoch womöglich nicht Gott gewesen sei – wie es unter anderem der Deist Thomas Jefferson tat –, erhält von Lewis eine schroffe Abfuhr:

> Denn gerade das können wir nicht sagen. Ein bloßer Mensch, der solche Dinge sagen würde, wie Jesus sie gesagt hat, wäre kein großer Morallehrer. Er wäre entweder ein Irrer – oder der Satan in Person. Wir müssen uns deshalb entscheiden: Entweder war – oder ist – dieser Mensch Gottes Sohn, oder er war ein Narr oder Schlimmeres. Wir können ihn als Geisteskranken einsperren, wir können ihn verachten oder als Dämon töten. Oder wir können ihm zu Füßen fallen und ihn Herr und Gott nennen. Aber wir können ihn nicht mit gönnerhafter Herablassung als einen großen Lehrer der Menschheit bezeichnen. Das war nie seine Absicht; diese Möglichkeit hat er uns nicht offen gelassen. [...]
> Nun scheint es mir allerdings klar, dass er weder ein Irrer noch ein Teufel war; das bedeutet dann aber, dass ich anerkennen muss, dass er Gott war und ist.[3]

Ich zitiere hier nicht irgendjemanden: Lewis ist eines der wichtigsten christlichen Propagandavehikel unserer Tage. Doch seine wirren übernatürlichen Kategorien wie den Teufel oder den Dämon kann ich nicht

akzeptieren. Am wenigsten aber kann ich seiner Argumentation folgen, deren Armseligkeit jeder Beschreibung spottet: Ausgehend von zwei unzutreffenden Alternativen, die er einander als Antithesen gegenüberstellt, fabriziert er eine primitive unlogische Folgerung: »Nun scheint es mir allerdings klar, dass er weder ein Irrer noch ein Teufel war; das bedeutet dann aber, dass ich anerkennen muss, dass er Gott war und ist.« Allerdings zolle ich Lewis Respekt für seine Ehrlichkeit und seinen Mut. Entweder, so Lewis, sprechen die Evangelien irgendwie die reine Wahrheit, oder die ganze Sache ist im Wesentlichen ein Schwindel und womöglich ein unmoralischer dazu. Nun, es lässt sich zweifelsfrei feststellen – und die Beweise liefern sie selbst –, dass die Evangelien nicht die reine Wahrheit sprechen. Das liegt daran, dass viele der »Aussagen« und Lehren Jesu aus zweiter, dritter oder vierter Hand kommen, was den Wirrwarr und die Widersprüchlichkeit erklärt. Besonders eklatante Beispiele sind, zumindest im Rückblick und gewiss aus Sicht der Gläubigen, Christi bevorstehende Wiederkehr und seine völlige Gleichgültigkeit gegenüber der Gründung einer irdischen Kirche. Die Logia oder Worte Jesu werden von Bischöfen der frühen Kirche, die gern dabei gewesen wären, es aber eben

nicht waren, immer wieder als Kommentare aus dritter Hand zitiert. Ich will dafür ein augenfälliges Beispiel nennen. Viele Jahre, nachdem C. S. Lewis das Zeitliche gesegnet hatte, begann ein sehr ernsthafter junger Mann namens Bart Ehrman, seinen eigenen fundamentalistischen Annahmen auf den Grund zu gehen. Er hatte die beiden angesehensten christlich-fundamentalistischen Akademien der USA besucht und galt unter den Gläubigen als einer ihrer Besten. Ehrman sprach fließend Griechisch und Hebräisch – heute hat er als Religionswissenschaftler einen Lehrstuhl inne –, konnte aber seinen Glauben bald nicht mehr mit seinen Forschungen vereinbaren. Überrascht stellte er fest, dass die bekanntesten Geschichten Jesu erheblich später in den Kanon gekritzelt wurden, darunter auch die vielleicht berühmteste.

Es handelt sich um die hoch gelobte Geschichte von der Ehebrecherin (Johannes 8, 3-11). Wer hat nicht schon davon gehört oder darüber gelesen, wie die jüdischen Pharisäer, kunstfertige Rabulisten, die arme Frau vor Jesus zerrten und zu wissen verlangten, ob er mit der mosaischen Todesstrafe der Steinigung einverstanden sei? Wenn nicht, so verstoße er gegen das Recht. Wenn ja, führe er seine eigenen Lehren ad ab-

surdum. Man kann sich gut den blinden Eifer vorstellen, mit dem sie sich auf die Frau stürzen. Und die gelassene Antwort Jesu, nachdem er mit dem Finger etwas auf die Erde geschrieben hat: »Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.« Dieser Satz hat Eingang in unsere Literatur und unser Bewusstsein gefunden.

Die Episode wird sogar auf Zelluloid gefeiert. In einer Rückblende taucht sie auch in Mel Gibsons Travestie auf, und sie bildet einen wunderbaren Moment in David Leans *Dr. Schiwago,* wo Lara in ihrer Not zu einem Priester geht und gefragt wird, was Jesus zu der gefallenen Frau gesagt hat. »Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr«, lautet ihre Antwort. »Und, hat sie, Kind?«, fragt der Priester. »Ich weiß es nicht, Vater.« »Niemand weiß das«, erwidert der Priester, wenig hilfreich in dieser Situation.

Das weiß wirklich niemand. Lange bevor ich Ehrman las, hatte ich mir bereits meine eigenen Fragen gestellt. Wenn das Neue Testament Mose bekräftigen soll, warum unterminiert es dann die grausigen Gesetze des Pentateuch? Das Prinzip Auge um Auge, Zahn um Zahn und die Ermordung von Hexen mögen uns brutal und töricht vorkommen, doch wenn nur der

das Recht zur Bestrafung hat, wer nicht gesündigt hat, wie kann dann eine unvollkommene Gesellschaft ihre Straftäter überhaupt strafrechtlich verfolgen? Wir müssten allesamt Heuchler sein. Und welches Recht hatte Jesus, zu »vergeben«? Sicher fühlte sich doch irgendwo in der Stadt eine Ehefrau oder ein Ehemann betrogen und war empört. Steht das Christentum denn für völlige Freizügigkeit? Wenn dem so ist, so wurde es seither jedenfalls aufs Gröbste missverstanden. Und was hat Jesus auf die Erde geschrieben? Auch das weiß niemand. Der Geschichte zufolge bleiben, nachdem die Pharisäer gegangen sind und die Menschenmenge sich, vermutlich peinlich berührt, aufgelöst hat, nur Jesus und die Frau zurück. Wer ist in diesem Fall der Erzähler, der berichtet, was er zu ihr sagte? Ungeachtet all dieser Einwände fand ich die Geschichte nicht schlecht.

Doch Professor Ehrman geht noch einen Schritt weiter. Er stellt einige Fragen, die auf der Hand liegen. Wenn die Frau »im Ehebruch ergriffen«, also in flagranti erwischt wurde, wo ist dann ihr Partner? Nach dem im 3. Buch Mose dargelegten mosaischen Gesetz müssen beide gesteinigt werden. Plötzlich wurde mir bewusst, dass die Geschichte ihren Charme aus der

zitternden verlassenen jungen Frau bezieht, die, von einer Horde sexuell ausgehungerter Fanatiker beschimpft und fortgezerrt, endlich einem freundlichen Menschen begegnet. Zu der Schrift im Staub führt Ehrman eine alte Tradition an, nach der Jesus die bekannten Vergehen der übrigen Anwesenden aufschrieb, woraufhin diese rot anliefen, verlegen von einem Fuß auf den anderen traten und dann schnell das Weite suchten. Mir gefällt diese Vorstellung, obwohl sie ein Maß an weltlicher Neugier und Lüsternheit – und Weitblick – aufseiten Jesu voraussetzt, das wiederum nicht ganz unproblematisch ist.

Über alldem liegt, wie Ehrman einräumt, ein schockierender Tatbestand:

> Die Geschichte fehlt in den ältesten und am besten erhaltenen Manuskripten des Johannesevangeliums; stilistisch unterscheidet sie sich vom Rest des Evangeliums (einschließlich der Geschichten unmittelbar davor und danach), und es kommen zahlreiche Wörter und Wendungen vor, die dem Evangelium ansonsten fremd sind. Das lässt nur einen Schluss zu: Die Passage gehörte ursprünglich nicht zum Evangelium.[4]

Wieder berufe ich mich auf eine Quelle, in der die Beweise sozusagen zum eigenen Schaden erbracht werden, nämlich von jemandem, dessen wissenschaftliche und intellektuelle Reise ursprünglich überhaupt nicht darauf abzielte, die Heilige Schrift in Zweifel zu ziehen. Die Beweise für eine Konsistenz, Authentizität oder »Inspiration« der Bibel bröckeln schon seit geraumer Zeit, und da die wissenschaftlichen Fortschritte die Lücken und Brüche immer deutlicher hervortreten lassen, ist von dieser Seite keine »Offenbarung« zu erwarten. So sollen denn die Vertreter und Verfechter der Religion allein auf ihren Glauben vertrauen. Und mögen sie so mutig sein, dies auch einzugestehen.

Kapitel neun

Der Koran ist jüdischen und christlichen Mythen entlehnt

Vor dem Hintergrund, dass die Taten und »Worte« Moses, Abrahams und Jesu nicht nur jeglicher Konsistenz und Grundlage, sondern stellenweise auch jeglicher Moral entbehren, muss man sich mit der gleichen Forschungshaltung der, wie viele meinen, letzten Offenbarung zuwenden: der des Propheten Mohammed und seinem Koran (»Lesung«). Auch hier ist der Engel – oder Erzengel – Gabriel am Werk und diktiert einem mehr oder weniger ungebildeten Menschen Suren, also Verse. Auch hier begegnen uns Geschichten von einer Art Sintflut und das Verbot der Götzenverehrung. Auch hier wird zuerst den Juden die Botschaft übermittelt, sind sie die Ersten, die sie hören und verwerfen. Und auch hier finden wir eine umfangreiche Sammlung zweifelhafter Taten und Worte des Propheten, die unter dem Namen Hadith bekannt ist.

Der Islam ist gleichzeitig die interessanteste und die am wenigsten interessante der monotheistischen Weltreligionen. Er baut auf seinen primitiven jüdischen und christlichen Vorgängern auf, übernimmt hier und da den einen oder anderen Brocken und steht und fällt daher mit diesen Versatzstücken. Auch seine Stiftungsgeschichte bewegt sich in einem erstaunlich kleinen örtlichen Rahmen und berichtet von überaus nervtötenden Kleinkriegen. Keine der Originalhandschriften, sofern vorhanden, lässt sich irgendwelchen hebräischen, griechischen oder lateinischen Texten gegenüberstellen. Die Tradition verläuft ganz überwiegend mündlich und ausschließlich auf Arabisch. Viele Islamvertreter sind sogar der Ansicht, der Koran sei nur in dieser Sprache zu verstehen, die ihrerseits eine Unzahl idiomatischer und regionaler Abweichungen aufweist. Aus dieser Behauptung müsste die absurde und potenziell gefährliche Folgerung gezogen werden, dass Gott einsprachig ist. Vor mir liegt das von zwei überaus salbungsvollen britischen Muslimen verfasste Buch *Introducing Muhammad,* das es sich zur Aufgabe gemacht hat, dem Westen eine freundliche Version des Islam zu präsentieren. So anbiedernd und selektiv ihr Text auch sein mag, so betonen die Autoren dennoch: »Im Sinne des wörtlichen

Wortes Gottes ist der Koran nur im ursprünglich offenbarten Text der Koran. Eine Übersetzung kann niemals der Koran sein, jene unnachahmliche Symphonie, >der Klang, der Männer und Frauen zu Tränen rührt<. Eine Übersetzung kann nur versuchen, der Bedeutung der im Koran enthaltenen Worte auf die Spur zu kommen. Aus diesem Grunde rezitieren alle Muslime, egal welcher Muttersprache, den Koran immer im arabischen Original.«[1] Sodann machen die Autoren höchst abfällige Bemerkungen über die englische Penguin-Übersetzung von D. J. Dawood, die mich aufatmen lassen, weil ich immer die Pickthall-Version verwendet habe, mir aber auch klarmachen, dass ich im Falle eines Übertritts zunächst eine Fremdsprache erlernen müsste. In meinem eigenen Geburtsland, so erinnere ich mich mit Bedauern, gibt es eine wunderschöne poetische Tradition, die sich mir nicht erschließt, weil ich die herrliche Sprache nicht beherrsche: das Keltische. Aber nur einmal angenommen, Gott ist oder war Araber – was durchaus nicht sicher ist –, wie konnte er sich nur einem des Schreibens unkundigen Menschen »offenbaren«, der die Worte unmöglich unverändert, geschweige denn unveränderlich weitergeben konnte?

Dieser Punkt ist durchaus von Belang. Den Muslimen ist die Verkündigung des Göttlichen an eine völlig ungebildete Person ähnlich wichtig wie den Christen der bescheidene Leib der Jungfrau Maria. Zudem hat diese Offenbarung den praktischen Vorzug, nicht nur nicht beweisbar, sondern auch unwiderlegbar zu sein. Da Maria wahrscheinlich Aramäisch sprach und Mohammed Arabisch, darf man wohl davon ausgehen, dass Gott mehrsprachig ist, ja dass er jede beliebige Sprache sprechen kann. Doch er entschied sich in beiden Fällen, den Erzengel Gabriel als Übermittler seiner Botschaft zwischenzuschalten. Trotzdem bleibt festzuhalten, dass alle Religionen sich lange standhaft gegen jeden Versuch gewehrt haben, ihre heiligen Texte in die Sprache des Volkes zu übersetzen. Ohne den langen Kampf um die Übersetzung der Bibel in die Volkssprache hätte es keine protestantische Reformation gegeben. Fromme Männer wie Wycliffe, Coverdale und Tyndale wurden für die Anfertigung früher Übersetzungen bei lebendigem Leibe verbrannt. Die katholische Kirche hat sich nie davon erholt, dass sie das mystifizierende lateinische Ritual aufgab, und der Mainstream des Protestantismus hat erheblich unter der Übertragung seiner eigenen Bibeln in die Alltagssprache gelitten. Zwar halten einige

mystische jüdische Sekten beharrlich am Hebräischen fest und veranstalten selbst mit dem Spatium zwischen den Buchstaben noch kabbalistische Spielchen, doch auch die meisten Juden haben die vermeintlich unabänderlichen Rituale alter Zeiten aufgegeben. Der Bann der Kleriker ist gebrochen. Nur im Islam hat es keine Reformation gegeben, und bis zum heutigen Tag muss jede landessprachliche Ausgabe des Korans mit dem arabischen Paralleltext abgedruckt werden. Das sollte selbst den Begriffsstutzigsten aufhorchen lassen.

Die imponierend zügigen, umfangreichen und entschlossenen Eroberungen der Muslime beflügelten in der Folgezeit die Vorstellung, dass die arabischen Beschwörungsformeln Wirkung zeigten. Doch zieht man diese billigen irdischen Siege als Beweise heran, müsste dasselbe für Josuas blutrünstige Stammesbrüder oder die christlichen Kreuzfahrer und Konquistadoren gelten. Und ein weiterer Einwand drängt sich auf: Alle Religionen geben sich große Mühe, Zweifler zum Schweigen zu bringen oder hinzurichten, ein wiederkehrendes Phänomen, das ich geneigt bin, eher als Zeichen der Schwäche zu werten denn als ein Zeichen der Stärke. Es ist bereits geraume Zeit her, seit

sich der Judaismus und das Christentum offen der Folter und der Zensur bedienten. Der Islam dagegen hat nicht nur von Anfang an alle Zweifler zu ewigem Höllenfeuer verdammt, sondern er pocht in fast allen seinen Herrschaftsgebieten bis heute auf dieses Recht und proklamiert noch immer, dass ebenjene Herrschaftsgebiete mit kriegerischen Mitteln ausgedehnt werden können und müssen, jeder Versuch, die Behauptungen des Islam anzuzweifeln oder auch nur zu hinterfragen, wird umgehend mit rigoroser Repression beantwortet. Das lässt zumindest den vorläufigen Schluss zu, dass die angebliche Einheit des Glaubens in Wahrheit eine sehr tief sitzende und wahrscheinlich berechtigte Unsicherheit verschleiert. Und selbstredend kommt es seit jeher *zwischen* den verschiedenen Islamschulen zu blutrünstigen Fehden, die den gegenseitigen Vorwurf der Ketzerei und Gotteslästerung sowie grausame Gewaltakte zwischen Muslimen nach sich ziehen.

Ich habe mich wirklich um diese Religion bemüht, die mir so fremd ist wie den vielen Millionen anderen Menschen, die nicht nachvollziehen können, dass Gott einen Analphabeten, wenn auch als Vermittler, damit betraute, das »Lesen« einzufordern. Wie schon

erwähnt, erwarb ich vor langer Zeit ein Exemplar der Marmaduke-Pickthall-Übersetzung des Korans, der führende Rechtsgelehrte bescheinigen, sie sei die beste englische Annäherung an das Original. Ich habe an unzähligen Versammlungen teilgenommen, vom Freitagsgebet in Teheran bis hin zu Gottesdiensten in den Moscheen von Damaskus, Jerusalem, Doha, Istanbul und Washington, und kann bezeugen, dass die »Lesung« auf Arabisch unter den Zuhörern Verzückung und auch offene Wut auszulösen vermag. Übrigens habe ich auch an Gebetsversammlungen in Malaysia, Indonesien und Bosnien teilgenommen, wo die nicht Arabisch sprechenden Muslime – als Angehörige einer angeblich universellen Religion – die Privilegien der Araber und des Arabischen sowie der arabischen Bewegungen und Regime mit Unmut betrachten. In meinem eigenen Haus habe ich Sayid Hussein Khomeini empfangen, Enkel des Ayatollah und Geistlicher in der heiligen Stadt Kum, und ihm meine Ausgabe des Korans überreicht. Er küsste sie, sprach ausgiebig und voller Verehrung darüber und schrieb zu meiner Unterweisung Koranverse in den Einband, die seines Erachtens den Anspruch seines Großvaters auf die klerikale Macht in dieser Welt widerlegen und dem Mordaufruf gegen Salman Rushdie

den Boden entziehen. Wer bin ich, mich in einer solchen Auseinandersetzung zum Richter aufzuspielen? Das Phänomen, dass ein und derselbe Text unterschiedlichen Menschen unterschiedliche Gebote auferlegt, ist mir allerdings aus einem anderen Kontext vertraut. Messen wir der Problematik, die Tiefgründigkeit des Islam zu begreifen, nicht zu viel Wert zu. Wer die Irrtümer einer »offenbarten« Religion versteht, versteht sie alle.

In den fünfundzwanzig Jahren häufig hitziger Auseinandersetzungen in Washington wurde mir nur einmal Gewalt angedroht. Ich nahm an einem Dinner für Angestellte und Förderer des Weißen Hauses unter Clinton teil. Einer der Anwesenden, ein damals recht bekannter Meinungsforscher und Spendensammler, erkundigte sich nach meiner jüngsten Reise in den Nahen Osten. Er wollte von mir wissen, warum meiner Meinung nach die Muslime nur so »verdammt *fundamentalistisch*« seien. Ich spulte mein Repertoire an Erklärungen herunter und fügte hinzu, oft werde übersehen, dass der Islam ein relativ junger Glaube sei und daher noch vor Selbstbewusstsein strotze. Die Selbstzweifel, die das Christentum des Westens erfasst hätten, gebe es im Islam nicht. Dazu komme,

dass beispielsweise wenig oder keine Beweise für die Existenz Jesu vorlägen, der Prophet Mohammed aber nachweislich historisch sei.

Nie habe ich erlebt, dass jemand so schnell rot anlief. Der Mann kreischte, Jesus habe mehr Menschen mehr bedeutet, als ich es mir überhaupt vorstellen könne, und es sei unbeschreiblich geschmacklos von mir, so etwas so dahinzusagen. Er zog seinen Fuß zurück, zielte, und nur seine Erziehung – womöglich auch seine christliche Haltung – verhinderten, dass er mir vors Schienbein trat. Umgehend befahl er seiner Frau, mit ihm den Saal zu verlassen.

Heute glaube ich, ich sollte mich bei ihm entschuldigen. Wir wissen zwar, dass es eine Person namens Mohammed in einem relativ eng gefassten Zeitrahmen und Gebiet sehr wahrscheinlich gab, doch wir stehen vor dem gleichen Problem wie in den vorangegangenen Fällen. Die Berichte zu seinen Taten und Worten wurden viele Jahre später gesammelt und durch Eigeninteresse, Hörensagen und Analphabetentum hoffnungslos verfälscht.

Die Geschichte klingt auch für den vertraut, der sie noch nicht kennt. Einige Bewohner Mekkas folgten

im siebten Jahrhundert einer abrahamischen Tradition und glaubten sogar, ihr Tempel, die Kaaba, sei von Abraham errichtet worden. Der Tempel selbst – ein Großteil der Originaleinrichtung wurde inzwischen von Fundamentalisten, insbesondere Wahhabis, zerstört – soll später von Götzenbildern entehrt worden sein. Mohammed, Sohn des Abdullah, wurde einer jener Hunafa, die »sich abwandten«, um anderswo Trost zu suchen; auch das Buch Jesaja fordert ja die wahren Gläubigen auf, sich von den Gottlosen abzusondern. Mohammed zog sich für den Monat der Hitze oder des Ramadan in eine Wüstenhöhle auf dem Berg Hira zurück, wo er »schlief oder in Trance war« (ich zitiere aus Pickthalls Kommentar). Da hörte er eine Stimme, die ihn aufforderte zu lesen. Zweimal antwortete er, er könne nicht lesen, dreimal wurde er angewiesen, es zu tun. Als er schließlich fragte, was er denn lesen solle, erhielt er weitere Anweisungen im Namen eines Herrn, der den Menschen aus einem Blutklumpen oder Embryo erschaffen habe. Der Erzengel Gabriel stellte sich Mohammed vor, teilte ihm mit, dass er der Sendbote Allahs sein werde, und verschwand wieder. Mohammed vertraute sich seiner Frau Chadidscha an, die ihn nach ihrer Rückkehr nach Mekka zu ihrem Cousin brachte, einem älteren Mann

namens Waraka ibn Naufal, »der die Schriften der Juden und Christen kannte«. Dieser erklärte, der göttliche Bote, der einst Mose besucht habe, sei wieder zum Berg Hira gekommen. Von da an trug Mohammed den bescheidenen Titel eines »Sklaven Allahs«, wobei Allah auf Arabisch schlicht »Gott« heißt.

Die einzigen Menschen, die zunächst überhaupt Interesse an Mohammeds Behauptungen zeigten, waren die gierigen Wächter des Tempels von Mekka, die eine Beeinträchtigung ihres Pilgergeschäfts fürchteten, sowie die gelehrten Juden aus der dreihundertfünfzig Kilometer entfernten Stadt Jathrib, die schon einige Zeit zuvor die Ankunft des Messias vorausgesagt hatten. Die erste Gruppe wurde immer unfreundlicher, die zweite immer freundlicher, weshalb Mohammed eine Reise oder Hidschra nach Jathrib unternahm, das heute unter dem Namen Medina bekannt ist. Das Datum der Flucht gilt als Beginn der muslimischen Ära. Doch wie die Ankunft des Nazareners im jüdischen Palästina, die von so vielen positiven himmlischen Vorzeichen begleitet wurde, ging auch diese Geschichte übel aus, denn die arabischen Juden erkannten, dass sie es wieder mit einer Enttäuschung, wenn nicht gar mit einem Hochstapler zu tun hatten.

Karen Armstrong zufolge, einer der verständnisvollsten, um nicht zu sagen apologetischsten Islamforscherinnen, litten die Araber damals unter dem Gefühl, keinen Platz in der Geschichte zu haben. Gott hatte sich den Christen und den Juden gezeigt, »den Arabern aber keinen Propheten und keine Schrift in ihrer Sprache geschickt«.[2] Auch wenn sie es nicht so formuliert, war demnach die Zeit überreif für eine Offenbarung in der Region. Und als sie dann endlich da war, wollte sich Mohammed von Anhängern älterer Glaubensgruppen nicht auch noch vorhalten lassen, sie komme aus zweiter Hand. Seine Laufbahn im siebten Jahrhundert liest sich, ähnlich wie die Bücher des Alten Testaments, wie eine Chronik der brutalen Kleinkriege zwischen ein paar Hundert oder auch ein paar Tausend ungebildeten Dörflern und Stadtbewohnern, die Gott beilegen und entscheiden sollte. Wie bei den urzeitlichen Aderlässen von Sinai und Kanaan, die auch keine unabhängige Quelle bestätigt, stehen Millionen von Menschen seither unter dem Bann der angeblich göttlichen Vorsehung dieser hässlichen Scharmützel.

Es ist sogar zweifelhaft, ob der Islam überhaupt eine eigene Religion darstellt. Anfänglich stillte er das Be-

dürfnis der Araber nach einem eigenen oder besonderen Glauben und wird auf alle Zeit mit ihrer Sprache und den folgenden eindrucksvollen Eroberungen assoziiert, die vielleicht nicht so imposant wie die des jungen Alexander von Mazedonien waren, aber zumindest die Vorstellung göttlicher Unterstützung aufkommen ließen, bis sie sich am Rande des Balkans und des Mittelmeers totliefen. Doch bei näherer Untersuchung entpuppt sich der Islam als eine offensichtliche und ungeordnete Reihe von Plagiaten, die sich nach Belieben aus früheren Büchern und Traditionen bedient. Der Islam wurde daher durchaus nicht »im hellen Licht der Geschichte geboren«, wie Ernest Renan es so großzügig formulierte, sondern ist in seinen Ursprüngen so zwielichtig und vage wie die Texte, aus denen er seine Anleihen bezieht. Er erhebt enorme Ansprüche, erwartet von seinen Anhängern, dass sie ihm zu Füßen liegen, »sich unterwerfen«, und fordert von Nichtgläubigen Ehrerbietung und Respekt ein. Solche Arroganz und Anmaßung werden in den Lehren des Islam durch nichts, aber auch gar nichts gerechtfertigt.

Der Prophet starb nach unserem ungefähren Kalender im Jahre 632. Der erste Bericht über sein Leben wurde

ganze einhundertzwanzig Jahre später von Ibn Ishak niedergeschrieben, ging aber im Original verloren, sodass der Text nur in einer neu formulierten Version des im Jahr 834 verstorbenen Ibn Hisham vorliegt. Zu dieser dubiosen und auf Hörensagen gegründeten Entstehungsgeschichte kommt hinzu, dass es keinen allgemein akzeptierten Bericht darüber gibt, wie die Anhänger des Propheten den Koran zusammengestellt haben oder wie seine diversen Aussprüche (die zum Teil von Sekretären niedergeschrieben wurden) kodifiziert wurden. Dieses bereits aus dem Christentum vertraute Problem wird durch die Nachfolgefrage weiter verschärft. Anders als Jesus, der offenbar sehr rasch wieder zur Erde zurückkehren wollte und von dem – ohne Dan Brown zu nahe treten zu wollen – keine Nachkommen bekannt sind, war Mohammed ein General und Politiker, der, obwohl anders als Alexander von Mazedonien mehrfacher Vater, keine Verfügung für seine Nachfolge hinterließ. Unmittelbar nach seinem Tode begannen die Führungsstreitigkeiten, und der Islam durchlief seine erste große Spaltung in Sunniten und Schiiten, ehe er sich überhaupt als Glaubenssystem etabliert hatte. Ohne in diesem Schisma Position beziehen zu müssen, lässt sich sagen, dass mindestens eine der beiden Interpre-

tationsschulen im Irrtum sein muss. Und dass der Islam zunächst ein irdisches Kalifat mit rivalisierenden Führungsanwärtern war, kennzeichnet ihn von Anfang an als menschliches Konstrukt.

Einigen Islamführern zufolge wuchs während des ersten Kalifats von Abu Bakr unmittelbar nach Mohammeds Tod die Sorge, seine mündlich überlieferten Worte könnten in Vergessenheit geraten. Auf dem Schlachtfeld waren dermaßen viele muslimische Soldaten gefallen, dass die Zahl derer, die den Koran verlässlich im Gedächtnis hatten, alarmierend klein geworden war. Daher wurde beschlossen, alle lebenden Zeugen herbeizubringen und alle schriftlichen Zeugnisse, seien sie auf Papier, Steine, Palmblätter, Rippen oder Lederfetzen gekritzelt, zusammenzutragen und Said ibn Thabit, einen der früheren Sekretäre des Propheten, mit einer offiziellen Kollationierung zu beauftragen. Als das geschehen war, lag den Gläubigen so etwas wie eine autorisierte Version vor.

Wenn das Vorgehen tatsächlich dieser Beschreibung entsprach, so würde sich der Koran auf eine Zeit datieren lassen, die in der Tat noch sehr nah an Mohammeds Leben war. Doch schnell wird klar, dass über diese Geschichte weder Gewissheit besteht noch Ei-

nigkeit herrscht. Manche schreiben die Idee Ali zu, also nicht dem ersten, sondern dem vierten Kalifen und Gründer des Schiismus. Viele andere, vor allem die sunnitische Mehrheit, behaupten, Kalif Uthman, der von 644 bis 656 regierte, habe diese Entscheidung getroffen: Uthman habe von seinen Generälen erfahren, dass es zwischen Soldaten aus verschiedenen Provinzen über unterschiedliche Koranversionen zu Kämpfen gekommen sei, und Said ibn Thabit damit beauftragt, die verschiedenen Texte zu sammeln, zu vereinheitlichen und zu einer Schrift zusammenzuführen. Nach Beendigung dieser Aufgabe befahl Uthman, Abschriften nach Kufa, Basra, Damaskus und in weitere Städte zu schicken, während das Original in Medina blieb. Uthman hätte für die Kanonisierung damit die Rolle gespielt, die Irenäus und Bischof Athanasius von Alexandria bei der Standardisierung, Bereinigung und Zensierung der christlichen Bibel innehatten. Ihr Vorgehen sowie einige Texte galten fortan als heilig und unfehlbar, während andere zu »Apokryphen« erklärt wurden. Uthman ging allerdings deutlich weiter als Athanasius, indem er die Zerstörung aller früheren und konkurrierenden Versionen anordnete.

Einmal angenommen, es hätte sich wirklich so abge-

spielt – was bedeuten würde, dass die Forscher nie herausfinden oder auch nur darüber streiten könnten, was zu Mohammeds Zeiten tatsächlich geschah –, so war Uthmans Versuch, die Uneinigkeit zu beenden, dennoch zum Scheitern verurteilt. Die arabische Schriftsprache hat zwei Eigenheiten, aufgrund deren sie als Fremdsprache sehr schwer zu erlernen ist: Sie unterscheidet Konsonanten wie b und t mittels Punkten und hatte in ihrer ursprünglichen Form kein Zeichen oder Symbole für kurze Vokale, die stattdessen durch diverse Striche oder kommaähnliche Zeichen wiedergegeben wurden. Diese Variationen ließen selbst in Uthmans Koranversion stark abweichende Interpretationen zu. Bis gegen Ende des neunten Jahrhunderts die arabische Schrift standardisiert wurde, eröffnete die Koranversion ohne Punkte und eindeutige Vokale daher krass divergierende Interpretationen, was sich bis heute auswirkt. Das mag im Falle der *Ilias* keine Rolle spielen, doch hier geht es immerhin um das unabänderliche (und *endgültige)* Wort Gottes. Dabei hängen die dürftige Begründung dieses Anspruchs und die fanatische Gewissheit, mit der er erhoben wird, eng zusammen. Um nur ein nicht unerhebliches Beispiel zu nennen: Die arabischen Worte auf dem Felsendom in Jerusalem weichen von

allen Versionen ab, die im Koran zu finden sind.

Noch unsicherer und dürftiger wird die Situation, wenn wir uns dem Hadith zuwenden, der umfangreichen, zunächst mündlich überlieferten Textsammlung, die angeblich dem Propheten zugeschriebene Aussprüche und Taten, die Geschichte von der Kompilation des Korans und Worte von Mohammeds Gefährten enthält. Um als authentisch zu gelten, muss ein Hadith von einer Isnad, einer Kette verlässlicher Zeugen, gestützt sein. Vielen Muslimen dienen diese Anekdoten im Alltag als Richtschnur. So betrachten sie Hunde als unrein, weil Mohammed dies angeblich auch tat. (Mir gefällt besonders die Geschichte, nach der Mohammed hingegen den langen Ärmel seines Gewandes abschnitt, um die darauf schlafende Katze nicht zu wecken; Katzen blieb daher in den muslimischen Ländern die grauenhafte Behandlung weitgehend erspart, die ihnen häufig von Christen zuteil wurde, weil sie die Tiere als satanische Begleiter der Hexen betrachteten.)

Wie zu erwarten, wurden die sechs autorisierten Hadith-Sammlungen, in denen sich Geschichten aus zweiter, dritter oder vierter Hand von einer langen Isnad-Spule abwickeln (»A sagte B, der es von C

hatte, dem es von D berichtet wurde...«), Jahrhunderte nach den betreffenden Ereignissen zusammengestellt. Einer der berühmtesten der sechs Kompilatoren, al-Buchari, starb zweihundertachtunddreißig Jahre nach Mohammeds Tod. Er gilt unter Muslimen als ungewöhnlich verlässlich und ehrlich. Diese Reputation erwarb er sich, indem er von den *dreihunderttausend* Zitaten, die er im Laufe seines lebenslangen Projektes sammelte, *zweihunderttausend* als wert- und haltlos ausschloss. Durch den Ausschluss weiterer zweifelhafter Überlieferungen und fragwürdiger Isnads reduzierte er die Gesamtzahl auf zehntausend Hadithe. Glaube, wer mag, dass der fromme al-Buchari es vermochte, aus dieser Unmenge mündlicher Zeugnisse und verschwommener Erinnerungen mehr als zwei Jahrhunderte später nur die echten und unverfälschten herauszupicken, die einer genaueren Untersuchung standhielten.

Einige Kandidaten waren wahrscheinlich leichter herauszusieben als andere. Der ungarische Forscher Ignaz Goldziher, so schreibt Reza Aslan in einer jüngeren Studie, zeigte als einer der Ersten auf, dass viele Hadithe »Sätze aus dem Alten und Neuen Testament, rabbinische Sprüche und solche aus den apokryphen

Evangelien, ja sogar Lehren der griechischen Philosophen oder Sprüche persischer und indischer Weisheit waren; und >auch das Vaterunser fehlte nicht in wohlbeglaubigter Hadith-Form<«.[3] Ganze Abschnitte mehr oder weniger wörtlich zitierter Bibelstellen finden sich im Hadith, darunter auch die Parabel von den Arbeitern, die im letzten Moment eingestellt werden, sowie die Aufforderung »Lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut«, womit letzteres Beispiel belanglosen Pseudotiefsinns seinen Platz in gleich zwei offenbarten Schriften hat. Aslan merkt an, dass die muslimischen Rechtsgelehrten im neunten Jahrhundert, als sie in einem als Idschtihad bekannten Vorgang das islamische Gesetz formulierten und kodifizierten, zahlreiche unechte Hadithe »in zwei Kategorien einteilten: solche, von denen sich der Lügner materielle Vorteile versprach; und solche, die aus ideologischem Interesse verbreitet wurden«. Der Islam wehrt sich zu Recht gegen die Vorstellung, er sei ein neuer Glaube, geschweige denn die Aufhebung früherer Religionen. Dabei stützt er sich auf die Prophezeiungen des Alten Testaments und die Evangelien des Neuen wie auf eine Krücke und bedient sich ihrer wie einer Quelle. Im Gegenzug zu dieser epigonalen Bescheidenheit fordert er nicht mehr und

nicht weniger als die Anerkennung als absolute und endgültige Offenbarung.

Wie nicht anders zu erwarten, tun sich dabei zahlreiche Widersprüche auf. Oft werden die Schriften dahin gehend zitiert, dass es »keinen Zwang im Glauben« gibt und Angehörige anderer Glaubensrichtungen beschwichtigend als »Völker der Schrift« bezeichnet werden oder solche, »denen wir zuvor das Buch gegeben hatten«. Die Vorstellung, von einem Muslim »toleriert« zu werden, ist mir ebenso zuwider wie die Herablassung, mit der katholische und protestantsche Christen einander »tolerieren« oder ihre »Toleranz« den Juden anbieten. Die christliche Welt verhielt sich in dieser Hinsicht lange Zeit so miserabel, dass viele Juden es vorzogen, unter osmanischer Herrschaft zu leben und sich Sondersteuern und anderen Behandlungen zu unterwerfen. Die wohlwollende Toleranz des Islam wird im Koran allerdings auch insofern wieder eingeschränkt, als einige dieser »Völker« »unrecht handeln«. Und man muss den Koran und die Hadithe nicht besonders gut kennen, um ganz andere Aussagen zu finden, etwa die folgende:

Kein Mensch, der bei Allah etwas Gutes zu erwarten

> **hat, auf das er sich freut, würde nach seinem Tod wünschen, dass er zur Welt zurückkehrte, auch dann, wenn ihm die ganze Welt und was auf ihr an Wert ist, gegeben würde. Ausgenommen davon ist der Märtyrer, der aufgrund der Vorzüglichkeit des Martyriums sich freuen würde, wenn er zur Welt zurückkehrte und noch einmal umkäme.**

Oder diese:

> **Siehe, Allah vergibt nicht, dass man Ihm Götter beigesellt, doch verzeiht er im Übrigen, wem Er will. Wer Allah Götter beigesellt, hat eine gewaltige Sünde ersonnen.**

Das erste dieser beiden Zitate habe ich aus einem ganzen Thesaurus unerfreulicher Alternativen ausgewählt, weil es Sokrates' Worte in Platos *Apologie* so vollständig negiert; dazu später mehr. Das zweite, weil es sich um eine so offensichtliche und erbärmliche Anleihe aus den »Zehn Geboten« handelt.

Die Wahrscheinlichkeit, dass diese von Menschen formulierten Phrasen »unfehlbar«, geschweige denn »endgültig« sein sollen, sinkt nicht nur mit den unzähligen Widersprüchen, sondern auch mit der berühmten Episode von den »satanischen Versen« des

Korans, die Salman Rushdie später literarisch verarbeitete. In diesem ausgiebig diskutierten Fall versuchte Mohammed mehrere führende Polytheisten aus Mekka zu beschwichtigen und erfuhr zu gegebener Zeit eine »Offenbarung«, die es ihnen erlaubte, doch noch einige ihrer älteren Gottheiten anzubeten. Später wurde ihm klar, dass das nicht rechtens sein konnte. Sicher war es ihm vom Teufel eingeflüstert worden, der aus einem unerfindlichen Grunde von seiner Gewohnheit abzuweichen beliebte, Monotheisten auf ihrem eigenen Terrain zu bekämpfen (Mohammed glaubte ja nicht nur fest an den Teufel, sondern auch an Dschinns, also kleinere Wüstendämonen). Sogar einer seiner Frauen fiel auf, dass der Prophet hin und wieder eine »Offenbarung« hatte, die seinen unmittelbaren Bedürfnissen entgegenkam, und manchmal wurde er deswegen auch geneckt. Wir erfahren weiterhin – aus einer Quelle, der wir durchaus nicht unbedingt Glauben schenken müssen –, dass er, wenn er in der Öffentlichkeit eine Offenbarung hatte, bisweilen von Schmerzen und lauten Ohrgeräuschen gepeinigt wurde. Sogar an kühlen Tagen floss der Schweiß in Strömen. Herzlose christliche Kritiker stellten bereits die Vermutung an, er sei Epileptiker gewesen – wobei sie die gleichen Symptome

beim Anfall des Paulus auf dem Weg nach Damaskus geflissentlich übersahen –, doch an solcherlei Spekulationen müssen wir uns nicht beteiligen. Es ist völlig hinreichend, David Humes unvermeidliche Frage umzuformulieren: Was ist wahrscheinlicher: dass Gott einen Mann als Mittler einsetzt, um bereits existierende Offenbarungen zu übermitteln, oder dass der Mann bereits existierende Offenbarungen von sich gibt, wobei er selbst daran glaubt oder zumindest behauptet, dass Gott es ihm aufgetragen hat? Was die Schmerzen, die Geräusche in seinem Kopf oder auch die Schweißausbrüche angeht, so ist es bedauerlich, dass die direkte Kommunikation mit Gott offenbar keine Erfahrung der Ruhe, Schönheit und Klarheit ist.

Die körperliche Existenz Mohammeds ist im Hadith zwar nur mangelhaft bezeugt, im Islam aber ein Quell der Stärke wie der Schwäche. Er siedelt ihn mitten in der Welt an und liefert plausible körperliche Beschreibungen des Mannes, was die Sache jedoch gleichzeitig auf eine irdische, materielle und ordinäre Ebene herabholt. Wenn wir von seiner Heirat mit einer Neunjährigen lesen, von seiner großen Freude an allem Kulinarischen und an der Teilung der Beute nach seinen zahlreichen Schlachten und unzähligen

Massakern, zucken wir wohl schon etwas zusammen. Vor allem aber – und dies ist eine Falle, die das Christentum weitgehend vermeidet, indem sie ihrem Propheten einen menschlichen Körper mit einer nichtmenschlichen Natur zuweist – sorgte er mit seiner reichen Kinderschar dafür, dass seine religiöse Nachwelt zur Geisel seiner körperlichen Nachkommenschaft wurde. Nichts ist menschlicher und fehlbarer als das dynastische Erbprinzip, und der Islam wurde von Geburt an von Kleinkriegen zwischen seinen Prinzen und Prätendenten geschüttelt, die alle behaupteten, den entscheidenden Tropfen des ursprünglichen Blutes in sich zu tragen. Wenn man zusammenzählt, wer alles vom Gründer abzustammen behauptete, so ist die Zahl wohl größer als die der heiligen Nägel und Holzsplitter aus dem Kreuze Jesu, das – nimmt man alle Reliquien zusammen – etwa dreihundert Meter hoch war. Was die Kette der Isnads angeht, so lässt sich eine direkte Linie zum Propheten herstellen, wenn man den richtigen Imam kennt und bezahlen kann. Entsprechend erweisen Muslime auch jenen »satanischen Versen« noch eine gewisse Ehrerbietung und wandeln auf dem Pfad des heidnischen Polytheismus, der lange vor der Geburt ihres Propheten ausgetreten wurde. Jedes Jahr zur Hadsch, der

jährlichen Pilgerfahrt, sieht man sie den würfelförmigen Kaaba-Schrein im Zentrum Mekkas umrunden, und zwar siebenmal – »der Richtung der Sonnenbahn um die Erde folgend«, wie es Karen Armstrong bizarr und gewiss multikulturell ausdrückt –, ehe sie den Schwarzen Stein an der Außenwand der Kaaba küssen. Dieser Stein, wahrscheinlich ein Meteorit, der die einfachen Bauern schwer beeindruckt haben muss, als er zur Erde fiel (»Die Götter müssen verrückt sein – nein, nein, *Gott* muss verrückt sein«), ist nur eine Station auf dem Weg zu weiteren vorislamischen Beschwichtigungsriten, die unter anderem das Werfen von Steinchen auf einen Steinpfeiler erfordern, der das Böse symbolisiert. Tieropfer vervollständigen das Bild. Wie viele, aber nicht alle heiligen Stätten des Islam bleibt Mekka Ungläubigen verschlossen, was dem Anspruch auf Universalität irgendwie widerspricht.

Oft heißt es, der Islam unterscheide sich von anderen monotheistischen Religionen darin, dass er keine »Reformation« durchlaufen habe. Das ist gleichzeitig richtig und falsch. Es gibt Versionen des Islam – vor allem des von den Frommen so verabscheuten Sufismus – die grundsätzlich eher spirituell als wortgläubig

sind und Anleihen aus anderen Religionen gemacht haben. Da der Islam ein absolutes Papsttum, das verbindliche Edikte ausgeben kann, vermieden hat (was dazu führt, dass rivalisierende Religionsführer einander widersprechende Fatwas ausgeben), können seine Anhänger nicht dazu gebracht werden, dogmatische Glaubensinhalte aufzugeben. Das mag von Vorteil sein, doch es bleibt festzuhalten, dass der Kernanspruch des Islam – perfekt und endgültig zu sein – so absurd wie unumstößlich ist. In diesem bleibenden Anspruch sind sich seine vielen widerstreitenden und widersprüchlichen Sekten von den Ismailiten bis hin zur Ahmadiyya-Bewegung einig.

Juden und Christen signalisierten mit ihrer »Reformation« zumindest eine minimale Bereitschaft, die Heilige Schrift noch einmal unter die Lupe zu nehmen, so, als ließe sie sich einer – wie Salman Rushdie es so gewagt anregte – literarischen und textuellen Untersuchung unterwerfen. Die Zahl der möglichen »Bibeln« ist heute immens, und wir wissen beispielsweise, dass der bedeutungsschwere Begriff »Jehova« eine Fehlinterpretation der nicht ausgesprochenen Vokale zwischen den Konsonanten des hebräischen Wortes »Jahweh« ist. Korangelehrte haben dagegen

nie ein vergleichbares Projekt unternommen. Es fand kein ernsthafter Versuch statt, die Abweichungen zwischen den vielen Editionen und Manuskripten zu katalogisieren, und schon die zaghaftesten Versuche in diese Richtung stießen auf einen beinahe inquisitorischen Ingrimm. Ein Beispiel ist die Arbeit *Die syro-aramäische Lesart des Koran* von Christoph Luxenberg, die im Jahr 2000 in Berlin erschien. Luxenberg vertritt die These, dass der Koran erheblich besser zu begreifen ist, wenn man ihn nicht als einsprachiges Werk betrachtet, sondern berücksichtigt, dass viele Wörter darin eben nicht arabisch, sondern syro-aramäisch sind. Sein berühmtestes Beispiel betrifft die Belohnung des »Märtyrers« im Paradies: In seiner redigierten Neuübersetzung besteht der himmlische Lohn aus süßen weißen Rosinen, nicht Jungfrauen.[4] Es ist die gleiche Sprache und die gleiche Region, aus der auch große Teile des Judaismus und des Christentums stammen. Eine ungehinderte Forschung würde gewiss dem Obskurantismus weitgehend den Garaus machen. Doch ausgerechnet heute, da der Islam seinen Vorläufern nacheifern und sich einer Revision unterwerfen sollte, herrscht unter fast allen anderen Religionen der »weiche« Konsens, dass wir seinen Gläubigen Respekt schulden und ihnen

daher gestatten sollten, gerade jetzt darauf zu pochen, dass wir seine Ansprüche wörtlich nehmen. Wieder einmal trägt der Glaube dazu bei, die ungehinderte Forschung und die befreienden Konsequenzen, die sich daraus ergeben könnten, im Keim zu ersticken.

Kapitel zehn

Billige Wunder und der Niedergang der Hölle

Die Töchter des Hohenpriesters Anius verwandelten in Weizen, Wein oder Öl, was immer sie wollten. Athalida, Tochter des Merkur, erstand mehrmals vom Tode auf. Äskulap erweckte Hippolytus wieder zum Leben. Herkules entriss Alkestis dem Tode. Heres kehrte in die Welt zurück, nachdem er vierzehn Tage in der Hölle verbracht hatte. Die Eltern des Romulus und des Remus waren ein Gott und eine Vestalin. Das Palladion fiel vom Himmel auf die Stadt Troja nieder. Das Haar der Berenike wurde zu einem Sternbild. ...Man nenne mir ein Volk, in dem keine unglaublichen Wunder geschahen, zumal in Zeiten, in denen nur wenige lesen und schreiben konnten.

Voltaire, *Philosophisches Wörterbuch*

Eine alte Sage erzählt von einem Aufschneider, der nicht müde wurde, mit einem fantastischen Weit-

sprung zu prahlen, der ihm einst auf der Insel Rhodos gelungen sei. Einen so heldenhaften Sprung habe noch kein Mensch erlebt. Der Maulheld wurde seiner Geschichte nicht überdrüssig, was sich von seinen Zuhörern nicht behaupten lässt. Eines Tages, als er gerade wieder ansetzte, von seiner Großtat zu berichten, brachte ihn einer der Anwesenden mit der barschen Aufforderung zum Schweigen: »Hic Rhodus, hic salta!«, »Hier ist Rhodos, spring hier!«

Nicht nur die Propheten, Seher und großen Theologen haben das Zeitliche gesegnet, auch Wunder gehören wohl der Vergangenheit an. Wären die religiösen Anhänger gescheit oder hätten sie Zutrauen in ihre Überzeugungen, wären sie froh darüber, dass das Zeitalter des Betrugs und der Beschwörungen dem Ende zugeht. Doch einmal mehr gerät der Glaube ins Zwielicht, weil er allein den Gläubigen nicht ausreicht. Noch immer wollen sie sich von konkreten Ereignissen beeindrucken lassen. Das lässt sich recht gut an den Medizinmännern, Zauberern und Wahrsagern früherer Kulturen beobachten: Der Sterndeuter, der als Erster eine Sonnenfinsternis vorhersagen und mithilfe dieses astronomischen Ereignisses seine Mitbürger beeindrucken und einschüchtern konnte, war ein klu-

ger Kopf. In Kambodscha ließen sich die Könige errechnen, an welchem Tag des Jahres der Mekong und der Bassac anschwellen, sich zu einem Strom vereinigen, unter dem gewaltigen Wasserdruck die Fließrichtung ändern und in den großen See Tonle Sap strömen würden. In einer Zeremonie befahl der von Gott ernannte Führer dann termingerecht dem Wasser, in die andere Richtung zu fließen – sogar Mose am Ufer des Roten Meeres hätte da Augen gemacht. In der jüngeren Geschichte schlachtete auch der Showman König Sihanouk von Kambodscha das Naturwunder mit großem Erfolg aus.

Vor diesem Hintergrund kommen uns heute einige »übernatürliche« Wunder erstaunlich trivial vor. Ähnlich einer spiritistischen Sitzung, bei der man den Hinterbliebenen eines Verstorbenen nur zynisch leeres Geschwätz aus dem Jenseits präsentiert, wird nichts wahrhaft Interessantes gesagt oder getan. Der Geschichte von der nächtlichen Flucht Mohammeds nach Jerusalem – der Hufabdruck seines Pferdes Burak soll noch heute auf dem Gelände der al-Aksa-Moschee zu sehen sein – mit dem Argument zu begegnen, dass Pferde nicht fliegen können, wäre lediglich unfreundlich. Relevanter ist da schon ein an-

derer Hinweis: Seit die Menschen lange und erschöpfende Reisen über ihren Heimatplaneten unternehmen, fantasieren sie, wenn sie tagein, tagaus das Hinterteil des Maultieres vor ihnen anstarren, wie sich die mühselige Sache wohl beschleunigen ließe. Die Siebenmeilenstiefel aus dem Märchen würden dem Träger weiterhelfen, wären aber gewissermaßen nur ein kleiner Schritt. Der jahrtausendealte wahre Menschheitstraum leitet sich aus unserem Neid auf die Vögel ab, die, wie wir heute wissen, die gefiederten Nachkommen der Dinosaurier sind: die Sehnsucht zu fliegen. Himmelswagen, Engel, die durch die Luft schweben – es ist unschwer nachzuvollziehen, woher solche Vorstellungen kommen. Der Prophet setzt somit nur den Wunsch um, der in jedem Landarbeiter schlummert: sein Tier möge sich in die Lüfte erheben und endlich vorwärts kommen. Doch sollte einer, der mit unbeschränkter Macht ausgestattet ist, nicht ausgefallenere und grandiosere Wunder zustande bringen? Dass die Levitation auch in der christlichen Fantasie eine große Rolle spielt, lässt sich an den Geschichten der Himmelfahrten Christi und Mariä ablesen. Der Himmel galt damals als Schale und das Wetter als Omen oder Zeichen göttlicher Intervention. Angesichts dieser erbärmlich beschränkten Sicht des

Universums war schon das einfachste Wetterereignis ein Wunder, wohingegen ein Phänomen, das uns nun wirklich erstaunen würde – etwa wenn sich die Sonne nicht vom Fleck bewegte – noch als regionales Ereignis begriffen werden konnte.

Definiert man ein Wunder als eine Veränderung der natürlichen Ordnung zum *Positiven*, so wurde das letzte Wort zu diesem Thema von dem schottischen Philosophen David Hume geschrieben, der uns Menschen dabei einen freien Willen zugestand. Ein Wunder ist die Störung des Erwarteten oder der Verstoß gegen das Übliche. Das kann alles sein, vom Aufgang der Sonne im Westen bis hin zu einem Tier, das Gedichte rezitiert. Der freie Wille setzt aber Entscheidungsfähigkeit voraus. Wer Zeuge eines solchen Ereignisses wird, kann zwei Schlüsse ziehen. Der erste ist, dass die Naturgesetze – zum eigenen Vorteil – außer Kraft gesetzt wurden. Der zweite ist, dass man einem Irrtum oder einer Sinnestäuschung unterliegt. Es gilt abzuwägen, welche der beiden Möglichkeiten wahrscheinlicher ist.

Bei einem Wunder, das uns über zwei oder drei Ecken erreicht, müssen wir noch sorgfältiger abwägen, ob der Zeuge, der etwas gesehen haben will, glaubwür-

dig ist. Und wenn mehrere Generationen seit der »Beobachtung« vergangen sind und keine neutrale Bestätigung vorliegt, so muss auch das in die Abwägung einfließen. Wieder können wir uns auf den getreuen Ockham berufen, der davor warnte, »Entitäten über das Notwendige hinaus« zu vermehren. Dazu seien ein altes und ein modernes Beispiel angeführt: die körperliche Wiederauferstehung und die UFOs.

Die wundersame Wirkung von Wundern hat im Lauf der Jahrtausende spürbar nachgelassen. Dazu kommt, dass die Wunder, die uns in jüngerer Zeit präsentiert wurden, gelinde gesagt zweifelhaft erscheinen. Das berühmte Blutwunder von Neapel, bei dem sich einmal im Jahr das Blut des heiligen Januarius verflüssigt, lässt sich beispielsweise von jedem versierten Zauberkünstler leicht wiederholen, was auch schon geschehen ist. Große säkulare Magier wie Harry Houdini und James Randi haben unter Laborbedingungen das freie Schweben, das Gehen durch Feuer, das Rutengehen und das Verbiegen von Löffeln vorgeführt, um zu zeigen, wie der Trick funktioniert, und unvorsichtige Menschen vor Betrügereien zu bewahren. Wunder sind jedenfalls keine Beweise für die Religion, die sich ihrer bedient: Aaron bezwang zwar der

Bibel zufolge die Zauberer des Pharaos im offenen Wettbewerb, bestritt aber nicht, dass auch sie Wunder vollführen konnten. Seit geraumer Zeit hat allerdings niemand mehr eine Wiederauferstehung für sich reklamiert, und kein Schamane, der es doch tat, hat sich je bereit erklärt, seinen Trick unter nachvollziehbaren Bedingungen zu wiederholen. Da stellt sich doch die Frage: Ist die Kunst der Wiederauferstehung ausgestorben? Oder sind die Quellen, auf die wir uns beziehen, fragwürdig?

Schon beim Neuen Testament handelt es sich um eine höchst zweifelhafte Quelle. Professor Bart Ehrman kam beispielsweise zu dem erstaunlichen Ergebnis, dass der Bericht von Jesu Wiederauferstehung im Markusevangelium erst Jahre später eingefügt wurde. Doch dem Neuen Testament zufolge kamen Wiederauferstehungen immer wieder vor. Jesus bewirkte sie gleich in zwei Fällen an anderen: Er holte sowohl Lazarus als auch die Tochter des Jairus aus dem Tode zurück. Offenbar machte sich aber niemand die Mühe, die Überlebenden nach ihren außerordentlichen Erfahrungen zu befragen. Auch wurde nicht festgehalten, ob oder wie diese beiden Menschen erneut »starben«. Wenn sie unsterblich blieben, so gesellten

sie sich zum »Ewigen Juden«, der einer frühchristlichen Legende zufolge nach einer Begegnung mit Jesus auf der Via Dolorosa zu ewiger Wanderschaft verdammt wurde. Den unbeteiligten Zuschauer ereilte dieses Schicksal, weil andernfalls die Prophezeiung, nach der Jesu Wiederkehr in der Lebenszeit zumindest eines Zeitgenossen stattfinden werde, unerfüllt bleiben musste. An dem Tag, an dem Jesus dem glücklosen Wanderer begegnete, wurde er selbst mit erschreckender Grausamkeit umgebracht. Im Matthäusevangelium 27, 52-53, heißt es, »die Gräber taten sich auf, und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen, und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung und kamen in die heilige Stadt und erschienen vielen«. Das klingt unlogisch, da sich die Leichen offenbar sowohl zum Zeitpunkt des Todes Jesu am Kreuz als auch zum Zeitpunkt seiner Auferstehung erhoben. Es wird jedoch in der gleichen nüchternen Art berichtet wie das Erdbeben, das Zerreißen des Vorhangs im Tempel – auch diese beiden Ereignisse sind bislang von keinem Historiker gewürdigt worden – und die ehrfürchtigen Worte des römischen Hauptmanns.

Dass Wiederauferstehungen häufiger vorkamen, un-

tergräbt zwangsläufig die Einzigartigkeit der einen, mittels deren, der Menschheit ihre Sünden vergeben werden. Vom Osiriskult über den Vampirismus bis hin zum Voodoo hat sich vorher und nachher noch jeder Kult und jede Religion auf den angeborenen Glauben an die »Untoten« gestützt. Bis heute sind sich die Christen nicht einig, ob wir am Tag des Jüngsten Gerichtes unseren alten, verstorbenen Körper wieder erhalten oder neu ausgestattet werden. Einstweilen lässt sich sogar unter Berücksichtigung der von den Gläubigen erhobenen Behauptungen sagen, dass die Wiederauferstehung Jesu weder die Lehre des Verstorbenen beweist noch seine Abstammung väterlicherseits noch die Wahrscheinlichkeit, dass er in fleischlicher oder anderweitig erkennbarer Form erneut wiederkehrt. Wieder einmal sind der »Beweise« zu viele. Wenn ein Mensch freiwillig für seine Mitmenschen stirbt, gilt das gemeinhin als edel. Die Behauptung, er sei nicht »wirklich« gestorben, macht dieses Opfer zu einer vertrackten und trügerischen Angelegenheit: Die Aussage »Christus ist für meine Sünden gestorben« trifft also so nicht zu, denn eigentlich ist er ja gar nicht »gestorben«. Da innerhalb einer für die Bestätigung einer solch ungewöhnlichen Behauptung angemessenen Zeitspanne verlässliche

und übereinstimmende Zeugen fehlen, sind wir somit berechtigt, wenn nicht gar verpflichtet, um unserer Selbstachtung willen der ganzen Sache keinen Glauben zu schenken. Das heißt, solange keine hinreichenden Beweise vorgelegt werden, die aber bislang fehlen. Und außergewöhnliche Behauptungen erfordern außergewöhnliche Beweise.

Ich habe einen großen Teil meines Lebens als Korrespondent zugebracht. Als solcher habe ich des Öfteren von Ereignissen, die ich selbst miterlebt hatte, Augenzeugenberichte ansonsten vertrauenswürdiger Menschen gelesen, die mit meiner Wahrnehmung überhaupt nicht übereinstimmten. Als Korrespondent für britische Zeitungen geschah es übrigens sogar, dass ich gedruckte Artikel, die unter *meinem* Namen erschienen, nicht wiedererkannte, nachdem die Redakteure damit fertig waren. Ich habe auch einige der Hunderttausenden von Menschen interviewt, die behaupten, ein Raumschiff oder die Besatzung eines Raumschiffs aus einer anderen Galaxie gesehen zu haben. Einige dieser Beschreibungen waren so lebendig und detailliert und waren anderen Zeugenaussagen, mit denen sie nicht abgeglichen worden sein konnten, dermaßen ähnlich, dass einige leicht zu be-

eindruckende Wissenschaftler vorgeschlagen haben, sie als wahr einzustufen. Das aber wäre aus einem ganz offensichtlichen Grund, der auf Ockham zurückgeht, völlig falsch. Wenn die Berichte der vielen Menschen, die »Kontakt« hatten oder entführt wurden, auch nur einen Funken Wahrheit enthalten, so folgt daraus, dass ihre außerirdischen Freunde nicht darauf aus sind, ihre Existenz geheim zu halten. In diesem Falle muss man sich fragen, warum sie nie lange genug still halten, dass man mehr als ein verwackeltes Foto von ihnen machen kann. Bisher sind nur geschnittene Filme aufgetaucht, und es wurden keine Metalle gefunden, die es auf der Erde nicht gäbe, geschweige denn noch so winzige Gewebeproben. Die Skizzen, die von den Geschöpfen gemacht wurden, haben durch die Bank große Ähnlichkeit zu den anthropomorphen Figuren aus Science-Fiction-Comics. Da für eine Reise vom Alpha Centauri, dem am häufigsten genannten Herkunftsort, die physikalischen Gesetze gewissermaßen außer Kraft gesetzt werden müssten, wäre schon das kleinste Materieteilchen von enormem Nutzen und hätte buchstäblich seismische Wirkung. Aber: nichts dergleichen. Stattdessen wächst ein gigantischer neuer Aberglauben heran, der sich auf den Glauben an – nur wenigen Auserwählten

zugängliche – okkulte Texte und Scherben stützt. Nun, das kommt mir jedenfalls bekannt vor. Das einzig Vernünftige ist es, sich mit einem Urteil zurückzuhalten, bis die Anhänger dieses Aberglaubens etwas vorlegen, das nicht einfach nur kindisch ist.

Das Gleiche gilt, wenn heute Jungfrauen- oder Heiligenstatuen angeblich weinen oder bluten. Es wäre mir ein Leichtes, einen Hobbyzauberer beizubringen, der so etwas mit Schweineschmalz oder anderen Zutaten zuwege brächte. Doch selbst wenn es nicht so wäre, stellt sich mir die Frage, warum sich eine Gottheit mit so einer schäbigen Effekthascherei zufriedengeben sollte. Zufällig gehöre ich zu den wenigen Menschen, die an einem »Heiligsprechungsprozess« der römisch-katholischen Kirche beteiligt waren. Im Juni 2001 wurde ich vom Vatikan zur Anhörung in Sachen Seligsprechung der Agnes Bojaxhiu geladen, einer ehrgeizigen albanischen Nonne, die unter ihrem Nom de Guerre »Mutter Teresa« recht bekannt wurde. Der damalige Papst hatte zwar das berühmte Amt des Advocatus Diaboli (»Anwalt des Teufels«) abgeschafft, um mehr neue Kandidaten bestätigen und kanonisieren zu können, die Kirche war aber verpflichtet, Auskünfte von Kritikern einzuholen. So fand

ich mich gewissermaßen in der Rolle eines Pro-bono-Anwalts für den Teufel wieder.

An der Entlarvung eines »Wunders«, das der Nonne zugeschrieben worden war, hatte ich bereits mitgewirkt. Der Mann, der sie berühmt gemacht hatte, war ein angesehener, wenngleich recht naiver britischer Evangelist, später Katholik, namens Malcolm Muggeridge. In seiner BBC-Dokumentation *Something Beautiful for God* führte er 1969 die Marke »Mutter Teresa« ein. Der Kameramann war Ken Macmillan, hoch gelobt für seine Arbeit zu Lord Clarks großartiger Kunstgeschichtereihe *Civilisation*. Sein Umgang mit Farbe und Licht war erstklassig. Hier ist die Geschichte, wie Muggeridge sie im Buch zum Film erzählte:

> Mutter Teresas Heim für Sterbende ist durch kleine Fenster hoch oben in den Wänden nur schwach erleuchtet, und Ken war der festen Überzeugung, dass Filmen darin ganz unmöglich sei. Wir hatten nur ein kleines Licht bei uns und konnten den Ort in der uns zur Verfügung stehenden Zeit nicht hinreichend ausleuchten. Es wurde beschlossen, dass Ken dennoch einen Versuch wagen sollte, aber, um sicherzugehen, machte er zusätzlich Aufnahmen in einem Außen-

hof, in dem einige der Insassen in der Sonne saßen. Auf dem entwickelten Film war der innen aufgenommene Teil in ein besonders schönes, weiches Licht gebadet, während der draußen aufgenommene ziemlich blass und undeutlich war.... Ich selbst bin absolut davon überzeugt, dass dies technisch unerklärliche Licht tatsächlich das »Milde Licht« ist, auf das sich Newman in seiner bekannten ausgezeichneten Hymne... bezieht.

Daraus schloss Muggeridge:

Und eben dafür sind die Wunder da, die innere Wirklichkeit der äußeren Schöpfung Gottes zu enthüllen. Ich persönlich bin davon überzeugt, dass Ken das erste echte fotografische Wunder aufgezeichnet hat. Es hat mich sehr froh gemacht, und ich fürchte, so viel darüber geschrieben und geredet zu haben, dass ich die Leute gelangweilt, manchmal sogar geärgert habe.

Mit dem letzten Satz hatte er sicher recht, doch als er fertig war mit Reden und Schreiben, war Mutter Teresa weltberühmt. Mein Beitrag bestand nun darin, herauszufinden und abzudrucken, was Ken Macmillan, der Kameramann, dazu zu sagen hatte:

Bei den Dreharbeiten zu *Something Beautiful for God* wurden wir einmal zu dem Haus gebracht, das Mutter Teresa als Haus der Sterbenden bezeichnete. Der Regisseur Peter Chafer sagte: »Hier ist es ja ganz schön dunkel. Können Sie da was machen?« Von der BBC hatten wir gerade einen neuartigen Film von Kodak zugeschickt bekommen, den wir vor unserer Abreise nicht hatten testen können. Ich sagte daher zu Peter: »Wir können ihn ja mal probieren.« So haben wir die Szene gedreht. Und als wir mehrere Wochen später wieder in London waren – ein oder zwei Monate danach – da saßen wir im Vorführraum in den Ealing Studios und sahen uns die Aufnahmen aus dem Haus der Sterbenden an. Das war vielleicht eine Überraschung. Alles war genau zu erkennen. Und ich sagte: »Das ist fantastisch. Das ist außerordentlich.« Und ich wollte gerade so was sagen wie »Kodak lebe hoch«, aber dazu kam ich gar nicht, denn Malcolm, der in der ersten Reihe saß, drehte sich plötzlich um und sagte: »Das ist göttliches Licht! Das ist Mutter Teresa! Ihr werdet sehen, das ist göttliches Licht!« Und drei oder vier Tage später riefen Journalisten von Londoner Tageszeitungen bei mir an und sagten: »Ich habe gehört, Sie sind gerade mit Malcolm Muggeridge aus Indien zurückgekommen

und haben ein Wunder miterlebt.«[1]

Ein Star war geboren... Wegen dieser und anderer Kritikpunkte, die ich vorgebracht hatte, wurde ich also vom Vatikan in einen geschlossenen Raum geladen, in dem sich eine Bibel, ein Kassettenrekorder, ein Monsignor, ein Diakon und ein Priester befanden. Man fragte mich, ob ich zur »Dienerin Gottes, Mutter Teresa« etwas Erhellendes zu sagen hätte. Während mir scheinbar ohne Hintergedanken diese Frage gestellt wurde, bestätigten auf der anderen Seite der Erde Kollegen allerdings das erforderliche »Wunder«, das die Seligsprechung – das Vorspiel zur Heiligsprechung – in Gang setzte. Mutter Teresa starb im Jahr 1997. An ihrem ersten Todestag behaupteten zwei Nonnen in der bengalischen Stadt Raigunj, sie hätten einer Frau namens Monica Besra, die an einem großen Unterleibstumor gelitten habe, ein Medaillon der Verstorbenen auf den Bauch gebunden, das angeblich mit ihrer Leiche in Kontakt gewesen war. Daraufhin sei die Frau geheilt worden. Man beachte, dass Monica ein katholischer Mädchenname ist, in Bengalen nicht besonders verbreitet, dass also die Patientin und sicher auch die Nonnen bereits Fans von Mutter Teresa waren. Dies gilt allerdings weder für Dr. Manju

Murshed, den Leiter des örtlichen Krankenhauses, noch für Dr. T. K. Biswas und seinen Kollegen, den Gynäkologen Dr. Ranjan Mustafi. Alle drei bezeugten, dass Mrs. Besra an Tuberkulose und einer Wucherung der Eierstöcke gelitten hatte und beide Krankheiten erfolgreich behandelt worden waren. Dr. Murshed ärgerte sich vor allem über die vielen Anrufe, die ihn aus Mutter Teresas Orden erreichten. Die »Missionarinnen der Nächstenliebe« drängten ihn zu der Aussage, es handle sich um eine Wunderheilung. Die Patientin selbst gab keine besonders imposante Interviewpartnerin ab: Sie sprach sehr schnell, weil sie nach eigener Aussage fürchtete, zu »vergessen«, und bat darum, auf weitere Fragen zu verzichten, weil sie sich sonst wurde »erinnern« müssen. Ihr Ehemann Selku Murmu brach nach einer Weile das Schweigen und sagte, seine Frau sei durch eine völlig normale und übliche medizinische Behandlung geheilt worden.[2]

Jeder Verwaltungschef in jedem Krankenhaus dieser Welt kann bestätigen, dass Patienten bisweilen überraschend gesunden und dass umgekehrt gesunde Menschen plötzlich und unerklärlich schwer erkranken. Wer auf Wunder aus ist, verweist gern auf die

fehlende Erklärung für eine solche Heilung. Das bedeutet aber nicht, dass es eine übernatürliche Erklärung dafür geben muss. In diesem Fall allerdings war Mrs. Besras Gesundung auch nicht im Entferntesten ungewöhnlich, denn die Ärzte hatten bekannte Krankheiten mit den erprobten Methoden geheilt. Ohne den geringsten Beweis wurden sodann spektakuläre Behauptungen aufgestellt. Und trotzdem wird in Bälde der Tag kommen, an dem in einer großartigen und feierlichen Zeremonie in Rom Mutter Teresa vor aller Welt heiliggesprochen wird als eine, die mit ihrer Fürbitte der Medizin auf die Sprünge helfen kann. Das ist für sich betrachtet schon ein Skandal, doch darüber hinaus wird diese Episode zur Folge haben, dass sich indische Dorfbewohner weiter ihren Quacksalbern und Fakiren anvertrauen. Anders ausgedrückt: Als Folge dieses gefälschten und verachtungswürdigen Wunders werden viele Menschen sinnlos sterben. Wenn die Kirche in einer Zeit, in der Ärzte und Journalisten ihre Behauptungen überprüfen können, so etwas zustande bringt, so lässt sich ermessen, wie groß das Ausmaß der Manipulation in Zeiten der Unwissenheit und Angst war, als den Priestern noch kaum Zweifel oder Widerstand begegneten.

Wieder einmal ist Ockhams Rasiermesser für einen sauberen Schnitt anzusetzen. Bei zwei möglichen Erklärungen muss die verworfen werden, die weniger erklärt, nichts erklärt oder mehr Fragen aufwirft, als sie beantwortet.

Das gilt auch für Ereignisse, bei denen das angebliche Außerkraftsetzen der Naturgesetze den Menschen *nicht* zur Freude oder zum Trost gereicht. Naturkatastrophen sind nicht widernatürlich, sondern Bestandteil der Schwankungen, die in der Natur zwangsläufig auftreten. Dennoch werden sie seit jeher dazu herangezogen, den Leichtgläubigen Gottes Missbilligung in ihrem ganzen Ausmaß vor Augen zu halten. Wenn irgendwo in Kleinasien, wo Erdbeben bis heute an der Tagesordnung sind, ein Götzentempel in sich zusammenstürzte, mobilisierten die frühen Christen jedes Mal die Massen und drängten die Menschen, zum Christentum überzutreten, solange es noch ging. Der gewaltige Vulkanausbruch, bei dem Ende des 19. Jahrhunderts die Insel Krakatau explodierte, bescherte dem Islam einen enormen Zulauf vonseiten der verängstigten Bevölkerung Indonesiens. In allen heiligen Schriften finden sich dramatische Berichte über Fluten, Wirbelstürme, Blitze und andere Omen. Nach

dem schrecklichen Tsunami 2005 in Asien und der Überschwemmung von New Orleans 2006 begaben sich auch reflektierte und gebildete Menschen wie der Erzbischof von Canterbury auf das Niveau primitiver Tölpel und zerbrachen sich öffentlich darüber den Kopf, inwieweit das Ereignis als Willensbekundung Gottes zu interpretieren sei. Wenn wir von der simplen und durch gesichertes Wissen abgestützten Feststellung ausgehen, dass wir auf einem abkühlenden Planeten leben, der neben einem geschmolzenen Erdkern auch Verwerfungen und Spalten in der Erdkruste sowie ein turbulentes Wettersystem hat, ist diese Furcht aber schlicht hinfällig. Für alle diese Phänomene gibt es bereits eine Erklärung. Mir ist schleierhaft, warum die Vertreter der Religionen das so ungern zugeben, würde es sie doch von der nicht zu beantwortenden Frage entheben, warum Gott so viel Leid zulässt. Doch das ist offenbar der Preis für das Festhalten am Mythos von der göttlichen Intervention.

Die Unterstellung, bei einem Unglück könne es sich auch um eine Bestrafung handeln, ist aber auch deshalb nützlich, weil sie Spekulationen Tür und Tor öffnet. Die Katastrophe von New Orleans war auf zwei

Ursachen zurückzuführen: Erstens war die Stadt unterhalb des Meeresspiegels erbaut worden, und zweitens ließ die Regierung Bush sie im Stich. Nach der Überschwemmung erfuhr ich aber von einem hochrangigen israelischen Rabbiner, sie sei die Rache Gottes für die Evakuierung jüdischer Siedler aus dem Gazastreifen. Der Bürgermeister von New Orleans – dessen Arbeit sich nicht gerade durch Professionalität auszeichnete – sprach von einem Gottesurteil zur Irakinvasion. Jedem steht es frei, seine Lieblingssünden aufzuzählen. Den Fernsehpfarrern Pat Robertson und Jerry Falwell zufolge war für die Opferung des World Trade Center die Kapitulation der USA vor der Homosexualität und der Abtreibung verantwortlich. In Ägypten ging übrigens der Glaube, an Erdbeben sei die Sodomie schuld, eine Interpretation, die gewiss mit besonderer Emphase zu hören sein wird, wenn unter dem Gomorrha von San Francisco der San-Andreas-Graben das nächste Mal erbebt. Als sich am Ground Zero der Staub legte, war zu erkennen, dass zwei demolierte Stahlträger in der Form eines Kreuzes stehen geblieben waren, was allenthalben großes Erstaunen auslöste. Da aber die Architektur seit Urzeiten nicht ohne Querträger auskommt, wäre es eher ungewöhnlich gewesen, wenn *kein solches* Gebilde

entstanden wäre. Zugegeben, es hätte mich schon überrascht, wenn die Trümmer einen Davidsstern gebildet hätten oder einen Halbmond, doch ein solches Phänomen ist nirgends bekundet, nicht einmal dort, wo es großen Eindruck auf die Einheimischen gemacht hätte. Und vergessen wir nicht, dass Wunder auf Geheiß eines Wesens geschehen, das als allmächtig, allwissend und allgegenwärtig gilt. Müsste uns das nicht auf erheblich großartigere Erscheinungen hoffen lassen?

Die »Beweise« für den Glauben ergeben somit ein noch schwächeres Bild, als wenn er allein und ungestützt für sich stünde. Was ohne Beweise behauptet werden kann, lässt sich auch ohne Beweise verwerfen. Das gilt erst recht, wenn die gelieferten Beweise so dürftig und eigennützig sind.

Das schwächste aller Argumente ist der Autoritätsverweis (Argumentum ad verecundiam). Das gilt, wenn er aus zweiter oder dritter Hand kommt – »In der Bibel steht« –, und erst recht aus erster Hand. Das wissen nicht nur all die Kinder, die von einem Elternteil zu hören bekommen: »Weil ich es sage«, sondern

umgekehrt auch alle Väter und Mütter, die sich diese Worte sagen hören, die sie selbst einst so wenig überzeugend fanden. Trotzdem erfordert das Eingeständnis, dass jede Religion von gewöhnlichen Säugetieren erfunden wurde und nichts Geheimes oder Rätselhaftes an sich hat, einen großen »Sprung« der anderen Art. Hinter dem Vorhang des Zauberers Oz verbirgt sich nichts als Bluff. Kann das wirklich wahr sein? Als jemand, auf den die Schwerkraft von Geschichte und Kultur immer schon stark wirkte, stelle ich mir diese Frage oft. War denn alles umsonst: die enorme Mühsal der Theologen und Gelehrten, die großen Anstrengungen der Maler, Architekten und Musiker, etwas Bleibendes und Wunderbares zu schaffen, das von Gottes Herrlichkeit zeugt?

Nicht im Geringsten. Mir ist es völlig gleich, ob Homer eine Person war oder viele, ob Shakespeare ein heimlicher Katholik oder ein verkappter Agnostiker war. Meine Welt würde nicht zusammenstürzen, wenn sich herausstellen sollte, dass der großartigste Schriftsteller, der je über die Liebe, das Tragische, das Komische und die Moral geschrieben hat, doch der Earl of Oxford war – wobei ich schon darauf bestehen möchte, dass es *ein* Autor war, und es mich betrüben

würde, wenn Bacon derjenige welcher wäre. Shakespeare hat größeres moralisches Gewicht als der Talmud, der Koran oder jeder andere Text, der über die schrecklichen Scharmützel zwischen irgendwelchen eisenzeitlichen Sippen berichtet. Doch aus dem Studium der Religion lässt sich eine Menge Positives herausziehen, und häufig haben wir es mit herausragenden Schriftstellern und Denkern zu tun, die uns gewiss intellektuell, manchmal sogar moralisch überlegen sind. Viele entlarvten die Götzenverehrung und das Heidentum ihrer Zeit und riskierten in der Auseinandersetzung mit ihren Glaubensbrüdern sogar den Märtyrertod. Nun aber haben wir einen Moment in der Geschichte erreicht, da sogar ein Pygmäe wie ich – nicht dass es mein Verdienst wäre – ob seines Wissensstandes in der Lage ist zu erkennen, dass es höchste Zeit ist, den Vorhang endgültig zu zerreißen. Literaturwissenschaften, Archäologie, Physik und Molekularbiologie – sie alle haben nicht nur nachgewiesen, dass religiöse Mythen falsch und menschgemacht sind, sondern sie bieten uns auch bessere und fundiertere Erklärungen der Welt. Den Verlust des Glaubens kompensieren die neuen und trefflicheren Wunder, die noch vor uns liegen, und die Werke Homers, Shakespeares, Miltons, Tolstois oder Prousts,

allesamt von Menschen gefertigt (auch wenn das, wie im Falle Mozarts, manchmal schwer zu glauben ist). Als jemand, der nicht ohne Schmerzen in seinem eigenen säkularen Glauben erschüttert wurde und ihn schließlich abgelegt hat, kann ich das guten Gewissens behaupten.

Als Marxist waren meine Ansichten keine Glaubenssache für mich, doch ich dachte schon, dass eine Art einheitlicher Feldtheorie entdeckt worden sein könnte. Der historische und dialektische Materialismus hatte konzeptionell nichts Absolutes oder Übernatürliches, barg allerdings mit seiner Zielgerichtetheit ein messianisches Element in sich und hatte ohne Zweifel seine Märtyrer, Heiligen und Prinzipienreiter, nach einer Weile auch seine rivalisierenden, sich gegenseitig exkommunizierenden Päpste. Zudem gab es Schismen, Inquisition und Hexenjagd. Ich war Mitglied einer abweichenden Schule, die Rosa Luxemburg und Leo Trotzki bewunderte, und ich kann klar sagen, dass auch wir unsere Propheten hatten. Rosa Luxemburg, die so eindrucksvoll vor den Folgen des Ersten Weltkriegs gewarnt hatte, galt schon fast als Verkörperung Kassandras und Jeremias, und Isaac Deutscher nannte die Einzelbände seiner großen drei-

bändigen Leo-Trotzki-Biografie gar *Der bewaffnete Prophet, Der unbewaffnete Prophet* und *Der verstoßene Prophet.* Als junger Mann hatte Deutscher eine Ausbildung zum Rabbiner gemacht und hätte einen brillanten Talmudisten abgegeben – ebenso wie Trotzki. Das damals noch unentdeckte gnostische Judasevangelium vorausnehmend, sagte Trotzki zu Stalins Übernahme der bolschewistischen Partei:

> Von den zwölf Aposteln erwies sich nur Judas als Verräter. Aber wenn dieser die Macht erlangt hätte, würde er die anderen elf Apostel als Verräter hingestellt haben und auch alle die geringeren Jünger, deren Zahl Lukas mit siebzig angibt.

Dem sei hier Deutschers nüchterner Bericht über die Geschehnisse angefügt, als die deutschlandfreundlichen Kräfte in Norwegen die Regierung dazu zwangen, Trotzki das Asyl zu verweigern und ihn erneut auszuweisen, worauf er bis zu seinem Tode durch die Welt irrte. Der alte Mann traf mit dem norwegischen Außenminister Trygve Lie und anderen zusammen:

> An dieser Stelle erhob Trotzki seine Stimme so stark, dass sie durch die Räume und Korridore des Ministeriums schaute: »Das ist Ihr erster Kapitulationsakt

vor dem Nazismus in Ihrem eigenen Land. Sie werden dafür zu bezahlen haben. Sie halten sich für so mächtig, um ungestört und nach Ihrem Gutdünken mit einem politischen Verbannten zu verfahren. Aber der Tag ist nahe – denken Sie daran! –, der Tag ist nahe, an dem die Nazis Sie zusammen mit Ihrem *Pantoffel*-Ministerpräsidenten aus Ihrem Lande vertreiben werden.« Trygve Lie zuckte angesichts dieser eigenartigen Weissagung mit den Schultern. Aber nach weniger als vier Jahren musste die gleiche Regierung tatsächlich vor den nazistischen Eindringlingen aus Norwegen fliehen. Und als die Minister und ihr betagter König Haakon als Flüchtlinge an der Küste standen und voller Unruhe auf ein Schiff warteten, das sie nach England bringen sollte, dachten sie mit einem Schauder daran, wie der prophetische Fluch Trotzkis in Erfüllung gegangen war.[3]

Trotzki verfügte dank seiner soliden materialistischen Kritik durchaus nicht immer, doch hin und wieder recht eindrucksvoll über großen Weitblick. Zudem begriff er, wie er in seinem emotionalen Essay *Literatur und Revolution* schrieb, das unstillbare Verlangen der Armen und Unterdrückten danach, sich über die rein materielle Welt zu erheben und eine Transzendenz zu

erlangen. Diese Idee habe ich einen Gutteil meines Lebens geteilt und bis heute nicht völlig verworfen. Doch es kam eine Zeit, da ich mich den Attacken der Realität nicht mehr entziehen konnte und wollte. Der Marxismus hatte, wie bereits erwähnt, seine intellektuellen, philosophischen und ethischen Vorzüge, die aber nun der Vergangenheit angehören. Vielleicht lässt sich noch etwas aus der heroischen Zeit herüberretten, doch Tatsache bleibt: Es gab keine Richtschnur für die Zukunft mehr. Zudem hatte ausgerechnet das Konzept einer Gesamtlösung auf die abstoßendste Weise Todesopfer gefordert und auch noch die Ausreden dafür geliefert. Diejenigen von uns, die eine rationale Alternative zur Religion gesucht hatten, waren an einer vergleichsweise dogmatischen Endstation angelangt. Was konnte man auch erwarten von einem Denkgebäude, das von so nahen Verwandten der Schimpansen errichtet worden war? Unfehlbarkeit? Falls der Leser es bis hierher geschafft hat und merkt, dass sein eigener Glaube ins Wanken gerät – was ich hoffe –, so räume ich gern ein, dass ich weiß, was er durchmacht. An manchen Tagen vermisse ich meine alten Überzeugungen wie eine amputierte Gliedmaße. Doch meistens fühle ich mich besser – und nicht weniger radikal –, und so wird es,

das garantiere ich, auch dem Leser gehen, wenn er die Doktrinen erst hinter sich gelassen hat und seinem entfesselten Verstand erlaubt, selbstständig zu denken.

Kapitel elf

Niedere Herkunft: Die korrupten Anfänge der Religionen

Wenn es sich um Fragen der Religion handelt, machen sich die Menschen aller möglichen Unaufrichtigkeiten und intellektuellen Unarten schuldig.

Sigmund Freud, *Die Zukunft einer Illusion* [1]

Die verschiedenen Religionen, welche in der römischen Welt herrschten, wurden sämtlich von dem Volke als gleich wahr, von den Philosophen als gleich falsch, von der Staatsgewalt als gleich nützlich angesehen.

Edward Gibbon, *Verfall und Untergang des Römischen Reiches* [2]

Ein Sprichwort in Chicago besagt: Wer sich seinen Respekt vor den Ratsherren der Stadt und seinen Ap-

petit auf Würstchen erhalten wolle, möge darauf achten, nicht bei der Erziehung Ersterer oder bei der Herstellung Letzterer dabei zu sein. Die Anatomie des Menschen, sagte Engels, sei der Schlüssel zur Anatomie des Affen. Auch wenn wir uns die Entstehung einer Religion näher ansehen, können wir Rückschlüsse auf die Ursprünge der Religionen anstellen, die sich entwickelten, als die wenigsten Menschen lesen und schreiben konnten. Aus dem reichhaltigen Angebot öffentlich fabrizierter Würstchenreligionen wähle ich den melanesischen Cargo-Kult, den Superstar der Pfingstbewegung Marjoe sowie die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, gemeinhin bekannt als Mormonen. Zu allen Zeiten haben sich sicher nicht wenige Menschen gefragt: Was ist, wenn es ein Leben nach dem Tode gibt, aber keinen Gott? Wenn es einen Gott gibt, aber kein Leben nach dem Tode? Am deutlichsten hat dieses Problem meines Wissens Thomas Hobbes in seinem Meisterwerk *Leviathan* aus dem Jahr 1651 behandelt. Ich empfehle besonders Teil III, Kapitel 38, und Teil IV, Kapitel 44, weil Hobbes dort eine fantastische Kenntnis der Heiligen Schrift und eine atemberaubende Beherrschung der englischen Sprache an den Tag legt. Er erinnert uns daran, wie gefährlich das bloße Nachdenken über

diese Fragen schon immer war. Allein seine forschen und ironischen einleitenden Worte sprechen für sich. Hobbes sinniert über die unsinnige Geschichte vom »Fall« Adams, des ersten Menschen, der als freies Geschöpf erschaffen und dann mit Verboten gegängelt wird, denen er unmöglich gehorchen kann. Nicht ohne ängstlich hinzuzufügen, er unterwerfe sich »wie in allen anderen Fällen, wo eine genaue Auslegung von der Heiligen Schrift abhängt, der Auslegung der Bibel«, weist Hobbes darauf hin, dass Adams Tod, so er für seine Sünden das Todesurteil erhielt, zumindest aufgeschoben wurde, da er vor seinem Hinscheiden noch eine große Nachkommenschaft zuwege brachte.[3]

Nach der Einführung des subversiven Gedankens, es sei absurd und widersprüchlich, Adam die Früchte des einen Baums zu verbieten, auf dass er nicht stürbe, und die des anderen, auf dass er nicht ewig lebe, blieb Hobbes nichts anderes übrig, als alternative Schriften und sogar alternative Strafen und alternative Ewigkeiten zu ersinnen. Hobbes wollte darauf hinaus, dass sich die Menschen im Hier und Jetzt der Herrschaft von Menschen vielleicht nicht unterwerfen, wenn sie sich mehr vor der Strafe Gottes fürchten als vor einem

schrecklichen Tod im Hier und Jetzt, hatte aber die Freiheit des Menschen eingestanden, sich eine Religion auszudenken, die ihm gefällt, nützt oder schmeichelt. Samuel Butler übernahm diese Idee später in seinem Roman *Erewhon Revisited*. Im ersten Buch *Erewhon* besucht der Protagonist Mr. Higgs ein fernes Land, dem er am Ende in einem Ballon entflieht. Als er zwei Jahrzehnte später zurückkehrt stellt er fest, dass er in seiner Abwesenheit zu einem Gott namens »Sonnenkind« gemacht wurde, dem am Tag seines Aufstiegs in den Himmel gehuldigt wird. Zwei Hohepriester sind eigens für die Himmelfahrtsfeiern abgestellt. Als Higgs droht, sie bloßzustellen und kundzutun, dass er auch nur sterblich ist, warnen sie ihn, an diesen Mythos seien alle moralische Gesetze ihres Landes gebunden. Wenn man erführe, dass Higgs gar nicht in den Himmel aufgestiegen sei, würden sie allesamt sündigen.

Im Jahr 1962 erschien der hochgelobte Dokumentarfilm *Mondo Cane*, »Die Welt des Hundes«, in dem die Regisseure eine ganze Reihe menschlicher Grausamkeiten und Illusionen vorführten. Erstmalig war vor laufender Kamera auch die Entstehung einer neuen Religion zu sehen. Jahrhundertelang waren die

Bewohner der Pazifikinseln von der wirtschaftlich weiter entwickelten Welt abgeschnitten gewesen. Als diese dann mit der unvermeidlichen Wucht dort eintraf, erkannten viele auf Anhieb, worum es ging. Sie sahen die großen Schiffe mit den sich blähenden Segeln, beladen mit Schätzen, Waffen und Gerätschaften ohnegleichen. Einige der weniger gebildeten Inselbewohner taten, was viele Menschen tun, wenn sie mit einem neuen Phänomen konfrontiert sind: Sie versuchten es in einen Diskurs zu übersetzen, den sie verstanden – durchaus vergleichbar mit den verängstigten Azteken in Mittelamerika, die beim Anblick berittener spanischer Soldaten zu dem Schluss kamen, dass ihre Feinde Zentauren seien. Die armen Insulaner vermuteten, die Ankömmlinge müssten ihre Vorfahren sein, um die sie so lange getrauert hatten und die nun endlich mit Geschenken aus dem Jenseits zurückkehrten. Diese Illusion kann das erste Zusammentreffen mit den Kolonialherren nicht lange überstanden haben, doch später wurde beobachtet, dass die pfiffigeren Inselbewohner eine bessere Idee hatten. Sie beobachteten, wie Docks und Anleger gebaut wurden, woraufhin Schiffe anlegten und Waren entladen wurden. Die Einheimischen ahmten nun die Kolonialherren nach, indem sie ihre eigenen Anleger errich-

teten und darauf warteten, dass auch hier Schiffe eintrafen. Dieses Unterfangen war erfolglos und machte den christlichen Missionaren überdies ihre Aufgabe nicht leichter, denn sie wurden nach ihrem Eintreffen zunächst gefragt, wo denn die Geschenke blieben – und brachten daher bald billigen Krimskrams mit.

Im 20. Jahrhundert erfuhr der »Cargo-Kult« eine eindrucksvolle und rührende Renaissance. Als Einheiten der US-Streitkräfte im Pazifik eintrafen, um für den Krieg gegen Japan Luftstützpunkte zu errichten, fiel ihnen auf, dass sie zu Objekten sklavischer Nachahmung wurden. Die Einheimischen warfen ihre nur oberflächlich angenommenen christlichen Riten über Bord und verwendeten all ihre Kraft auf den Bau von Landebahnen, die voll beladene Flugzeuge anlocken sollten. Sie fertigten Funkantennen aus Bambus und entzündeten Feuer, um die Leuchtfeuer zu simulieren, die den amerikanischen Flugzeugen bei der Landung Orientierung boten. Das Traurigste an dem Film *Mondo Cane* ist, dass dieses Verhalten andauert. Auf der Insel Tanna wurde ein amerikanischer Soldat zum Erlöser ernannt. Sein Name John Frum war offenbar erfunden. Auch nachdem der letzte Soldat nach 1945 die Gegend per Flugzeug oder Schiff verlassen hatte,

wurde die Rückkehr des Erlösers Frum angekündigt, und an einem nach ihm benannten Feiertag wird einmal jährlich eine Zeremonie abgehalten. Auf der Insel New Britain nahe Papua-Neuguinea gibt es einen Kult, der sich noch auffallender auf Analogien stützt. Er fußt auf zehn Geboten (»zehn Gesetze«), einer Dreieinigkeit mit einer Erscheinung im Himmel und einer auf Erden sowie einem System von Ritualen, das diese Heiligkeiten mit Opfergaben milde stimmen soll. Werden die Rituale mit der gebotenen Sorgfalt und Inbrunst durchgeführt, so bricht laut diesem Glauben ein Zeitalter an, in dem Mich und Honig fließen. Diese strahlende Zukunft trägt, so traurig es ist, den Namen »Zeitalter der Unternehmen« und wird sich dadurch auszeichnen, dass New Britain wie ein multinationaler Konzern florieren und reich werden wird.

Manch einer wird schon die Andeutung eines Vergleichs als Beleidigung empfinden, aber triefen nicht auch die heiligen Schriften der offiziellen monotheistischen Religionen geradezu vor der Gier nach dem Materiellen, beschreiben sie nicht begehrlich Salomons Reichtum, die großen Herden der Gläubigen oder die Belohnungen, die den guten Muslim im Pa-

radies erwarten, von den Schauergeschichten über Plünderungen und Beutezüge einmal ganz zu schweigen? Jesus zeigt keinerlei persönliches Interesse am Reichtum, das ist wahr, doch er führt die Schätze und »Wohnungen« im Himmel als Anreiz dafür an, ihm zu folgen. Und haben nicht alle Religionen zu allen Zeiten massiv die Anhäufung materieller Güter in der diesseitigen Welt verfolgt?

Der Hunger nach Geld und weltlichem Komfort ist nur ein Subtext in der entsetzlichen Geschichte vom »Wunderkind« der evangelikalen Propaganda in den USA. Der junge Meister Gortner, von seinen Eltern auf den Namen Marjoe getauft – eine idiotische Kombination aus den Namen Mary und Joe –, wurde im Alter von vier Jahren eingekleidet wie der kleine Lord Fountleroy, auf die Kanzel gestellt und angewiesen zu behaupten, er predige auf göttlichen Befehl. Wenn er klagte oder weinte, hielt ihn seine Mutter unter den Wasserhahn oder drückte ihm ein Kissen aufs Gesicht, wobei sie, so seine eigene Aussage, peinlich darauf achtete, keine Spuren zu hinterlassen. Dressiert wie ein Seehund, zog er bald die Kameras an, und im Alter von sechs Jahren hielt er Hochzeiten für erwachsene Menschen ab. Mit wachsendem Bekanntheits-

grad strömten immer mehr Menschen herbei, um das Wunderkind zu sehen. Seiner Schätzung nach sammelte er drei Millionen Dollar an Spenden ein, von denen kein einziger in seine Ausbildung oder seine Zukunft investiert wurde. Im Alter von siebzehn Jahren rebellierte er gegen seine erbarmungslosen und zynischen Eltern, stieg aus und tauchte Anfang der Sechzigerjahre in die Gegenkultur Kaliforniens ab.

Im Märchenspiel nach dem unsterblichen Kinderbuch *Peter Pan*, das in Großbritannien an Weihnachten gern aufgeführt wird, steht in einer zentralen Szene die kleine Fee Glöckchen kurz vor dem Tode. Das Lichtlein, das auf der Bühne von ihr ausgeht, wird immer schwächer, und es gibt nur einen Ausweg aus dieser entsetzlichen Situation. Ein Schauspieler tritt vors Publikum und fragt die Kinder: »Glaubt ihr an sie?« Wenn sie nun vernehmlich mit einem Ja antworten, wird das Lichtlein wieder heller. Was gibt es auch dagegen einzuwenden? Wir wollen doch den Kindern ihren Glauben an die Magie nicht verderben – sie werden noch oft genug Enttäuschungen erleben –, und am Ausgang steht ja auch keiner mit einem Klingelbeutel für die Glöckchen-Erlöser-Kirche. Die Ausbeutung Marjoes hatte die intellektuelle Ausrich-

tung der Glöckchen-Szene, angereichert mit der Moral eines Captain Hook.

Etwa zehn Jahre später nahm Mr. Gortner bestmöglich Rache dafür, dass man ihn um seine Kindheit betrogen hatte. Um seine Schwindelei bei der Öffentlichkeit wiedergutzumachen, bot er einem Fernsehteam an, ihn bei seinem scheinbaren Comeback zur Predigt des Evangeliums zu begleiten. Vorher erklärte er genau, wie all die Tricks funktionierten. Wie man mütterliche Frauen – er war ein adretter Junge – dazu bringt, sich von ihrem Ersparten zu trennen. Wie man mit Musik eine ekstatische Wirkung erzielt. Dass man genau in diesem Moment von einer persönlichen Begegnung mit Jesus berichtet. Wie man mit unsichtbarer Tinte ein Kreuz auf die Stirn zeichnet, das plötzlich sichtbar wird, wenn man zu schwitzen beginnt. Wie man zum entscheidenden Schlag ausholt. Er hielt sein Versprechen, kündigte dem Regisseur genau an, was er tun konnte und würde, ging hinaus auf die Bühne und setzte es absolut überzeugend um. Die Menschen weinten und schrien, brachen zusammen, kreischten den Namen ihres Erlösers. Zynische und gefühllose Männer und Frauen warteten den psychologischen Moment ab, in

dem sie den Leuten das Geld aus der Tasche ziehen konnten, das sie, noch bevor die Gottesdienst-Farce vorüber war, beglückt gezählt hatten. Hin und wieder sah man das Gesicht eines kleinen Kindes, das, von den Eltern mitgeschleppt, unglücklich und verstört zusah, wie Mutter und Vater sich wanden, schluchzten und ihr schwer verdientes Geld hergaben. Natürlich, es war schon vorher bekannt, dass der amerikanische Evangelismus ein Schwindel ist, ein herzloser Bluff, ersonnen von den Nebenfiguren aus Chaucers »Erzählung des Ablasspredigers« nach dem Motto: »Ihr Trottel behaltet euren Glauben. Wir behalten euer Geld.« So muss es gewesen sein, als die katholische Kirche öffentlich Ablassbriefe verkaufte und als ein Nagel oder Splitter vom Kreuze Christi auf den Flohmärkten der Christenheit einen guten Preis erzielte. Aber zuzusehen, wie einer, der sowohl Opfer als auch Profiteur war, den Frevel aufdeckt, schockiert sogar den eingefleischten Nichtgläubigen. Wie soll man so etwas verzeihen? Der Film *Marjoe* erhielt im Jahr 1972 den Academy Award und blieb völlig folgenlos. Die Mühlen der Fernsehprediger mahlen weiter, die Armen finanzieren weiter die Reichen, gerade so, wie auch die Glitzertempel und Paläste von Las Vegas nicht vom Reichtum der Gewinner, sondern vom Geld

der Verlierer errichtet wurden.

In seinem bestrickenden Roman *Ein Kind zur Zeit* präsentiert Ian McEwan einen desolaten Protagonisten und Erzähler, der durch eine Tragödie in einen Zustand nahezu vollständiger Untätigkeit geraten ist und den lieben langen Tag in den Fernseher starrt. Er beobachtet, wie seine Mitmenschen es geradezu herausfordern, sich manipulieren und erniedrigen zu lassen. Der Zuschauer, der dem Spektakel bereitwillig frönt, konsumiert, wie er sagt, die »Pornografie des Demokraten«. Es ist nicht snobistisch zu bemerken, wie die Menschen ihre Leichtgläubigkeit und ihren Herdeninstinkt, ihren Wunsch oder vielleicht ihr Bedürfnis, vertrauensselig an der Nase herumgeführt zu werden, zur Schau stellen. Das ist ein uraltes Problem. Gutgläubigkeit mag eine Form der Unschuld sein und für sich genommen sogar harmlos, doch sie fordert Schurken und Füchse geradezu zur Ausbeutung ihrer Brüder und Schwestern auf und stellt daher eine der großen Schwächen der Menschheit dar. Wer die Entstehung und das Fortbestehen von Religionen oder die Rezeption von Wundern und Offenbarungen beschreiben will, kommt um dieses sich so hartnäckig haltende Phänomen nicht herum.

Wenn die Anhänger des Propheten Mohammed im Anschluss an die jungfräuliche Empfängnis des Korans gehofft hatten, dass künftige »Offenbarungen« damit hinfällig wären, hatten sie die Rechnung ohne den Stifter einer Religion gemacht, die heute weltweit mit die größten Zuwächse verzeichnet. Und sie sahen nicht voraus – wie konnten sie auch, einfache Säugetiere, die sie waren? – dass sich der Prophet dieses lächerlichen Kultes den ihren zum Vorbild nehmen würde. Die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage – im Folgenden als Mormonen bezeichnet – wurde von einem begnadeten Opportunisten gegründet, der seinen Text zwar mit unverhohlen dem Christentum entliehenen Begriffen schmückte, jedoch verkündete: »Ich werde für diese Generation ein neuer Mohammed sein.« Als Slogan wählte er Worte, die er dem Islam entlehnt zu haben glaubte: »Entweder der Al-Koran oder das Schwert.« Wie sollte er mit seiner mangelnden Bildung auch wissen, dass man beim Gebrauch des Wortes *al* keinen bestimmten Artikel mehr braucht? Doch immerhin glich er Mohammed darin, dass er recht geschickt aus anderer Leute Bibeln Anleihen machte.

Im März 1826 verurteilte ein Gericht in Bainbridge,

New York, einen einundzwanzig Jahre alten Mann, weil er »eine aufrührerische Person und ein Hochstapler« sei. Mehr hätte die Welt wahrlich nicht von Joseph Smith erfahren brauchen. Im Prozess räumte er ein, dass er Mitbürger betrogen habe, indem er waghalsige Goldgräberexpeditionen organisierte, und dass er überdies behauptet habe, dunkle oder »nekromantische« Kräfte zu besitzen. Vier Jahre später allerdings tauchte er wieder in den Tageszeitungen auf – es ist alles noch nachzulesen – diesmal als Entdecker des »Buches Mormon«. In seiner Heimatregion genoss er zwei große Vorteile, die den meisten Scharlatanen abgehen. Erstens war er in der gleichen überfrommen Gegend der USA tätig, die auch die Shaker, den bereits erwähnten Endzeitverkünder George Miller sowie einige andere selbst ernannte Propheten hervorgebracht hatte. Weil sie jeder neuen religiösen Modeerscheinung hemmungslos nachjagte, war die Region auch als »burned-over district« bekannt. Zweitens besaß das Gebiet, in dem Joseph Smith agierte, anders als weite Teile des sich soeben erst öffnenden Nordamerika, Relikte einer eigenen Geschichte.

Eine untergegangene indianische Kultur hatte Grab-

hügel in großer Zahl hinterlassen. Als man sie ziellos und amateurhaft entweihte, stellte man fest, dass sie nicht nur Knochen, sondern auch recht hoch entwickelte Gegenstände aus Stein, Kupfer und Silber enthielten. Acht solcher Hügel befanden sich in zwanzig Kilometer Umkreis um die mickrige Farm, welche die Familie Smith ihr Heim nannte. Zwei gleichermaßen einfältige Gruppen zeigten großes Interesse daran: Das eine waren die Goldgräber und Schatzsucher, die mit Wünschelruten, Kristallkugeln und ausgestopften Kröten anrückten, die andere Gruppe suchte nach dem Ruheort eines verlorenen Stammes der Israeliten. Smith war so schlau, sich beiden Gruppen anzuschließen, also Gier mit unausgegorener Anthropologie zu verbinden.

Wie der Schwindel dann ablief, liest sich geradezu beschämend und lässt sich beschämend einfach rekonstruieren. Die beste Beschreibung findet sich übrigens bei Dr. Fawn Brodie, einer Historikerin, die in ihrem Buch *No Man Knows My History* den gut gemeinten Versuch unternimmt, die relevanten »Ereignisse« einer möglichst freundlichen Interpretation zu unterziehen. Joseph Smith gab bekannt, er sei von einem Engel namens Moroni aufgesucht worden – wie ge-

wöhnlich dreimal. Besagter Engel habe ihm von einem auf Goldplatten niedergeschriebenen Buch berichtet, das nicht nur die Herkunft der auf dem nordamerikanischen Kontinent lebenden Menschen erkläre, sondern auch die Evangelien bestätige. Die beiden Zaubersteine Urim und Tummim aus dem Alten Testament würden es Smith erlauben, das Buch zu übersetzen. Nach langem inneren Kampf habe er am 21. September 1827 die vergrabenen Tafeln geborgen. Das war rund achtzehn Monate nach seiner Verurteilung wegen Betruges. Sodann machte er sich an die Übersetzung.

Die so entstandenen »Bücher« waren Prophetenberichte, angefangen bei Nephi, Sohn des Levi, der um 600 v. Chr. aus Jerusalem geflohen und nach Amerika gekommen sei. Schlachten, Flüche und Leiden begleiteten sie und ihre zahlreichen Nachkommen auf den nun folgenden Wanderungen. Wie waren die Bücher entstanden? Smith weigerte sich, irgendjemandem die Goldplatten zu zeigen, denn wer immer sie, abgesehen von ihm selbst, zu Gesicht bekäme, sei dem Tod geweiht. Dabei stieß er aber auf ein Problem, das Islamkundigen vertraut sein dürfte. Wie vielfach bezeugt, war Smith zwar ein überaus zungenfertiger und

gewandter Redner und Geschichtenerzähler, aber eben auch fast Analphabet, denn er konnte nur schlecht lesen und gar nicht schreiben. Deshalb brauchte er einen Schreiber, der sein erleuchtetes Diktat aufnehmen konnte. Das war zunächst seine Frau Emma und dann, als er noch weitere Hilfe benötigte, ein glückloser Nachbar namens Martin Harris. Nachdem dieser Smith die Worte Jesajas, Kapitel 29, 11-12 mit der wiederholten Aufforderung zum Lesen hatte sagen hören, verpfändete er seine Farm und zog bei den Smiths ein, um ihnen bei ihrer Aufgabe zu helfen. Harris saß hinter einer quer durch die Küche gespannten Decke, während Smith auf der anderen Seite mithilfe seiner Übersetzungssteine psalmodierte. Zur weiteren Entspannung der Situation wurde Harris gewarnt, wenn er versuche, einen Blick auf die Platten oder den Propheten zu werfen, werde er auf der Stelle tot umfallen.

Mrs. Harris wollte von der ganzen Sache nichts wissen und war stocksauer auf ihren Mann. Sie stahl die ersten einhundertsechzig Seiten und forderte Smith auf, sie noch einmal zu diktieren, was er angesichts seiner Offenbarungskünste hätte können müssen – entschlossene Frauen wie diese tauchen in der Reli-

gionsgeschichte viel zu selten auf. Nach ein paar recht unangenehmen Wochen schlug der geniale Smith mit einer weiteren Offenbarung zurück. Er könne das Original nicht reproduzieren, denn es sei durchaus möglich, dass es sich bereits in den Händen des Teufels befinde und damit einer Interpretation nach Art der »satanischen Verse« Tür und Tor öffne. Doch der allwissende Herr hatte Smith mittlerweile mit einigen kleineren Platten versorgt, ebenjenen Platten des Nephi, die eine ähnliche Geschichte erzählten. Unter unendlichen Mühen wurde die Übersetzung wieder aufgenommen, wobei die Schreiber hinter der Decke gelegentlich wechselten. Als sie vollendet war, wurden alle Original-Goldplatten zurück in den Himmel gebracht, wo sie sich offenbar bis zum heutigen Tage befinden.

Einige Mormonen behaupten, ähnlich wie die Muslime, ein Betrug sei völlig ausgeschlossen, denn ein armer, des Schreibens unkundiger Mann hätte einen so großen Schwindel nicht zuwege gebracht. Die Muslime haben zwei hilfreiche Argumente auf ihrer Seite: Wenn Mohammed je öffentlich des Betrugs und der Geisterbeschwörung angeklagt wurde, so liegt uns davon jedenfalls kein schriftliches Zeugnis vor.

Zudem birgt das Arabische selbst für den, der die Sprache erlernt hat und flüssig spricht, Unschärfen. Wir wissen jedoch, dass der Koran zum Teil aus älteren Büchern und Geschichten besteht, und auch im Falle Smiths lässt sich einfach, wenn auch in langwieriger Kleinarbeit, nachweisen, dass fünfundzwanzigtausend Wörter aus dem Buche Mormon direkt dem Alten Testament entnommen wurden. Die meisten dieser Stellen kommen aus den Kapiteln des Jesaja, die auch in Ethan Smiths Buch *View of the Hebrews: The Tribes of Israel in America* abgedruckt sind. Dieses damals sehr populäre Werk eines frömmelnden Verrückten, der behauptete, die amerikanischen Indianer stammten aus dem Nahen Osten, scheint den anderen Smith erst auf die Idee mit der Goldgräberei gebracht zu haben. Weitere zweitausend Wörter aus dem Buch Mormon sind dem Neuen Testament entliehen. Von den dreihundertfünfzig Namen kommen mehr als hundert direkt aus der Bibel, weitere hundert sind so ähnlich, dass man auch hier fast von Diebstahl sprechen kann. Der große Mark Twain bezeichnete das Buch Mormon übrigens als »gedrucktes Chloroform«, und das kann durchaus wörtlich genommen werden, denn die Schrift enthält sogar ein »Buch Esther«.[4] Die Wortfolge »Es begab sich aber« kommt

mindestens zweitausendmal vor, was zugegebenermaßen einen ziemlich einschläfernden Effekt hat. Jüngere Forschungen haben ergeben, dass auch jedes andere »Dokument« der Mormonen im besten Falle ein magerer Kompromiss und im schlimmsten eine erbärmliche Fälschung ist. Das musste auch Dr. Brodie anmerken, als sie 1973 ihr bemerkenswertes Buch in einer aktualisierten Ausgabe herausbrachte.

Wie Mohammed erlaubte Smith sich göttliche Offenbarungen spontan und nicht selten zum eigenen Vorteil, vor allem dann, wenn er – wie Mohammed – ein Mädchen begehrte und zur Ehefrau nehmen wollte. Das Ende vom Lied war, dass er sich übernahm und einen gewaltsamen Tod fand, nachdem er die armen Menschen, die ihm anfangs gefolgt waren und unter großem Druck sein Diktat aufgenommen hatten, fast alle exkommuniziert hatte. Trotzdem wirft diese Geschichte die mehr als spannende Frage auf, wie sich ein so offensichtlicher Betrug vor unseren Augen zu einer ernsthaften Religion auswachsen konnte.

Professor Daniel Dennett und gleich gesinnte Wissenschaftler haben für ihre »naturwissenschaftliche« Erklärung der Religion viel Kritik einstecken müssen. Lassen wir das Übernatürliche einmal beiseite, argu-

mentiert Dennett, das können wir getrost streichen und trotzdem davon ausgehen, dass es immer Menschen gegeben hat, für die der »Glaube an den Glauben« für sich schon etwas Positives ist.[5] Solche Phänomene lassen sich biologisch erklären. Kann es in primitiven Zeiten nicht so gewesen sein, dass die Menschen mit dem Glauben an Wunderheilungen ihre Moral stärkten und damit auch eine geringfügige, aber spürbar bessere Chance auf *tatsächliche* Heilung hatten? Sehen wir einmal von »Wundern« und anderem Unsinn ab, so bestreitet nicht einmal die moderne Medizin diesen Gedanken. Von der psychologischen Warte her scheint es möglich, dass es den Menschen besser geht, wenn sie an etwas glauben, als wenn sie an nichts glauben, so unwahr dieses Etwas auch sein mag.

Vieles wird hier unter Anthropologen und anderen Wissenschaftlern weiter umstritten bleiben, doch was mich schon immer interessiert hat: Haben die Prediger und Propheten auch einen Glauben, oder glauben sie nur an den Glauben? Denken sie sich hin und wieder, dass man es ihnen ja fast zu einfach macht? Und führen sie dann als Rechtfertigung an, dass (a) die armen Kreaturen noch schlimmer dran wären, wenn sie nicht

auf mich hörten, oder dass es (b), falls es nicht viel nützt, auch nicht viel schaden kann? Sir James Frazer erklärte in seiner berühmten Studie über Religion und Magie, *Der goldene Zweig*, ein angehender Medizinmann tue gut daran, die Illusionen der unwissenden Gemeinde *nicht* zu teilen, denn wenn er die Magie allzu sehr beim Wort nehme, unterlaufe ihm leichter ein Fehler, der seiner Karriere ein Ende setzen könne. Bei Weitem besser sei es, Zyniker zu sein, seine Zauberformeln gut einzustudieren und sich einzureden, dass es am Ende allen besser gehe.[6] Smith war insofern Zyniker, als er mit dem Hinweis auf seine »Offenbarungen« höchste Autorität für sich beanspruchte und zudem darauf pochte, dass ihm die Besitztümer seiner Gemeinde zustünden und er mit jeder verfügbaren Frau schlafen könne. Jeden Tag kommt so ein Guru oder Sektenführer zur Welt. Smith muss sich gewundert haben, wie leicht er einfältige Kreaturen wie Martin Harris dazu bringen konnte, ihm jedes Wort zu glauben, besonders dann, wenn sie gern einen kurzen Blick auf den verlockenden Goldschatz geworfen hätten. Doch gab es einen Moment, in dem er tatsächlich an seine Bestimmung glaubte? War er bereit, für den Beweis zu sterben? Anders ausgedrückt: War er die ganze Zeit ein Scharlatan, oder saß tief in sei-

nem Innern ein echter Impuls? Die Beschäftigung mit den Religionen hat mir gezeigt, dass sie nie ohne größere und kleinere Betrügereien auskommen werden, dass aber diese faszinierende Frage bis zu einem gewissen Grade offenbleibt.

In dem Gebiet um Palmyra, New York, lebten damals Dutzende halbgebildeter, skrupelloser, ehrgeiziger und fanatischer Männer wie Smith, doch nur einem gelang der Durchbruch. Das hat wahrscheinlich zwei Gründe. Erstens verfügte Smith allen Berichten – auch denen seiner Gegner – zufolge über großen natürlichen Charme, Autorität und Redegewandtheit, die von Max Weber so bezeichnete »charismatische« Führungsqualität.[7] Zweitens verlangte es damals viele Menschen nach Land und einem Neuanfang im Westen. Deshalb übte die Prophezeiung eines »Verheißenen Landes« durch einen neuen Führer – und erst recht durch eine neue heilige Schrift – unterschwellig eine große Anziehungskraft aus. Die Wanderbewegungen der Mormonen in Missouri, Illinois und Utah sowie die Massaker, die sie unterwegs erlitten und anrichteten, bekräftigten diese Vorstellung vom Märtyrertum und vom Exil, aber auch das Bild der »Heiden«, wie die Mormonen Nichtgläubige abschätzig

bezeichneten. Es ist eine großartige historische Geschichte, die man – anders als ihren Ursprung aus vulgären Erfindungen – mit Respekt lesen kann. Zwei bleibende Makel jedoch haften ihr an. Der erste ist, dass die »Offenbarungen« so plump und offensichtlich erlogen waren und von Smith und später von seinen Nachfolgern so eigennützig improvisiert wurden. Der zweite ist der primitive und abstoßende Rassismus. Christliche Prediger verschiedenster Prägung rechtfertigten vor dem amerikanischen Bürgerkrieg und sogar noch danach die Sklaverei mit der Bibel: Von den drei Söhnen Noahs (Sem, Ham und Japhet) wurde Ham mit einem Fluch belegt und in die Sklaverei getrieben. Doch Joseph Smith führte die scheußliche Mär noch weiter und wettert in seinem »Buch Abraham«, die dunklen Rassen Ägyptens hätten diesen Fluch geerbt. Darüber hinaus erfand er die Schlacht von »Cumora«, einem Ort, der praktischerweise in der Nähe seines Geburtsorts lag. Dort hätten die als hellhäutig und gut aussehend beschriebenen »Nephiten« gegen die »Lamaniten« gekämpft, die Gott für ihre Abkehr mit dunkler Hautfarbe bestraft habe. Als sich der Streit über die amerikanische Sklaverei zuspitzte, predigten Smith und seine noch dubioseren Schüler vor Kriegsausbruch in Missouri

gegen die Abolitionisten. Feierlich erklärten sie, in der letzten himmlischen Schlacht zwischen Gott und Luzifer habe es noch eine dritte Gruppe gegeben, die versucht habe, neutral zu bleiben. Doch nach Luzifers Niederlage habe sie in die Welt zurückkehren und die verfluchte Abstammungslinie von Kanaan weiterführen müssen; dies sei »die afrikanische Rasse«. Als Dr. Brodie ihr Buch schrieb, war es in der Mormonenkirche noch keinem schwarzen Amerikaner gestattet, auch nur die bescheidene Position eines Diakons zu bekleiden, geschweige denn Priester zu werden. Auch an den geheimen Tempelriten durften die Abkömmlinge des Ham nicht teilnehmen.

Ein schlüssiger Beweis dafür, dass diese Religion vom Menschen gemacht wurde, findet sich in der Art, wie die mormonische Kirchenführung dieses Problem löste. Angesichts der klaren Worte in einem ihrer heiligen Bücher und konfrontiert mit der zunehmenden Verachtung und Isolation, in die es sie manövriert hatte, reagierten sie ähnlich wie zuvor, als ihr Hang zur Polygamie beinahe die Vergeltung der US-Regierung über Gottes eigenes Land Utah gebracht hätte: Sie hatten eine weitere Offenbarung. Um das Jahr 1965 und die Verabschiedung des Bürgerrechtsgeset-

zes wurde göttlicherseits verkündet, dass Schwarze doch Menschen sind.

Eines sei den »Heiligen der Letzten Tage« zugestanden – diese dünkelhafte Bezeichnung wurde Smiths Originalnamen »Kirche Jesu Christi« im Jahr 1833 hinzugefügt nämlich –, dass sie eine der größten Schwierigkeiten offenbarter Religionen offensiv angingen: Was soll man mit denen anfangen, die vor der exklusiven Offenbarung geboren wurden oder die sterben, ohne an ihren Wundern teilhaben zu können? Die Christen lösten dieses Problem, indem sie Jesus nach seiner Kreuzigung in die Hölle hinabsteigen ließen, wo er die Toten gerettet oder bekehrt habe. In Dantes *Inferno* gibt es eine schöne Passage, in der Jesus die Geister großer Menschen wie Aristoteles rettet, die vor seiner Ankunft vermutlich schon jahrhundertelang vor sich hin gebrutzelt hatten. In einer anderen, weniger ökumenisch angelegten Szene aus dem gleichen Buch wird dem Propheten Mohammed allerdings in widerlicher Detailfreude der Bauch aufgeschlitzt. Die Mormonen haben diese etwas veraltete Lösung durch eine sehr moderne Komponente optimiert: In einem großen Lager in Utah haben sie eine gigantische genealogische Datenbank angelegt,

die sie mit den Namen aller Menschen füttern, deren Geburt, Heirat und Tod seit Beginn der schriftlichen Aufzeichnungen erfasst wurden. Das ist sehr nützlich, wenn man seinen Familienstammbaum erstellen will und nichts dagegen hat, dass seine Vorfahren dadurch Mormonen werden. Die Gemeinden in den Mormonentempeln erhalten jeweils eine bestimmte Anzahl Namen Verstorbener, die sie in einer speziellen Zeremonie durch Gebete in ihre Kirche aufnehmen. Diese nachträgliche Taufe der Toten erscheint auf den ersten Blick harmlos, doch das American Jewish Committee war überaus erzürnt, als es feststellen musste, dass die Mormonen die Unterlagen der nationalsozialistischen »Endlösung« erworben hatten und nun eifrig damit beschäftigt waren, die Angehörigen jener Gruppe zu taufen, die man wahrlich als »verlorenen Stamm« bezeichnen könnte: die ermordeten europäischen Juden. Ungeachtet ihrer rührenden Wirkungslosigkeit zeugte diese Übung von schlechtem Geschmack. Ich fühle mit dem American Jewish Committee, finde aber trotzdem, dass man Mr. Smiths Anhängern gratulieren kann: Für ein Problem, das sich, seit der erste Mensch eine Religion erfand, einer Lösung entzogen hat, haben sie ein höchst einfaches technisches Patentrezept gefunden.

Kapitel zwölf

Eine Koda: Wie Religionen enden

Es kann gleichermaßen nützlich wie instruktiv sein, einmal einen Blick auf das Ende von Religionen oder religiösen Bewegungen zu werfen. Die Miller-Bewegung etwa hat das Zeitliche gesegnet. Auch Pan, Osiris und viele andere der vielen Tausend Götter, die einst die Menschen vollkommen in ihren Bann zogen, gehören der nostalgischen Vergangenheit an. Im Falle des Sabbatai Zwi allerdings, des imposantesten aller »falschen Erlöser«, kann ich mich eines gewissen Mitgefühls nicht erwehren. Mitte des 17. Jahrhunderts beseelte er jüdische Gemeinden im gesamten Mittelmeerraum – und bis nach Polen, Hamburg und sogar nach Amsterdam, wo damals gerade Spinoza aus der jüdischen Gemeinde verstoßen wurde – mit der Behauptung, er sei der Auserwählte, der die Exilanten ins Heilige Land zurückführen und ein Zeitalter des Friedens auf der Welt einläuten werde.[1] Zwis Schlüssel zur Offenbarung war das Studium der Kabbala, die in jüngster Zeit dank einer Showdiva mit dem exzentrischen Namen Madonna wieder in aller

Munde ist. Hysterische jüdische Gemeinden von seiner Heimat Smyrna bis hin nach Thessaloniki, Konstantinopel und Aleppo feierten sein Kommen. Skeptischer waren die Jerusalemer Rabbis, die schon von einer ganzen Reihe angeblicher Erlöser behelligt worden waren. Mit einem kabbalistischen Trick, der seinen Namen über die Entschlüsselung eines hebräischen Anagramms zu »Mosiach« oder »Messias« machte, mag er sich eingeredet haben – und redete es jedenfalls anderen ein –, dass er der erwartete Erlöser sei. Einer seiner Anhänger formulierte es so:

> Der Prophet Nathan prophezeite und Sabbatai Zwi predigte, dass, wer sich nicht läutert, den Trost von Zion und Jerusalem nie erblickt, zur Schande verdammt und in alle Ewigkeit verstoßen wird. Und es gab eine Bußfertigkeit, derengleichen die Welt seit ihrer Erschaffung bis zum heutigen Tage nicht gesehen hat.

Das war keine primitive »millersche« Panik. Gelehrte diskutierten die Thematik leidenschaftlich in Wort und Schrift, weshalb sie heute gut dokumentiert ist. Sämtliche Elemente einer wahren (und falschen) Prophezeiung waren vorhanden. Sabbatais Anhänger beriefen sich auf den charismatischen Rabbi Nathan von

Gaza, das Äquivalent zu Johannes dem Täufer. Sabbatais Gegner hießen ihn einen Epileptiker und Häretiker und bezichtigten ihn des Verstoßes gegen das Gesetz. Dafür wurden sie von Sabbatais Gefolgsleuten gesteinigt. Auf Versammlungen steigerte sich jede Seite in ihre Empörung hinein und ging auf die jeweilige Gegenseite los. Auf dem Weg nach Konstantinopel, wo er sich als Erlöser vorstellen wollte, geriet Sabbatais Schiff in einen Sturm, dem es aber trotzte. In Konstantinopel angekommen, wurde er eingekerkert, woraufhin das Gefängnis von heiligen Feuern erleuchtet und von süßen Düften erfüllt wurde – oder auch nicht, da sind sich die Quellen nicht einig. In einem Echo auf eine erbitterte Auseinandersetzung innerhalb des Christentums behaupteten Rabbi Nathans und Sabbatais Anhänger, die Kenntnis der Thora und das Vollbringen guter Werke sei ohne Glauben völlig unnütz. Ihre Gegner erwiderten, nichts sei so wichtig wie Thorakenntnisse und gute Werke. Der Streit reichte so weit, dass sogar die Sabbatai feindlich gesinnten Jerusalemer Rabbiner irgendwann um Beweise dafür ersuchten, dass sich Zwi, der die Juden in so einen Freudenrausch versetzte, durch Wunder hervorgetan habe. Männer und Frauen ver-

kauften ihr Hab und Gut, um ihm ins Gelobte Land zu folgen.

Das Osmanische Reich, das damals der Republik Venedig gerade Kreta entriss, hatte im Umgang mit Unruhen religiöser Minderheiten viel Erfahrung und verhielt sich erheblich umsichtiger als die Römer vor ihnen. Wenn Sabbatai die Herrschaft über alle Könige für sich beanspruchte oder gar ein großes Gebiet ihrer Provinz in Palästina einforderte, das war der Reichsführung klar, war er nicht nur ein religiöser, sondern auch ein weltlicher Gegner. Als er aber in Konstantinopel eintraf, sperrte man ihn lediglich ein. Auch der Rat der islamischen Rechtsgelehrten blieb gelassen. Um zu verhindern, dass seine begeisterten Anhänger eine neue Religion gründeten, rieten die Rechtsgelehrten von einer Hinrichtung des aufrührerischen Untertanen ab.

Besiegelt wurde Sabbatais Schicksal, als sein ehemaliger Weggefährte Nehemiah Kohen zum Großwesir nach Edirne kam und seinen früheren Meister der Unmoral und Häresie beschuldigte. Der Messias wurde in den Palast zitiert, wobei er den Weg vom Gefängnis in einer Prozession Hymnen singender Anhänger zurücklegen durfte. Im Palast teilte man ihm

mit, man werde die höfischen Bogenschützen auf ihn schießen lassen. Falls der Himmel die Pfeile ablenkte, sollte er für echt befunden werden. Wenn er ablehnte, würde man ihn pfählen. Sollten ihm beide Alternativen nicht genehm sein, so gebe es noch die Möglichkeit, zum Islam überzutreten und am Leben zu bleiben. Sabbatai Zwi tat, was wohl jeder normale Mensch getan hätte. Er gelobte, an den einen Gott und seinen Boten zu glauben, und erhielt als Gegenleistung eine Sinekure. Später wurde er in einen fast »judenreinen« Teil des Reiches an der albanisch-montenegrinischen Grenze verbracht, wo er 1676 angeblich an Jom Kippur zur Stunde des Abendgebetes, zu der auch Mose seinen letzten Atemzug getan haben soll, verstarb. Sein Grab konnte trotz intensiver Suche nie eindeutig identifiziert werden.

Seine verzweifelte Anhängerschaft zerfiel umgehend in zahlreiche Grüppchen. Die einen weigerten sich schlichtweg, an seine Bekehrung oder Apostasie zu glauben. Andere behaupteten, er sei zum Islam übergetreten, um ein noch großartigerer Messias zu sein. Wieder andere meinten, das Ganze sei nur eine Tarnung. Und natürlich gab es auch solche, die sagten, er sei in den Himmel aufgefahren. Seine wahren An-

hänger schließlich übernahmen die Doktrin der »Okkultation«, der zufolge – wer hätte das gedacht? – der Messias durchaus nicht gestorben ist, sondern im Verborgenen auf den Augenblick wartet, da die Menschheit bereit ist für seine glorreiche Rückkehr. »Okkultation« ist übrigens der Begriff, den die frommen Schiiten für den seit Langem anhaltenden Zustand des Zwölften Imam oder Mahdi verwenden, der im Jahr 873 im Alter von fünf Jahren verschwand.

Das war das Ende der Religion des Sabbatai Zwi, die nur in einer winzigen Mischsekte in der Türkei fortlebt. Die sogenannten Dönme folgen nach außen hin islamischen Glaubensregeln, sind aber heimlich dem Judentum verpflichtet. Wäre ihr Stifter hingerichtet worden, so wäre die Religion sicher noch in aller Munde, gäbe es Schismen, Steinigungen und wohlbegründete gegenseitige Exkommunizierungen. Am ähnlichsten ist ihr heute die chassidische Sekte der Chabad, auch als Lubawitscher bekannt, die einst – manche sagen, bis heute – von Menachem Schneerson geführt wurde. Mit Schneersons Tod 1994 in Brooklyn sollte ein Zeitalter der Erlösung anbrechen, das bis heute auf sich warten lässt. Im Jahr 1983 hatte der US-Kongress Schneerson geehrt, indem er seinen

Geburtstag offiziell zum Tag der Bildung erklärte. So, wie bis heute einige jüdische Sekten behaupten, die nationalsozialistische »Endlösung« sei eine Strafe für das Exil außerhalb Jerusalems gewesen, gibt es auch solche, die weiter für eine Gettopolitik eintreten und wie ehedem einen Wächter ans Stadttor stellen, der die anderen bei der Ankunft des Messias sofort benachrichtigen soll – eine »dauerhafte Anstellung«, wie einer dieser Wächter einmal rechtfertigend gesagt haben soll. Beim Blick auf diese Religionen, die noch keine sind oder nie eine wurden, könnte sich fast so etwas wie innere Ergriffenheit einstellen, wäre da nicht das dauernde Getöse anderer Prediger, die verlangen, *ihren* und nur ihren Messias demütig und ehrfürchtig zu erwarten.

Kapitel dreizehn

Sorgt die Religion für besseres Benehmen?

Ein gutes Jahrhundert, nachdem Joseph Smith der von ihm selbst entfesselten Gewalt und Hysterie zum Opfer fiel, erhob sich in den USA wieder eine prophetische Stimme. Ein junger schwarzer Pastor namens Dr. Martin Luther King predigte die Freiheit seines Volkes, das aus der Nachkommenschaft ebenjener Sklaverei bestand, die Joseph Smith und alle anderen christlichen Kirchen so begeistert unterstützt hatten. Selbst in einem Atheisten wie mir löst es tiefe Gefühle aus, seine Predigten zu lesen oder mir Aufnahmen seiner Reden anzusehen. Dr. Kings »Brief aus dem Gefängnis von Birmingham«, gerichtet an weiße Kirchenleute, die ihn gedrängt hatten, Zurückhaltung und »Geduld« zu üben – mithin zu wissen, was ihm zustand –, ist ein Muster der Polemik. Aus den in eisigem Ton höflich und verbindlich gehaltenen Worten spricht die unumstößliche Überzeugung, dass der ungerechte Rassismus nicht mehr länger hingenommen werden dürfe.

Die Titel der drei Bände von Taylor Branchs hervorragender Biografie, *Parting the Waters, Pillar of Fire* und *At Canaans Edge,* beziehen sich auf Stationen im Alten Testament. Auch rhetorisch beschwor King die Geschichte herauf, die seine Zuhörer am besten kannten und die mit den Worten beginnt, die Mose zum Pharao sprach: »Lass mein Volk ziehen.« In jeder Rede befeuerte er die Unterdrückten, schalt und ermahnte ihre Unterdrücker. Nach und nach schlugen sich die beschämten Religionsführer des Landes auf seine Seite. Rabbi Abraham Heschel fragte: »Wo bekommen wir im heutigen Amerika eine Stimme zu hören, die wie die Stimme der Propheten Israels ist? Martin Luther King ist ein Zeichen dafür, dass Gott die Vereinigten Staaten von Amerika nicht verlassen hat.«

Wenn wir der alttestamentlichen Geschichte weiter folgen, so ist die Predigt, die King am letzten Abend seines Lebens hielt, die schaurigste. Es war ihm gelungen, die öffentliche Meinung umzudrehen und Bewegung in die sture Regierung Kennedy zu bringen, und nun war er in Memphis, Tennessee, um einen langen und erbitterten Streik der geknechteten städtischen Müllarbeiter zu unterstützen, die auf ihre Pla-

kate die schlichten Worte »I Am a Man« geschrieben hatten: »Ich bin ein Mensch.« Auf der Kanzel der Mason Temple Church resümierte er noch einmal den Kampf der vorangegangenen Jahre und sagte dann unvermittelt: »Aber das berührt mich jetzt nicht so.« Er hielt kurz inne und fuhr fort: »Denn ich bin oben auf dem Berg gewesen. Ich mache mir keine Sorgen. Wie jeder von uns würde auch ich gern ein langes Leben führen, Langlebigkeit hat ihren Wert. Aber darum mache ich mir jetzt keine Gedanken. Ich möchte nur Gottes Willen tun. Und er hat mir erlaubt, auf den Berg zu gehen. Und ich habe von dort hinübergeschaut. Und ich *habe* das verheißene Land gesehen. Vielleicht werde ich nicht mit euch hinziehen. Aber *heute Abend* sollt ihr *wissen,* dass wir als ein Volk ins verheißene Land kommen werden!« Keiner, der an jenem Abend dort war, wird diese Worte je vergessen, und ich wage zu behaupten, das gilt auch für alle, die den in diesem transzendenten Moment glücklicherweise aufgenommenen Film gesehen haben. Eine ebenso intensive Erfahrung ist es, Nina Simone zuzuhören, die in der gleichen schrecklichen Woche »The King of Love is Dead« sang. Dieses Drama enthält Momente aus der Geschichte des Mose auf dem Berg Nebo und solche aus dem Garten

Gethsemane. Es schmälert die Wirkung nur unwesentlich, wenn man weiß, dass es eine von Dr. Kings Lieblingspredigten war, die er schon mehrere Male gehalten hatte und jederzeit aus dem Stegreif mit einfließen lassen konnte.

Doch die Beispiele, die King aus den Büchern Mose anführte, waren zu unser aller Glück Metaphern und Allegorien. An erster Stelle predigte er die Gewaltlosigkeit. In seiner Version der biblischen Geschichte kamen keine brutalen Strafen und keine blutigen Völkermorde vor, keine grausamen Gebote, Kinder zu steinigen und Witwen zu verbrennen. Er versprach seinem geplagten und verachteten Volk kein Gebiet, das von anderen bewohnt war, noch stiftete er es dazu an, andere Sippen zu plündern und zu ermorden. Im Angesicht der andauernden Provokation und Brutalität beschwor King seine Anhänger, das zu werden, was sie dann eine Zeit lang auch wirklich waren: moralische Vorbilder für Amerika und die ganze Welt. Er vergab seinem Mörder im Grunde im Voraus; hätte er dies auch noch ausdrücklich gesagt, so wären seine letzten öffentlichen Worte über jede Kritik erhaben gewesen. Der Unterschied zwischen ihm und den »Propheten Israels« hätte aber auch so krasser nicht

sein können. Wäre die amerikanische Bevölkerung mit Xenophons Geschichte *Anabasis* groß geworden, die von der langen und ermüdenden Reise der Griechen bis zu ihrer triumphierenden Ankunft am Schwarzen Meer erzählt, so hätte diese Allegorie die gleiche Wirkung erzielt. Die Heilige Schrift war sozusagen der einzige Bezugspunkt, den alle gemein hatten.

Der christliche Reformismus entwickelte sich ursprünglich aus der Fähigkeit seiner Vertreter, das Alte Testament dem Neuen gegenüberzustellen. Die zusammengeschusterten alten jüdischen Bücher präsentierten einen übel gelaunten, unerbittlichen, blutigen und provinziellen Gott, der womöglich am meisten Angst verbreitete, wenn er guter Stimmung war – die klassische Eigenschaft des Diktators. Die zusammengeschusterten Bücher der letzten zweitausend Jahre dagegen lieferten Halt für die Hoffnungsfrohen und sprachen von Schwäche, Vergebung, Lämmern, Schafen und so weiter. Diese Unterscheidung ist aber eher oberflächlicher Art, denn von der Hölle und ewiger Strafe ist nur in den überlieferten Worten Jesu die Rede. Der Gott Moses erwartete zwar von anderen Sippen und auch von seinem Lieblingsvolk, dass sie

Massaker, Seuchen und sogar die Ausrottung über sich ergehen ließen, doch wenn sich das Grab über seinen Opfern schloss, war er fertig mit ihnen – es sei denn, er hatte die Geistesgegenwart besessen, ihre Nachkommen zu verfluchen. Erst mit der Ankunft des Friedensprinzen kommt die grauenhafte Vorstellung weiterer Bestrafung und Folter der Toten auf. Der von Johannes dem Täufer angekündigte Sohn Gottes verdammt, wenn seine milden Worte nicht auf Anhieb Gehör finden, den Widerborstigen zu ewigem Höllenfeuer. Daraus beziehen seither klerikale Sadisten ihre Texte, und der Islam nimmt in seinen Tiraden diese Vorstellung genussvoll auf. Von Dr. King gibt es ein Foto, auf dem er in einer Buchhandlung gelassen auf einen Arzt wartet, während ihm das Messer eines Verrückten in der Brust steckt. Trotzdem drohte er denen, die ihn verletzten oder beleidigten, nie auch nur andeutungsweise Rache oder Strafe an, sei es in dieser Welt oder der nächsten, einmal abgesehen von den unmittelbaren Folgen ihrer Selbstsucht und Dummheit. Und sogar diese formulierte er höflicher, als es die von ihm Angesprochenen meiner bescheidenen Meinung nach verdienten. Im realen Sinne, im Gegensatz zum nominalen, war er somit kein Christ.

Seine Bedeutung als herausragender Prediger schmälert das nicht im Geringsten, ebenso wenig wie der Umstand, dass er wie wir alle ein einfaches Säugetier war, das wahrscheinlich seine Doktorarbeit abschrieb und bekanntermaßen eine Vorliebe für Schnaps hatte und für Frauen, die deutlich jünger waren als seine Angetraute. Den Rest seines letzten Abends feierte er ausschweifend, was ich ihm nicht vorwerfe. Solches Verhalten mag die Gläubigen stören, ist aber insofern recht ermutigend, als es beweist, dass großartige moralische Errungenschaften nicht zwingend einen moralisch einwandfreien Charakter voraussetzen. Wenn aber Dr. Kings Beispiel oft als Beweis für die Behauptung herangezogen wird, dass Religionen eine erhebende und befreiende Wirkung haben, dann sollten wir uns diese Behauptung einmal näher ansehen.

Zur denkwürdigen Geschichte des schwarzen Amerika ist zunächst einmal festzuhalten, dass die Sklaven nicht Gefangene eines Pharaos waren, sondern mehrerer christlicher Staaten und Gesellschaften, die viele Jahre lang ein Dreiecksgeschäft zwischen der Westküste Afrikas, der Ostküste Nordamerikas und den Hauptstädten Europas betrieben. Diese gigantische und grauenhafte Industrie war von allen Kirchen ab-

gesegnet und erregte lange Zeit keinen Widerspruch vonseiten der Religionen. Ihr Gegenstück, der Sklavenhandel im Mittelmeer und in Nordafrika, wurde vom Islam ausdrücklich gutgeheißen. Im 18. Jahrhundert forderten zunächst einige wenige abweichlerische Mennoniten und Quäker sowie Thomas Paine und andere Freidenker die Abschaffung der Sklaverei. Thomas Jefferson, der darüber nachsann, wie die Sklaverei die Herren korrumpierte und brutalisierte und die Sklaven ausbeutete und quälte, schrieb: »Ich zittere für mein Land, wenn ich daran denke, dass Gott gerecht ist.« Diese Aussage war so unlogisch wie denkwürdig, gab es doch angesichts eines wunderbaren Gottes, der auch gerecht war, auf lange Sicht keinen Anlass zum Zittern. Immerhin tolerierte der Allmächtige die Situation, während viele Generationen unter der Peitsche zur Welt kamen und starben, bis die Sklaverei nicht mehr genug Gewinn abwarf und sogar das britische Königreich sich ihrer entledigte.

Das ließ den Abolitionismus wieder aufkeimen. Die Bewegung nahm bisweilen christliche Form an, am bekanntesten im Falle des William Lloyd Garrison, des großen Redners und Gründers der Zeitschrift *Li-*

berator. Mr. Garrison war zwar in jeder Hinsicht ein großartiger Mensch, doch man kann wohl von Glück sagen, dass seine frühen religiösen Ratschläge allesamt nicht befolgt wurden. Er stützte sich dabei auf den gefährlichen Vers aus dem Zweiten Korintherbrief, in dem die Gläubigen aufgefordert werden: »Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab«, der im Übrigen auch Ian Paisleys fundamentalistischen und bigotten Presbyterianismus in Nordirland theologisch unterfütterte. Garrison betrachtete die Union und die Verfassung der Vereinigten Staaten als »Bund mit dem Tod«, den es zu zerstören galt; praktisch forderte er die Sezession, ehe es die Konföderierten taten. Später entdeckte er Thomas Paines Schriften, predigte weniger und kämpfte stattdessen für die Abschaffung der Sklaverei und die Einführung des Frauenwahlrechts.[1] Der entflohene Sklave Frederick Douglass, Autor der mitreißenden und bissigen *Autobiography,* forderte dagegen unter Vermeidung einer apokalyptischen Sprache, dass die USA die in der Unabhängigkeitserklärung und der Verfassung enthaltenen universalistischen Versprechen auch *einlösten.* Der löwenähnliche John Brown, der in jungen Jahren ebenfalls ein furchterregender und unbarmherziger Calvinist gewesen war, tat es ihm gleich. Er

hatte Paines Schriften stets bei sich im Lager, ließ in seiner winzigen, aber epochalen Armee Freidenker zu und verfasste und druckte nach dem Vorbild der Unabhängigkeitserklärung von 1776 eine neue Erklärung für die Sklaven. Das war eine erheblich revolutionärere und auch realistischere Forderung, die, wie Lincoln einräumte, den Weg für die Emanzipationserklärung ebnete. Douglass stand der Religion zwiespältig gegenüber. In seiner *Autobiography* schrieb er, dass die frommsten Christen die schlimmsten Sklavenhalter seien. Wie zutreffend diese Aussage war, bestätigte sich nach der Sezession, als die Konföderierten sich als Motto die Worte »Deo Vindice« wählten, »Gott auf unserer Seite«. Lincoln betonte in seiner sehr umstrittenen Rede zum Antritt seiner zweiten Amtszeit, dass sich beide Kontrahenten, zumindest auf der Kanzel, auf Gott beriefen, ebenso wie beide gern vernehmlich und selbstbewusst aus der Heiligen Schrift zitierten.

Lincoln hielt sich mit Verweisen dieser Art eher zurück, ja, er bezeichnete in einer berühmt gewordenen Rede solche Anrufungen des Göttlichen als Fehler, weil sich der Mensch doch eher umgekehrt auf Gottes Seite schlagen müsse. Als er auf einer Versammlung

von Christen in Chicago gedrängt wurde, umgehend eine Emanzipationserklärung zu verkünden, waren in seinen Augen noch immer beide Seiten vom Glauben gestützt; es sei, so Lincoln, keine »Zeit der Wunder, und wir können wohl nicht davon ausgehen, dass ich eine unmittelbare Offenbarung zu erwarten habe«. Mit dieser Antwort wich er der Forderung noch aus, doch als er dann den Mut aufbrachte, die Emanzipationserklärung abzugeben, ließ er die noch Unentschlossenen wissen, er habe sich selbst das Versprechen gegeben, es nur unter der Bedingung zu tun, dass Gott am Antietam den Unionstruppen den Sieg schenkte. In dieser Schlacht waren mehr Todesopfer auf amerikanischem Boden zu beklagen als in jeder Schlacht vorher und danach. Möglicherweise wollte Lincoln also dieses grässliche Gemetzel heiligen und rechtfertigen. Das wäre zwar ein durchaus hehres Ansinnen, doch nach dieser Logik hätte sich beim gleichen Gemetzel mit anderem Ausgang die Befreiung der Sklaven noch einmal hinausgezögert! Dazu kam, wie Lincoln bemerkte, dass die Rebellen »mit sehr viel größerer Ernsthaftigkeit beten als unsere Soldaten und erwarten, dass Gott ihrer Seite günstig gesinnt ist. Einer unserer Soldaten, der gefangen genommen wurde, berichtete, er habe noch nie

etwas so Entmutigendes erlebt wie die offenkundige Ernsthaftigkeit derer, die er bei ihren Gebeten beobachtete.« Hätten die Konföderierten am Antietam etwas mehr Glück gehabt, so hätte sich der Präsident Gedanken darüber machen müssen, ob Gott den Kampf gegen die Sklaverei nicht völlig abgeschrieben hatte.

Wir wissen nicht, ob Lincoln gläubig war. Er sprach gern vom allmächtigen Gott, trat aber keiner Kirche bei, und Kirchenvertreter sprachen sich gegen seine ersten Kandidaturen aus. Sein Freund Herndon wusste, dass er Paine, Volney und andere Freidenker sehr genau gelesen hatte, und gelangte zu dem Schluss, dass Lincoln insgeheim nicht an Gott glaubte. Das ist eher unwahrscheinlich. Genauso wenig kann man aber behaupten, dass er Christ war. Vieles spricht dafür, dass er von Zweifeln gepeinigt wurde und einen Hang zum Deismus hatte. Unabhängig davon lässt sich aber in der schwerwiegenden Frage der Sklavenbefreiung Folgendes feststellen: Nachdem die Religion die Sklaverei viele Jahrhunderte lang immer wieder sanktioniert und eine Entscheidung vertagt hatte, bis aus eigennützigen Gründen ein grauenhafter Krieg darüber ausbrach, ge-

lang es ihr am Ende, den Schaden und das Elend, das sie angerichtet hatte, zumindest zu einem kleinen Teil wieder zurückzunehmen.[2] Dasselbe gilt für die Ära King. Nach dem Bürgerkrieg wurden die neuen Institutionen der Rassentrennung und der Diskriminierung von den Kirchen der Südstaaten wie ehedem gutgeheißen. Mit dem Vormarsch der Entkolonisierung und der Menschenrechtsfrage wurde aber nach dem Zweiten Weltkrieg der Ruf nach Rassenemanzipation wieder laut. Und wieder kam – auf amerikanischem Boden und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – der nachdrückliche Hinweis darauf, dass sich Noahs grundverschiedene Nachkommen nach Gottes Willen nicht mischen sollten. Diese barbarische Dummheit hatte handfeste Konsequenzen. Der mittlerweile verstorbene Senator Eugene McCarthy erzählte mir einmal, er habe Senator Pat Robertson, Vater des heutigen Fernsehpropheten, einst gedrängt, einer gemäßigten Bürgerrechtsgesetzgebung zuzustimmen. »Ich würde den Farbigen wirklich gern helfen«, lautete die Antwort, »doch die Bibel sagt Nein.« »Der Süden« definierte sich ausschließlich als weiß und christlich. Und hier setzte Dr. King den Hebel an, denn er konnte die weißen Reaktionäre an die Wand predigen. Diese schwere Last hätte er aber gar nicht erst auf sich neh-

men müssen, wäre die Religiosität nicht so tief verwurzelt gewesen. Taylor Branch zeigt auf, dass sich in Kings engstem Umkreis und Gefolge viele säkulare Kommunisten und Sozialisten befanden, die schon jahrzehntelang den Boden für eine Bürgerrechtsbewegung bereitet und mutige Freiwillige wie Mrs. Rosa Parks in der Strategie des zivilen Ungehorsams geschult hatten. Diese »atheistischen« Verbindungen wurden King vor allem von den Kanzeln wiederholt vorgeworfen. Seine Kampagne hatte mithin unter anderem auch das Wiedererstarken des rechtsgerichteten weißen Christentums zur Folge, das in den Südstaaten bis heute so stark ist.

Als Dr. Kings Namensvetter 1517 seine Thesen an die Tür der Schlosskirche von Wittenberg schlug und als er auf dem Reichstag in Worms 1521 beherzt verkündete: »Hier stehe ich und kann nicht anders«, setzte er einen Maßstab für intellektuellen und moralischen Mut. Doch Martin Luther, den ein Blitzschlag dermaßen in Angst und Schrecken versetzte, dass er fortan ein Leben für den Glauben führen wollte, wurde später selbst zu einem bigotten Schergen, der Gift und Galle gegen Juden spuckte, von Dämonen faselte und die deutschen Fürsten dazu aufforderte, hart gegen

die aufrührerischen Armen vorzugehen. Als Dr. King auf den Stufen zum Lincoln's Memorial für seine Sache eintrat und den Lauf der Geschichte veränderte, nahm auch er tatsächlich eine ihm aufgezwungene Haltung ein, erwies sich dabei aber als scharfsinniger Humanist. Weil niemand je in seinem Namen Menschen unterdrücken oder Grausamkeiten begehen konnte, hat sein Name Bestand, und sein Vermächtnis hat nur wenig mit der von ihm vertretenen Theologie zu tun. Für das Eintreten gegen den Rassismus bedurfte es keiner übernatürlichen Macht.

Wer demnach die Rolle der Religion im öffentlichen Leben mit dem Verweis auf Kings Vermächtnis verteidigt, muss auch alle Konsequenzen akzeptieren, die sich daraus ergeben. Schon bei einer oberflächlichen Überprüfung aller großen historischen Persönlichkeiten Amerikas kommen die Freidenker, Agnostiker und Atheisten am besten davon. Die Chance, dass sich jemand aus seiner *säkularen* oder freidenkerischen Haltung heraus gegen Ungerechtigkeiten aussprach, war sehr hoch. Die Chance, dass jemand aus seinem religiösen Glauben heraus gegen Sklaverei und Rassismus eintrat, war statistisch betrachtet eher gering. Die Chance dagegen, dass jemand aus seinem reli-

giösen Glauben heraus Sklaverei und Rassismus unterstützte, war statistisch gesehen *sehr hoch,* woraus sich erklärt, warum es so lange dauerte, bis die Gerechtigkeit den Sieg davontrug.

In den Ländern der Welt, in denen die Sklaverei heute noch praktiziert wird, geschieht dies, soweit mir bekannt, mit Hinweis auf den Koran. Das führt uns zurück zu Thomas Jefferson, John Adams und die frühen Tage der amerikanischen Republik. Die beiden Sklavenhalter hatten den Botschafter von Tripoli in London gefragt, was ihm das Recht gebe, amerikanische Seeleute und Passagiere von Schiffen, die durch die Straße von Gibraltar fuhren, gefangen zu nehmen und zu verkaufen – heutigen Schätzungen zufolge wurden zwischen 1530 und 1780 mehr als eineinviertel Millionen Europäer auf diese Art verschleppt. Jefferson berichtete dem Kongress:

> Der Botschafter antwortete uns, Grundlage seien die Gesetze des Propheten; in ihrem Koran stehe geschrieben, dass alle Nationen, die sich nicht seiner Autorität unterstellten, Sünder seien und dass es ihr Recht und ihre Pflicht sei, Krieg gegen sie zu führen, wann immer sie auf sie träfen, und alle, die sie gefangen nehmen könnten, zu versklaven.

Botschafter Abdrahaman habe weiterhin die Höhe des Lösegelds, den Preis, den der Schutz vor Entführung koste, und nicht zuletzt seine eigene Provision für diese Verhandlungen genannt – einmal mehr offenbart die Religion ihre menschgemachten praktischen Vorzüge.[3] Übrigens waren seine Hinweise auf den Koran durchaus zutreffend. Die in Medina offenbarte Sure 8 behandelt recht ausführlich die Kriegsbeute und die Qualen des Höllenfeuers, die alle zu erleiden haben, die von Gläubigen besiegt werden. Auf ebendiese Sure bezog sich zwei Jahrhunderte später auch Saddam Hussein, als er seine Raubzüge in Kurdistan und den Massenmord am kurdischen Volk rechtfertigte.

Auch ein anderes historisches Großereignis wird häufig so dargestellt, als bestehe ein Zusammenhang zwischen dem religiösen Glauben und dem moralischen Resultat: die Unabhängigkeit Indiens von der Kolonialherrschaft. Wie bei der heroischen Schlacht des Dr. King zeigt sich aber auch hier, dass eher das Gegenteil der Fall ist.

Nach der eklatanten Schwächung des britischen Welt-

reiches durch den Ersten Weltkrieg und insbesondere nach dem schändlichen Massaker an indischen Demonstranten in der Stadt Amritsar im April 1919 wurde selbst den damaligen Verwaltern des Subkontinents klar, dass die Londoner Herrschaft früher oder später ein Ende haben würde. Es ging nicht mehr um die Frage »ob«, sondern »wann«. Unter anderen Voraussetzungen hätte gewaltloser Widerstand keine Chance gehabt. Mohandas K. Gandhi, der auch respektvoll »Mahatma« genannt wird, stieß gewissermaßen eine bereits offene Tür auf. Das ist durchaus keine Schande, doch vor allem seine religiösen Überzeugungen stellen sein Vermächtnis nicht in ein heiliges, sondern in ein dubioses Licht. Gandhi wollte Indien, verkürzt gesagt, wieder zu einer dörflichen und primitiven »spirituellen« Gesellschaft machen, erschwerte damit die Machtteilung mit den Muslimen und war sehr wohl willens, zur Gewalt zu greifen, wenn er es für nützlich hielt.

Die Frage der indischen Unabhängigkeit war mit der Frage der Einheit eng verbunden: Würde das ehemals britische Indien innerhalb der gleichen Grenzen, in seiner territorialen Ganzheit und unter dem Namen Indien wiedergeboren werden? Eine muslimische

Gruppe beantwortete diese Frage mit einem klaren Nein. Unter britischer Herrschaft hatten die Muslime als große, um nicht zu sagen privilegierte Minderheit Schutz genossen und waren nun nicht bereit, nur noch eine große Minderheit in einem von Hindus dominierten Staat darzustellen. Schon dass die stärkste politische Kraft, die sich für die Unabhängigkeit einsetzte – die Kongresspartei –, von einem bekannten Hindu geführt wurde, erschwerte die Versöhnung. Man könnte nun behaupten, und das will ich auch tun, dass die Kompromisslosigkeit der Muslime in jedem Fall destruktiv gewirkt hätte. Doch Gandhis Gerede vom Hinduismus und die vielen Stunden, die er demonstrativ mit religiösen Handlungen und am Spinnrad verbrachte, machten gewöhnlichen Muslimen den Austritt aus der Kongresspartei und den Eintritt in die Muslimische Liga, die sich für eine Teilung einsetzte, erheblich leichter.

Das Spinnrad, das bis heute die indische Flagge ziert, symbolisierte Gandhis Ablehnung der Moderne. Er hüllte sich in selbst hergestellte Stoffe, trug Sandalen und einen Stock und äußerte sich abfällig über Maschinen und Technik. Er schwärmte vom indischen Dorf, in dem seit Jahrtausenden der Rhythmus der

Tiere und des Getreides den Ablauf des Lebens bestimmte. Millionen von Menschen wären, wenn man seinem Rat gefolgt wäre, sinnlos verhungert oder hätten weiterhin Kühe verehrt – die übrigens die Priester in einem durchaus klugen Schachzug für heilig erklärt hatten, damit die unwissenden Armen in Zeiten der Dürre und des Hungers nicht ihr einziges Kapital umbrachten und aufaßen. Anerkennung gebührt Gandhi für seine Kritik am unmenschlichen hinduistischen Kastensystem, in dem die Angehörigen der niederen Kasten einer Ächtung und Verachtung ausgesetzt waren, die in mancherlei Hinsicht noch absoluter und grausamer war als die Sklaverei. Doch in einem Moment, in dem Indien vor allem eine moderne und weltliche nationale Führung brauchte, bekam es stattdessen einen Fakir und Guru. Dies wurde 1941 unangenehm klar, als die kaiserliche Armee Japans die malaiische Halbinsel und Burma eingenommen hatte und an den Grenzen Indiens stand. In der (falschen) Annahme, dies sei das Ende der britischen Herrschaft in Indien, wählte Gandhi diesen Moment für seinen Boykott der politischen Verhandlungen und seine berühmte Forderung nach dem Abzug der Briten: »Quit India.« Sie mögen das Land »Gott oder der Anarchie« überlassen, fügte er hinzu, was unter den gegebenen

Umständen etwa auf dasselbe hinausgelaufen wäre. Wer Gandhi in aller Naivität einen überzeugten oder konsequenten Pazifismus unterstellt, muss sich die Frage gefallen lassen, ob er es damit nicht den japanischen Imperialisten überließ, das Kämpfen für ihn zu erledigen.

Die Entscheidung Gandhis und der Kongresspartei, sich aus den Verhandlungen zurückzuziehen, hatte neben einer ganzen Reihe anderer schlimmer Konsequenzen zur Folge, dass die Anhänger der Muslimischen Liga in den von ihnen kontrollierten Ministerien ausharrten und damit eine starke Verhandlungsposition innehatten, als kurz darauf die Unabhängigkeit anstand. Ihre Forderung, diese mit einer Verstümmelung oder Amputation einhergehen zu lassen, indem man Westpundschab und Ostbengalen abhackte, ließ sich nicht mehr abwenden. Die entsetzlichen Folgen halten bis zum heutigen Tage an: Blutbäder zwischen Muslimen in Bangladesch 1971, der Aufstieg einer aggressiven nationalistischen Hindupartei in Indien und ein Krieg in Kaschmir, der nach wie vor der wahrscheinlichste Auslöser eines Atomkriegs ist.

Eine Alternative hatte es immer gegeben: Die beiden säkular orientierten Politiker Nehru und Rajagopala-

chari hätten mit den Briten im Gegenzug für deren Versprechen, Indien unmittelbar nach dem Krieg in die Unabhängigkeit zu entlassen, eine gemeinsame Allianz gegen den Faschismus gegründet. Es war Nehru und nicht Gandhi, der sein Land in die Unabhängigkeit führte, wenn auch zum schrecklichen Preis der Teilung. Jahrzehntelang hatte ein stabiles Bündnis aus britischen und indischen Säkularisten und Linken der Befreiung Indiens argumentativ den Boden bereitet. Es war absolut überflüssig, dass ein religiöser Obskurantist die Sache an sich riss, verschleppte und verzerrte. Die Unabhängigkeit hätte auch *völlig ohne diese Übernahme funktioniert.* Es vergeht kein Tag, an dem man sich nicht wünschte, Martin Luther King hätte weitergelebt und die amerikanische Politik mit seiner Präsenz und seiner Weisheit bereichert. Auch Mahatma, von Angehörigen einer fanatischen Hindusekte ermordet, denen er nicht gottesfürchtig *genug* war, wäre zu wünschen gewesen, dass er noch hätte erleben können, welchen Schaden er angerichtet hat – andererseits hätte er dann womöglich sein lächerliches Spinnradprogramm noch in die Tat umgesetzt.

Die Behauptung, die Menschen würden durch die Re-

ligion besser und die Gesellschaft zivilisierter, wird meist dann aufgestellt, wenn alle anderen Argumente erschöpft sind: Also gut, wir bestehen ja gar nicht auf dem Exodus oder der jungfräulichen Empfängnis oder auch nur auf der Wiederauferstehung Christi oder der nächtlichen Flucht Mohammeds von Mekka nach Jerusalem. Aber wo wären denn die Menschen ohne den Glauben? Würden sie nicht der Zügellosigkeit und dem Egoismus anheimfallen? Ist es denn nicht so, wie G. K. Chesterton formulierte, dass die Menschen, wenn sie nicht mehr an Gott glauben, nicht etwa an nichts glauben, sondern an alles mögliche?

Darauf sei zunächst erwidert, dass das tugendhafte Verhalten eines gläubigen Menschen kein Beweis oder auch nur ein Argument für die Aufrichtigkeit seines Glaubens ist. Dieser Argumentation zufolge wäre ich ein wohltätigerer Mensch, wenn ich daran glaubte, dass Buddha durch eine seitliche Öffnung im Oberkörper seiner Mutter zur Welt kam. Aber wäre meine Wohltätigkeit damit nicht abhängig von einer recht dürftigen Prämisse? Andersherum diskreditiert es ja auch nicht den Buddhismus, wenn ein buddhistischer Priester die von den einfachen Leuten im Tempel geopferten Gaben mitgehen lässt. Und vergessen

wir nicht, wie zufällig das alles entstanden ist. Von den Tausenden möglicher Wüstenreligionen hat, ähnlich wie bei den Millionen möglicher Spezies, ein Zweig Wurzeln geschlagen und ist gediehen. Er durchlief jüdische Mutationen, nahm christliche Form an und wurde von Kaiser Konstantin aus politischen Gründen zu einer offiziellen Religion erhoben, die, ausgehend von vielen chaotischen und widersprüchlichen Büchern, eine kodifizierte und vollstreckbare Form erhielt. Der Islam, die Ideologie eines höchst erfolgreichen Eroberungszuges, wurde von mächtigen Herrscherdynastien angenommen, seinerseits kodifiziert und niedergeschrieben und für das Land als herrschendes Gesetz verkündet. Wären eine oder zwei Schlachten anders ausgegangen – wie bei Lincoln und Antietam –, würden wir uns in den Ländern des Westens nicht mit Dorfstreitigkeiten befassen, die in Judäa und Arabien stattfanden, ehe es überhaupt irgendwelche schriftlichen Aufzeichnungen gab. Wir hätten auch Anhänger eines völlig anderen Glaubens werden können – des Hinduglaubens vielleicht oder des aztekischen oder konfuzianischen; auch in diesem Falle hieße es, der Glaube, egal ob er nun wahr sei oder nicht, vermittle den Kindern den Unterschied zwischen Recht und Unrecht. Anders formuliert: Mit

dem Glauben an Gott drückt der Mensch seine Bereitschaft aus, an *alles mögliche* zu glauben. Wohingegen man mit der Ablehnung des Glaubens keineswegs automatisch an nichts glaubt.

Ich habe einmal den mittlerweile verstorbenen Professor A. J. Ayer, namhafter Autor des Werkes *Sprache, Wahrheit und Logik* und gefeierter Humanist, in einer Diskussion mit einem gewissen Bischof Butler gesehen. Moderator war der Philosoph Bryan Magee. Das Gespräch verlief durchaus höflich, bis Ayer sagte, er sehe keinen Beweis für die Existenz irgendeines Gottes, und der Bischof einfiel: »Dann verstehe ich nicht, warum Sie nicht ein Leben ungezügelter Unmoral führen.«

An dieser Stelle ließ »Freddie«, wie ihn seine Freunde nannten, seine für gewöhnlich höflichen Umgangsformen fahren und rief aus: »Ich muss schon sagen, das ist ja eine ungeheuerliche Unterstellung.« Nun hatte Freddie die am Sinai umrissenen Gebote zur Sexualmoral allesamt gebrochen. Dafür war er sozusagen berühmt. Doch er war ein hervorragender Lehrer, ein liebender Vater und ein Mensch, der einen großen Teil seiner Freizeit darauf verwendete, sich für die Menschenrechte und das Recht auf freie Meinungs-

äußerung einzusetzen. Dieses Leben als unmoralisch zu bezeichnen wäre eine krasse Verzerrung der Wahrheit.

Von den vielen Schriftstellern, die das gleiche Phänomen auf ihre jeweils eigene Art illustrieren, möchte ich Evelyn Waugh herausgreifen, der des gleichen Glaubens war wie Bischof Butler und sich in seinen Romanen sehr bemühte, das Wirken der göttlichen Herrlichkeit aufzuzeigen. In *Wiedersehen mit Brideshead* macht er eine sehr treffende Beobachtung, als seine beiden Protagonisten Sebastian Flyte, Erbe einer alten katholischen Adelsfamilie, und Charles Ryder Besuch von Pater Phipps erhalten. Dieser geht davon aus, dass sich alle jungen Männer leidenschaftlich für Kricket interessieren. Als Charles ihn vom Gegenteil überzeugt, sieht der Geistliche ihn »mit einer Miene an, wie ich sie später an frommen Menschen beobachtet habe, einer Miene unschuldiger Verwunderung darüber, dass die, die sich den Gefahren der Welt überantworten, so wenig Gebrauch von ihren vielfältigen Tröstungen machen«.[4]

Kehren wir unter diesem Gesichtspunkt noch einmal zu Bischof Butlers Frage zurück. Wollte er Ayer vielleicht auf seine naive Art mitteilen, dass *er selbst* sich,

befreit von den Beschränkungen der christlichen Lehre, für ein »Leben ungezügelter Unmoral« entscheiden würde? Natürlich – so hofft man – nicht. Doch viele empirische Erkenntnisse sprechen dafür. Wenn Priester sich dem Bösen verschreiben, dann gleich richtig. Dann begehen sie Verbrechen, die den Durchschnittssünder blass aussehen lassen. Das könnte eher der sexuellen Verdrängung zuzuschreiben sein als der theologischen Doktrin, doch diese Doktrin umfasst ja nun auch die sexuelle Verdrängung... Damit ist der Zusammenhang unvermeidlich, und nicht zufällig geht seit Anbeginn der Religion unter den kirchlichen Laien diesbezüglich eine ganze Litanei folkloristischer Witze um.

Waugh verstieß in seinem Leben sehr viel ausgiebiger gegen das Gebot der Keuschheit und der Nüchternheit als Ayer – was ihm allerdings nicht mehr Glück bescherte –, und er wurde häufig gefragt, wie er sein Privatleben mit seinem nach außen dokumentierten Glauben vereinbarte. Seine Antwort ist berühmt; Er bat seine Freunde sich vorzustellen, wie viel schlimmer sein Verhalten wäre, wenn er *kein* Katholik wäre. Wer wie er an die Erbsünde glaubt, meint damit vielleicht den Spieß umgedreht zu haben, doch wenn man

sich Waughs Leben näher ansieht, wird deutlich, dass just die schlimmsten Auswüchse seinem Glauben entsprangen. Lassen wir die traurigen Exzesse der Trunkenheit und der ehelichen Untreue einmal beiseite. Einer geschiedenen und frisch wiederverheirateten Freundin schickte er einmal ein Hochzeitstelegramm, in dem er ihr mitteilte, mit ihrer Hochzeitsnacht mache sie Jesus auf dem Berg Golgatha noch einsamer und spucke ihm ins Gesicht. Waugh unterstützte faschistische Bewegungen in Spanien und Kroatien ebenso wie Mussolinis üble Invasion Abessiniens, weil sie vom Vatikan gutgeheißen wurden, und 1944 schrieb er, nur das Dritte Reich stehe nun noch zwischen Europa und der Barbarei. Diese Entgleisungen unterliefen dem von mir hoch geschätzten Autor nicht trotz seines Glaubens, sondern infolge seines Glaubens. Zweifellos gab es immer private Akte der Nächstenliebe und der Reue, die aber ein ungläubiger Mensch ebenso gut hätte vollbringen können. Der große Colonel Robert Ingersoll, bis zu seinem Tode im Jahr 1899 einer der führenden Agnostiker der USA, brachte seine Gegner dadurch in Rage, dass er ein überaus großzügiger Mensch war, ein liebender und treuer Ehemann und Vater, ein tapferer Offizier und einer, der, wie Thomas Edison es in verzeihlicher

Übertreibung formulierte, »alle Eigenschaften eines perfekten Menschen« in sich vereinigte. Ich selbst bin in Washington in jüngster Zeit mit obszönen und drohenden Anrufen von Muslimen bombardiert worden, in denen meiner Familie Strafe angekündigt wurde, weil ich nicht bereit war, mich an einer Lügen-, Hass- und Gewaltkampagne gegen das demokratische Dänemark zu beteiligen. Doch als meine Frau einmal versehentlich einen größeren Geldbetrag auf dem Rücksitz eines Taxis liegen ließ, fand der sudanesische Taxifahrer unter größter Mühe heraus, wem das Geld gehörte, und brachte es uns in voller Höhe bis an die Haustür zurück. Als ich den geschmacklosen Fehler beging, ihm zehn Prozent des Betrags anzubieten, stellte er unmissverständlich klar, dass er für die Erfüllung seiner islamischen Pflicht keine Gegenleistung erwarte. Auf welche dieser beiden Versionen des Glaubens soll man sich nun verlassen?

Diese Frage lässt sich nicht abschließend beantworten. Mir ist es lieber, Evelyn Waughs Prosa steht in meinem Regal, so wie sie ist, und ich weiß, dass die Romane nicht ohne die Qualen und Sünden des Autors zu haben sind. Und wenn sich alle Muslime verhielten wie der Mann, der einen guten Wochenlohn

in den Wind schlug, nur um das Richtige zu tun, dann wären mir die bizarren Vorgaben des Korans völlig gleichgültig. Wenn ich mein eigenes Leben auf gute Taten und großzügiges Verhalten abklopfe, komme ich auf kein überwältigendes Ergebnis. In Sarajevo nahm ich mir einmal, zitternd vor Angst, meine kugelsichere Weste ab und überließ sie einer Frau, die ich mit in Sicherheit bringen sollte und die noch mehr Angst hatte als ich – übrigens bestimmt nicht das einzige Beispiel dafür, dass es in Schützengräben sehr wohl Atheisten gibt. Damals meinte ich, es sei das Mindeste, was ich für sie tun könne, und zugleich das Beste. Diejenigen, die uns mit Granaten und Gewehren beschossen, waren übrigens serbische Christen, aber das war sie ja auch.

Im Norden Ugandas saß ich Ende 2005 in einem Rehabilitationszentrum für entführte und versklavte Kinder im Lande der Acholi, die nördlich des Nils leben. Um mich herum waren lauter lustlose, leere und verhärtete kleine Jungs (und auch ein paar Mädchen).

Ihre Geschichten glichen einander auf schreckliche Weise. Milizionäre mit versteinerten Gesichtern, die ihrerseits als Kinder entführt worden waren, hatten sie im Alter zwischen acht und dreizehn Jahren aus

ihren Schulen oder Häusern weggefangen. Man brachte sie in den Busch und machte sie in einer gewaltsamen »Initiation« zu Mitgliedern der Truppe. Es gab zwei Methoden: Entweder sie mussten sich selbst an einem Mord beteiligen, sich »schmutzig machen« und so zu Komplizen werden, oder man peitschte sie brutal aus, häufig mit bis zu dreihundert Hieben. »Kinder, die solche Grausamkeit am eigenen Leib erlebt haben«, sagte einer der Stammesältesten der Acholi, »bringen es leicht fertig, sie anderen zuzufügen.« Das Leid, das diese Armee aus zu Zombies mutierten Knirpsen über die Menschen brachte, ist unermesslich. Die Kinder zerstörten Dörfer, trieben einen Teil der Bevölkerung in die Flucht, verstümmelten Menschen, schlitzten ihnen den Bauch auf und entführten – eine besonders raffinierte Nuance des Bösen – andere Kinder, weshalb sich die Acholi mit Gegenmaßnahmen zurückhielten, um nicht einen ihrer eigenen Angehörigen umzubringen oder zu verletzen.

Diese »Lord's Resistance Army« (»Widerstandsarmee des Herrn«, kurz LRA) wurde von einem Mann namens Joseph Kony angeführt, einem ehemaligen Messdiener, der das Gebiet unter die Herrschaft der

Zehn Gebote stellen wollte. Er taufte mit Öl und Wasser, veranstaltete grausame Bestrafungs- und Reinigungszeremonien und versicherte seine Anhänger gegen den Tod. Sein Christentum war fanatisch. Auch das Rehabilitationszentrum, in dem ich saß, wurde von einer fundamentalistischen christlichen Organisation betrieben. Nachdem ich in den Busch gegangen und mir die Arbeit der LRA angesehen hatte, kam ich mit dem Mann, der die Schäden zu beheben versuchte, ins Gespräch. Wie könne er wissen, fragte ich ihn, welcher von ihnen den aufrichtigeren Glauben habe? Jede säkulare oder staatliche Organisation könne leisten, was er tat – Prothesen anpassen, Schutz bieten, beraten –, doch um ein Joseph Kony zu sein, müsse man doch sicher den wahren Glauben besitzen?

Zu meiner Überraschung tat er meine Frage nicht ab. Ja, sagte er, Kony beziehe seine Autorität zum Teil daraus, dass er aus einer christlichen Predigerfamilie stammte. Die Leute glaubten auch tatsächlich, er könne Wunder vollbringen, denn er rief die Geisterwelt an und versprach seinen Anhängern Immunität gegen den Tod. Selbst von denen, die ihm davongelaufen waren, schworen einige noch immer, dass sie

den Mann hatten Wunder vollbringen sehen. Ein Missionar könne nur versuchen, den Menschen ein anderes Bild vom Christentum zu vermitteln.

Die Offenheit des Mannes beeindruckte mich. Er hätte auch anders argumentieren können. Joseph Kony ist vom christlichen »Mainstream« meilenweit entfernt. Seine Zahlmeister und Waffenlieferanten sind die zynischen Muslime des sudanesischen Regimes, die ihn benutzen, um die Regierung von Uganda zu reizen, die wiederum die Rebellengruppen im Sudan unterstützt. Kony untersagte dafür das Halten und Verzehren von Schweinen, was, wenn er auf seine alten Tage nicht gerade fundamentalistischer Jude geworden ist, als Zugeständnis an seine Geldgeber verstanden werden muss. Diese sudanesischen Mörder führen wiederum seit Jahren einen Vernichtungskrieg nicht nur gegen die Christen und Animisten im Südsudan, sondern auch gegen die nichtarabischen Muslime der Provinz Darfur. Offiziell unterscheidet der Islam nicht zwischen Rassen und Nationen, doch die Schlächter in Darfur sind arabische Muslime, ihre Opfer afrikanische Muslime. Die »Lord's Resistance Army« eröffnet in diesem großen Horrorszenario nichts anderes als einen christlichen

Nebenkriegsschauplatz nach Art der Roten Khmer.

Ein noch plastischeres Beispiel liefert Ruanda, das der Welt 1992 ein neues Synonym für Völkermord und Sadismus präsentierte. Die ehemalige belgische Kolonie ist das christlichste Land Afrikas mit dem höchsten Anteil an Kirchen pro Kopf der Bevölkerung. Fünfundsechzig Prozent der Ruander sind römisch-katholisch, weitere fünfzehn Prozent gehören einer der vielen protestantischen Religionsgemeinschaften an. Der Ausdruck »pro Kopf« nahm 1994 eine makabre Bedeutung an, als die rassistischen Milizen der Hutu-Power, angestachelt von Staat und Kirche, gezielt über ihre Nachbarn, die Tutsi, herfielen und sie massenhaft abschlachteten.

Das war kein atavistischer Blutrausch, sondern die kaltblütig geplante afrikanische Version der Endlösung, die schon geraume Zeit in Vorbereitung gewesen war. Eine frühe Warnung gab es im Jahr 1987, als ein katholischer Visionär damit prahlte, Stimmen und Visionen der Jungfrau Maria gewahr zu werden. Diese Bilder waren erschütternd blutig, prophezeiten Massaker und die Apokalypse, aber auch – wie zum Ausgleich – die Rückkehr Jesu Christi am Ostersonntag 1992. Marienerscheinungen auf einem Hügel namens

Kibeho wurden von der katholischen Kirche untersucht und anerkannt. Die Frau des ruandischen Präsidenten, Madame Agathe Habyarimana, war besonders fasziniert von diesen Visionen; sie unterhielt eine enge Beziehung zum Bischof der ruandischen Hauptstadt Kigali, Monsignor Vincent Nsengiyumva, der überdies Mitglied des Zentralkomitees von Präsident Habyarimanas herrschender Partei MRND war (Nationale Revolutionäre Bewegung für den Fortschritt). Die MRND verhaftete, gemeinsam mit anderen staatlichen Organen, gern missliebige Frauen als »Prostituierte« und ermutigte katholische Aktivisten, Geschäfte zu verwüsten, in denen Verhütungsmittel verkauft wurden. Mit der Zeit sprach es sich herum, dass die Prophezeiung erfüllt werde und dass die »Schaben«, wie die Tutsi-Minderheit genannt wurde, bald bekommen würden, was ihnen zustand.

Als das apokalyptische Jahr 1994 anbrach und die geplanten und koordinierten Massaker begannen, waren viele eingeschüchterte Tutsi und Hutu-Dissidenten so unklug, in Kirchen Schutz zu suchen. Das erleichterte den Interahamwe, den Todesschwadronen von Regierung und Militär, ihre Aufgabe erheblich, denn sie

wussten, wo sie suchen mussten, und konnten sich darauf verlassen, dass die Priester und Nonnen ihnen den Weg wiesen. Deshalb befinden sich auch so viele der Massengräber, die seither fotografiert wurden, auf geweihtem Boden, und aus dem gleichen Grund sitzen so viele Priester und Nonnen auf den Anklagebänken der ruandischen Völkermordprozesse. Der berüchtigte Pater Wenceslas Munyeshyaka beispielsweise, katholischer Priester in der Kathedrale Sainte Familie in Kigali, wurde von einem französischen Priester außer Landes geschmuggelt, danach aber wegen Völkermordes, der Weitergabe von Namenslisten an die Interahamwe sowie wegen der Vergewaltigung einer jungen Flüchtlingsfrau angeklagt. Er ist keineswegs der einzige Geistliche, der sich solchen Anklagen stellen muss. Um dem Eindruck entgegenzutreten, es handle sich um einen Einzelfall, sei hier ein anderes Mitglied der ruandischen Kirchenhierarchie genannt, der Bischof von Gikongoro, der auch unter dem Namen Monsignor Augustin Misago bekannt ist. In einem ausführlichen Bericht über die grauenhaften Vorgänge heißt es:

> Bischof Misago selbst wurde häufig als Sympathisant der Hutu-Power geschildert; man hatte ihn öf-

fentlich angeklagt, er habe Tutsi den Zugang zur Zufluchtsstätte verweigert, andere Geistliche kritisiert, weil sie »Schaben« geholfen hätten, und einen Gesandten des Vatikans, der Ruanda im Juni 1994 besuchte, gebeten, dem Papst auszurichten, er müsse »einen Ort für Tutsi-Priester finden, weil das ruandische Volk sie nicht mehr will«. Schlimmer noch: Am 4. Mai des Jahres, kurz vor der letzten Marienerscheinung in Kibeho, war der Bischof dort selbst mit einer Gruppe von Polizisten aufgetaucht; neunzig Tutsi-Schulkindern, die dort für das Gemetzel festgehalten wurden, hatte er versichert, sie sollten sich keine Sorgen machen, denn die Polizei werde sie beschützen. Drei Tage später halfen die Polizisten mit, zweiundachtzig dieser Kinder zu ermorden.[5]

Schulkinder, die »für das Gemetzel festgehalten« wurden – sicherlich erinnern wir uns alle daran, wie sich der Papst von diesem nicht wiedergutzumachenden Verbrechen distanziert und die Komplizenschaft seiner Kirche eingeräumt hat? Oder auch nicht. Er hat nie ein Wort darüber verloren. Paul Rusesabagina, der Held des Films *Hotel Ruanda,* erinnert sich, dass Vater Wenceslas Munyeshyaka sogar seine eigene Tutsi-Mutter als »Schabe« bezeichnete. Das verhinderte

allerdings nicht, dass ihm von der französischen Kirche gestattet wurde, seine »seelsorgerischen Pflichten« wieder aufzunehmen, bis er dann in Frankreich verhaftet wurde. Im Falle Bischof Misagos gab es nach dem Krieg im ruandischen Justizministerium Stimmen, die ihn gern unter Anklage gestellt hätten. Doch ein Vertreter des Ministeriums sagte: »Aber der Vatikan ist zu stark und zeigt zu wenig Bedauern, als dass wir uns an Bischöfe heranwagen könnten. Haben Sie noch nie etwas von Unfehlbarkeit gehört?«

Auf der Basis dieser Fakten lässt sich zumindest bestreiten, dass die Religion die Menschen zu einem freundlicheren oder zivilisierteren Verhalten anhält. Je schlimmer der Verbrecher, desto frommer ist er oft. Hier sei nicht verschwiegen, dass auch einige der engagiertesten Helfer gläubig sind – obwohl es der Zufall will, dass ich auch vielen hervorragenden Säkularisten begegnet bin, die nicht für irgendeinen Glauben missionierten. Doch die Wahrscheinlichkeit, dass einer, der sich solcher Verbrechen schuldig gemacht hat, im Glauben verwurzelt war, beläuft sich auf fast hundert Prozent, während die Wahrscheinlichkeit, dass eine gläubige Person auf der Seite der Menschlichkeit und des Anstands war, in etwa auf einen

Münzwurf hinauslief. Verfolgt man das in der Geschichte zurück, so nähert man sich immer mehr einer Art astrologischen Voraussage, die zufällig eintritt oder nicht. Das liegt daran, dass Religionen nur unter dem Einfluss fanatischer Menschen wie Mose, Mohammed oder Joseph Kony entstehen und gedeihen konnten, während die Wohltätigkeitsarbeit und die humanitäre Hilfe zwar auch gutherzige Gläubige ansprechen, im Grunde aber ein Erbe des Modernismus und der Aufklärung sind. Zuvor verbreitete sich die Religion nicht dank ihrer Vorbildfunktion, sondern als flankierende Maßnahme eher altmodischer Methoden: Heiliger Krieg und Imperialismus.

Ich war ein verhaltener Bewunderer des verstorbenen Papst Johannes Pauls II., der nach menschlichem Maßstab tapfer und aufrecht war und sowohl moralischen als auch körperlichen Mut zu zeigen vermochte.

Als junger Mann engagierte er sich in seinem Heimatland für den Widerstand gegen den Nationalsozialismus, und in seinem späteren Leben trug er viel zur Befreiung Polens von der Sowjetherrschaft bei. Seine Amtszeit als Papst war in mancherlei Hinsicht schockierend konservativ und autoritär, doch Wissenschaft und Forschung stand er – außer wenn es um

das Aids-Virus ging – aufgeschlossen gegenüber, und sogar beim Dogma zur Abtreibung machte er einige Zugeständnisse an eine »Lebensethik«, der zufolge nun beispielsweise die Todesstrafe fast immer als falsch gilt. Nach seinem Tod wurde Papst Johannes Paul unter anderem zugute gehalten, wie oft er Entschuldigungen ausgesprochen hatte. Leider war die Buße für die etwa eine Million Menschen, die in Ruanda ermordet wurden, nicht darunter. Allerdings entschuldigte sich der Papst bei den Juden für den Jahrhunderte währenden Antisemitismus, bei der muslimischen Welt für die Kreuzzüge, bei den orthodoxen Christen im Osten für die zahlreichen Verfolgungen, mit denen Rom sie überzogen hatte, und er bereute auch die Inquisition. Das war wohl so zu verstehen, dass die Kirche in der Vergangenheit hauptsächlich Fehler begangen und oft kriminell gehandelt hatte, nun aber durch die Beichte von ihren Sünden befreit war und fortan wieder unfehlbar sein konnte.

Kapitel vierzehn

Es gibt keine »fernöstliche« Lösung

Die Krise der organisierten Religion im Westen und ihre tendenzielle *Unterschreitung* des moralischen Durchschnitts haben besorgte »Suchende« oft dazu veranlasst, östlich des Suezkanals nach einer sanfteren Lösung Ausschau zu halten. Sogar ich habe mich einmal solchen potenziellen Adepten und Anhängern angeschlossen: Ich hüllte mich in ein orangefarbenes Gewand und besuchte den Aschram des gefeierten Gurus in Poona (oder Pune) in den wunderschönen Bergen oberhalb von Bombay. Ich schaltete nur in den Sannyasin-Modus, weil ich an einem Dokumentarfilm für die BBC arbeitete, weshalb meine Objektivität zweifelhaft erscheinen mag, doch die BBC hatte damals einen hohen Fairness-Anspruch, und mein Auftrag lautete, möglichst viele Eindrücke mitzunehmen. (Eines Tages werde ich – nachdem ich im Laufe meines Lebens zunächst als Anglikaner eine Methodistenschule besuchte, durch meine Heirat Mitglied der griechisch-orthodoxen Kirche wurde, bei Anhängern des Sai Baba als dessen Inkarnation galt und von

einem Rabbi wiederverheiratet wurde – versuchen, William James' *Vielfalt religiöser Erfahrung* auf den neuesten Stand zu bringen.)

Besagter Guru war der Bhagwan Shree Rajneesh. »Bhagwan« heißt einfach gut oder göttlich, »Shree« bedeutet heilig. Der Bhagwan war ein Mann mit großen schwermütigen Augen, einem bezaubernden Lächeln und einem natürlichen, wenn auch etwas zotigen Sinn für Humor. Seine zischelnde Stimme, die anlässlich des frühmorgendlichen Darshan gedämpft durch das Mikrofon drang, hatte eine leicht hypnotische Wirkung, die dazu angetan war, die nicht weniger hypnotische Plattitüdenhaftigkeit seiner Reden ein wenig abzuschwächen. Wer Anthony Powells gewaltige zwölfbändige Romanreihe *A Dance to the Music of Time* gelesen hat, kennt den rätselhaften Seher Dr. Trelawney, der mit einer Gruppe erleuchteter Anhänger diversen Kalamitäten trotzt. Die Eingeweihten tragen keine besondere Tracht, sondern erkennen einander durch den Austausch von Bekenntnissen. Wenn sich zwei begegnen, muss der eine sagen: »Die Essenz des Allen ist die Göttlichkeit des Wahren.« Die angemessene Antwort darauf lautet: »Die Vision der Visionen lindert die Blindheit des Se-

hens.« Damit ist der spirituelle Handschlag vollzogen. Als ich im Schneidersitz vor dem Bhagwan kauerte, bekam ich keine profunderen Worte zu hören. Die Liebe, im Sinne der Ewigkeit, wurde stärker betont als in Dr. Trelawneys Kreis, und eindeutig wurde mehr Wert auf Sex gelegt, im Sinne des Wortes. Doch im Großen und Ganzen war die Lehre harmlos. Oder sie wäre es gewesen, hätte am Eingang zum Predigtzelt des Bhagwan nicht ein Schild gehangen, das mich ein ums andere Mal ärgerte: »Schuhe und Verstand bitte am Eingang ablegen.« Daneben befand sich ein Haufen Schuhe und Sandalen, und in meinem transzendenten Zustand sah ich zur Vervollständigung des buchstäblich hirnlosen Mottos einen Haufen abgelegter und leerer Gehirne vor meinem inneren Auge. Ich versuchte mich sogar in der Parodie eines Zen-Koan: »Was ist der Anblick eines abgelegten Verstandes?«

Für den seligen Besucher oder Touristen war der Aschram nach außen hin ein wunderbarer spiritueller Rückzugsort, in dem man sich vor exotischer und luxuriöser Kulisse über das Jenseits austauschen konnte. Doch im heiligen Bezirk herrschte, wie ich bald merkte, ein übles System. Auf der Suche nach Rat und Hilfe kamen viele verletzte und verstörte

Menschen nach Poona. Die nicht wenigen Wohlhabenden unter ihnen – zu den Klienten oder Pilgern gehörte auch einer, der weitläufig mit der britischen Königsfamilie verwandt war – wurden zunächst einmal gedrängt, sich von ihren gesamten materiellen Besitztümern zu trennen, wie es auch in vielen anderen Religionen geschieht. Wie häufig diesem Wunsch nachgekommen wurde, ließ sich an der Rolls-Royce-Flotte ablesen, die vom Bhagwan unterhalten wurde und als weltweit größte Sammlung dieser Art galt. Nachdem sie relativ forsch um ihr Hab und Gut gebracht worden waren, wurden die Eingeweihten in »Gruppensitzungen« überstellt, wo das richtig hässliche Geschäft losging.

Wolfgang Dobrowolnys Film *Aschram in Poona,* der heimlich von einem früheren Anhänger gedreht und für meinen Dokumentarfilm adaptiert wurde, zeigt den »spielerischen« Begriff *kundalini* in einem neuen Licht. In einer repräsentativen Szene wird eine junge Frau ausgezogen und von Männern umzingelt, die ihr ihre körperlichen und psychischen Unzulänglichkeiten ins Gesicht brüllen, bis sie in ihrem Elend in Tränen ausbricht und um Verzeihung bittet. Nun wird sie umarmt und getröstet und erfährt, dass sie fortan

»eine Familie« hat. Schluchzend und erleichtert tritt sie demütig der Gruppe bei. Es war übrigens nicht ganz klar, was sie tun musste, um ihre Kleider wiederzubekommen, doch auch dazu sind mir glaubhafte und unschöne Dinge zu Ohren gekommen. In anderen Sitzungen, in denen man sich mit Männern befasste, ging es so rau zu, dass es zu Knochenbrüchen und Todesfällen kam: Der deutsche Prinz aus dem Hause Windsor ward nie mehr gesehen; sein Körper wurde eiligst verbrannt, ohne dass man sich die Mühe einer Autopsie gemacht hätte.

Mir wurde in respektvollem und ehrfürchtigem Ton mitgeteilt, dass »der Körper des Bhagwan unter Allergien leidet«. Nicht lange nach meinem Aufenthalt dort nahm er Abschied vom Aschram und beschloss dann offenbar, dass er für seine irdische Hülle keine weitere Verwendung hatte. Was aus der Rolls-Royce-Sammlung wurde, habe ich nie erfahren, doch seine Anhänger erhielten den Auftrag, sich in den ersten Monaten des Jahres 1983 in der kleinen Stadt Antelope, Oregon, einzufinden. Sie folgten der Aufforderung, allerdings in einer mittlerweile lange nicht mehr so pazifistischen und entspannten Haltung. Die Einwohner von Antelope beobachteten irritiert, wie in

unmittelbarer Nachbarschaft ein befestigter Gebäudekomplex errichtet wurde, bewacht von Sicherheitskräften, die in orangefarbene Gewänder gehüllt waren und keinen Spaß verstanden. Es handelte sich offenbar um den Versuch, Raum für einen neuen Aschram zu schaffen. Grotesk wurde es, als sich herausstellte, dass in einem Supermarkt von Antelope Lebensmittel vergiftet worden waren. Nach fortgesetzten gegenseitigen Beschuldigungen zerbrach die Kommune und zerstreute sich in alle Winde. Hin und wieder begegne ich noch ehemaligen Anhängern mit leeren Augen, die vor der langen und irreführenden Indoktrination durch den Bhagwan geflohen waren. Er selbst soll als Osho wiedergeboren worden sein, zu dessen Ehre bis vor wenigen Jahren eine dümmliche Hochglanzzeitschrift erschien. Wahrscheinlich gibt es noch Überreste seiner Anhängerschaft. Die Bewohner von Antelope, Oregon, sind jedenfalls meiner bescheidenen Ansicht nach nur knapp an der Berühmtheit derer von Jonestown vorbeigeschrammt.

»El sueño de la razón produce monstruos« (»Der Schlaf der Vernunft gebiert Monster«): Der unvergängliche Francisco Goya hinterließ uns in der Reihe *Los Caprichos* unter diesem Titel eine Radierung, auf

der ein schlummernder Mann von Fledermäusen, Eulen und anderen Erscheinungen der Dunkelheit geplagt wird. Doch außerordentlich viele Menschen scheinen der Ansicht zu sein, dass wir dem Verstand und dem Denkvermögen – die uns ja von unseren tierischen Verwandten unterscheiden – misstrauen, ja dass wir sie so weit als möglich dämpfen müssen. Die Suche nach dem Nirwana und die Auflösung des Intellektes halten an. Und jedes Mal blubbert es in der realen Welt wie Brausepulver.

»Eins mit allem«, sagt der Buddhist zum Würstchenverkäufer. Der Buddhist gibt dem Mann für das gut gefüllte Brötchen einen Zwanzig-Dollar-Schein, bekommt aber nur einen Dollar Wechselgeld. Auf seine Nachfrage hin erfährt er, »alles wird eins«. Solche Phrasen sind ebenso leicht zu parodieren wie die der christlichen Missionare. In der alten anglikanischen Kathedrale von Kalkutta habe ich mir einmal die Statue von Bischof Reginald Heber angesehen. Für das Gesangsbuch der anglikanischen Kirche verfasste er Verse wie die folgenden:

What though the tropic breezes

Blow soft o'er Ceylon's isle
Where every prospect pleases
And only man is vile
What though with loving kindness
The gifts of God are strown
The heathen in his blindness
Bows down to wood and stone.

Wenn auch der Hauch der Tropen
Weht über Ceylon her
Wo jeder Anblick schön ist
Und nur der Mensch vulgär,
Wenn auch mit lieber Güte
Sich Gottes Gaben verstreu'n
Der Heide, blind sein Wesen,
Kniet vor Holz und Stein.

Es ist sicher mit eine Reaktion auf die herablassende Art törichter Kolonialisten, wenn sich viele Menschen aus dem Westen den anscheinend sehr verführerischen fernöstlichen Religionen zuwenden. Sri Lanka, der moderne Name für die wunderschöne Insel Ceylon, ist in der Tat ein zauberhafter Ort. Seine Bewohner sind bekannt für ihre Freundlichkeit und Großzügigkeit – wie konnte Bischof Heber sie nur als

vulgär bezeichnen? Heute ist das Land Sri Lanka jedoch von Gewalt und Repression zugrunde gerichtet, und die widerstreitenden Kräfte sind in erster Linie Buddhisten und Hindus. Das Problem beginnt bereits mit dem Landesnamen: »Lanka« ist der alte singhalesische Name für die Insel, und das Wörtchen »Sri« bedeutet einfach heilig, im buddhistischen Sinne des Wortes. Diese postkoloniale Neubenennung führte dazu, dass sich die Tamilen, die vorwiegend Hindus sind, ausgeschlossen fühlten – sie würden ihre Heimat lieber »Eelam« nennen. Es dauerte nicht lange, bis dieser ethnische Tribalismus, befeuert von der Religion, die Gesellschaft zersetzte. Ist der Unmut der tamilischen Bevölkerung gegenüber der Zentralregierung noch durchaus verständlich, halte ich es für unverzeihlich, dass die Führung der Partisanen lange vor der Hisbollah und al Kaida die abscheuliche Taktik des Selbstmordattentats erprobte. Wobei diese barbarische Methode, mittels deren die Tamilen auch einen amtierenden indischen Ministerpräsidenten umbrachten, die Pogrome der Buddhisten gegen Tamilen ebenso wenig rechtfertigt wie die Ermordung des ersten gewählten Präsidenten eines unabhängigen Sri Lanka durch einen buddhistischen Priester.

Einige Leser dieses Buches werden möglicherweise schockiert zur Kenntnis nehmen, dass es hinduistische und buddhistische Mörder und Sadisten überhaupt gibt. Haben wir nicht die vage Vorstellung, dass die Bewohner des Fernen Ostens, die sich der Kontemplation, der Meditation und einer vegetarischen Diät verschrieben haben, immun sind gegen solche Versuchungen? Man kann argumentieren, dass der Buddhismus keine »Religion« ist, wie wir den Begriff verstehen. Dennoch heißt es, der Vollkommene habe einen seiner Zähne in Sri Lanka gelassen, und ich habe einmal eine jener seltenen Zeremonien erlebt, in denen die Priester das in einem goldenen Kästchen verwahrte Objekt öffentlich zur Schau stellen. Bischof Heber erwähnt in seiner dümmlichen Hymne keine Knochen oder Zähne, vielleicht weil auch die Christen gern zu den Knochen angeblicher Heiliger pilgern, die sie als grausige Reliquien in ihren Kirchen und Kathedralen aufbewahren. Wie dem auch sei, mich überkam bei der Zahnzeremonie jedenfalls kein Gefühl von Frieden und innerem Glück. Im Gegenteil: Mir wurde bewusst, dass ich, wenn ich Tamile wäre, gute Chancen hätte, verstümmelt zu werden.

Der Mensch ist eine Spezies ohne größere Variatio-

nen, und man braucht sich nicht einzubilden, dass eine Reise nach, sagen wir, Tibet in eine völlig neue Welt der Harmonie mit der Natur oder der Ewigkeit führte. Der Dalai Lama beispielsweise ist für einen Säkularisten ausgesprochen leicht zu durchschauen. Wie ein mittelalterlicher Kronprinz fordert er nicht nur die Unabhängigkeit Tibets von der chinesischen Hegemonie – was ein vollkommen verständlicher Anspruch sein mag –, sondern macht auch geltend, dass er der vom Himmel selbst ernannte König sei. Wie praktisch! Abweichende Sekten innerhalb seines Glaubens werden verfolgt; seine Einmannherrschaft in einer indischen Enklave ist absolut. Er erhebt absurde Vorschriften zu Sexualität und Ernährung, und wenn er seine Geldgeber aus Hollywood besucht, salbt er große Stifter wie Steven Seagal und Richard Gere zu Heiligen. Nicht einmal Mr. Gere ließ es übrigens völlig kalt, als Mr. Seagal als Tulku eingesetzt wurde, als Person großer Erleuchtung – es ist sicher ärgerlich, bei so einer spirituellen Auktion überboten zu werden. Ich gebe gern zu, dass der derzeitige Dalai oder oberste Lama durchaus Charme und Ausstrahlung hat, so wie ich der derzeitigen Königin von England größere menschliche Integrität zugestehe als den meisten ihrer Vorgänger. Doch das entwertet nicht die

Kritik an der Erbmonarchie. Die ersten ausländischen Besucher in Tibet waren geradezu entsetzt von der Feudalherrschaft und den schrecklichen Strafen, mit denen die Bevölkerung von der parasitären Klosterelite in permanenter Leibeigenschaft gehalten wurde.

Wie lässt sich mit einfachen Mitteln beweisen, dass der »fernöstliche« Glaube auf den gleichen nicht verifizierbaren Annahmen basiert wie »westliche« Religionen? Hier eine klare Aussage Gudos, eines sehr bekannten japanischen Buddhisten der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts:

> Als Vertreter des Buddhismus lehre ich, dass »alle fühlenden Wesen die Buddha-Natur haben« und dass »innerhalb des Dharma Gleichheit besteht, weshalb es keine Überlegenheit und keine Minderwertigkeit gibt«. Außerdem lehre ich, dass »alle fühlenden Wesen meine Kinder sind«. Ich habe festgestellt, dass diese goldenen Worte, die ich als die Grundlage meines Glaubens ansehe, in völligem Einklang mit den Prinzipien des Sozialismus stehen. Auf diese Weise bin ich zu einem Anhänger des Sozialismus geworden.

Da haben wir sie wieder: die grundlose Annahme,

dass eine nicht näher definierte externe »Macht« über einen eigenen Geist verfügt, und die schwache, aber bedrohliche Vorstellung, dass jeder, der anderer Meinung ist, ein Gegner des heiligen Willens ist. Die Passage stammt aus Brian Victorias Buch *Zen, Nationalismus und Krieg,* in dem Victoria beschreibt, wie die Mehrheit der japanischen Buddhisten zu dem Schluss kam, dass Gudo im Allgemeinen Recht, im Besonderen aber Unrecht hatte.[1] Die Menschen galten tatsächlich als Kinder, doch was der Buddha und das Dharma von ihnen verlangte, war nicht Sozialismus, sondern Faschismus.

Mr. Victoria ist Anhänger des Buddhismus und behauptet – das sei ihm unbenommen –, auch Priester zu sein. Er nimmt seinen Glauben gewiss sehr ernst und weiß viel über Japan und die Japaner. In besagter Studie zeigt er auf, dass der japanische Buddhismus zum loyalen Diener, ja zum Fürsprecher des Imperialismus und des Massenmordes wurde, und dies nicht so sehr, weil er japanisch, sondern weil er buddhistisch war. Im Jahr 1938 gründeten führende Mitglieder der Nichiren-Sekte eine Gruppe, die sich dem »Buddhismus des Kaiserlichen Weges« verschrieben hatte. Sie erklärte:

Der »Buddhismus des Kaiserlichen Weges« nutzt die vorzügliche Wahrheit des *Lotus-Sutra*, um die erhabene Essenz der nationalen Politik zu offenbaren. Diese Lehre erhöht den wahren Geist des Mahayana-Buddhismus und unterstützt ehrerbietig das Wirken des Kaisers. Dies meinte der große Gründer unserer Gemeinschaft, der heilige Nichiren, als er auf die göttliche Einheit des Herrschers und des Buddha hinwies. ...Deshalb ist das wichtigste Verehrungsobjekt des »Buddhismus des Kaiserlichen Weges« nicht Buddha Shakyamuni, der in Indien lebte, sondern seine Majestät, der Kaiser, dessen Traditionslinie sich über Zehntausende von Generationen erstreckt.

Ergüsse wie diese entziehen sich, so grauenhaft sie sein mögen, jeglicher Kritik. Wie die meisten Glaubensbekenntnisse stützen sie sich lediglich auf die *Annahme* dessen, was zu beweisen ist. So folgt einer kühnen Behauptung das Wort »deshalb«, als wären mit dieser Behauptung die Anforderungen der Logik bereits vollständig erfüllt. Auch alle Aussagen des Dalai Lama, der zwar nicht für das kaiserliche Abschlachten von Menschen eintritt, aber vernehmlich die Atomtests der indischen Regierung gutgeheißen

hat, basieren auf solchen unlogischen Folgerungen. Wissenschaftler haben einen Begriff für Hypothesen, die nicht einmal dazu taugen, aus eigenen Fehlern zu lernen. Sie bezeichnen sie als »not even wrong«, nicht einmal falsch. Der sogenannte spirituelle Diskurs gehört überwiegend in diese Kategorie.

Weiter fällt auf, dass sich aus Sicht dieser Schule des Buddhismus andere, nicht weniger »kontemplative« Schulen des Buddhismus im Irrtum befinden. Nichts anderes erwartet der Religionsanthropologe von einem erfundenen Konstrukt, das zu einer Spaltung geradezu verdammt ist. Doch wie könnte ein Anhänger des Buddha Shakyamuni beweisen, dass japanische Buddhisten ihrerseits auf dem Holzweg sind? Sicher nicht, indem er Argumente oder Beweise anführt, die der »vorzüglichen Wahrheit des *Lotus-Sutra*« fremd wären.

Als die japanischen Generäle ihre Zen-Zombies gefügig gemacht und mobilisiert hatten, spitzte sich die Lage weiter zu. Das chinesische Festland verwandelte sich in ein gigantisches Schlachtfeld, und alle größeren Sekten des japanischen Buddhismus gaben die folgende gemeinsame Stellungnahme ab:

> **In Ehrerbietung gegenüber der kaiserlichen Politik zum Schutze des Orients übernehmen die Untertanen des japanischen Reiches die Verantwortung für das Schicksal einer Milliarde farbiger Menschen. ...Wir glauben, es ist an der Zeit für eine wichtige Veränderung im Lauf der Menschheitsgeschichte, in deren Mittelpunkt bisher die weiße Rasse stand.**

Hier spiegelt sich die Haltung des Shinto wider – ebenfalls eine staatlich unterstützte Scheinreligion – nach der die japanischen Soldaten in Wahrheit für die Sache der asiatischen Unabhängigkeit starben. Jedes Jahr aufs Neue wird darüber gestritten, ob die politische und geistliche Führung Japans den Yakasuni-Schrein besuchen sollte, mit dem offiziell der Armee von Kaiser Hirohito gedacht wird. Jedes Jahr wenden Millionen von Chinesen, Koreanern und Burmesen ein, Japan sei kein Feind des westlichen Imperialismus in Fernost, sondern eine neuere und bösartigere Form des Imperialismus gewesen, und der Yakasuni-Schrein sei ein Ort des Schreckens. Interessanterweise betrachteten die japanischen Buddhisten damals die Mitgliedschaft ihres Landes in der nationalsozialistisch-faschistischen Achse als Manifestation der Befreiungstheologie. Die gemeinsame buddhistische

Führung formulierte es damals so:

> **Um in Ostasien ewigen Frieden zu stiften, sind wir in der Anwendung der unermesslichen Güte und des allumfassenden Mitgefühls des Buddhismus manchmal nachgiebig und in anderen Fällen sehr bestimmt. In der augenblicklichen Situation bleibt uns nichts anderes übrig, als die gütige Bestimmtheit der Maxime »einen töten, auf dass viele leben werden« *(issatsu tasho)* anzuwenden. Dem kann der Mahayana-Buddhismus nur mit größter Entschiedenheit zustimmen.**

Fürsprecher des Heiligen Krieges oder des Kreuzzuges hätten es nicht besser formulieren können. Die Passage mit dem »ewigen Frieden« ist besonders gut. Gegen Ende des schrecklichen Krieges, den Japan begonnen hatte, übernahmen buddhistische Geistliche und Shinto-Priester die Aufgabe, die fanatischen Selbstmordbomber oder Kamikaze (»Heiliger Wind«) zu rekrutieren und auszubilden, wobei sie ihnen versicherten, der Kaiser sei ein »das goldene Rad drehender heiliger König«, eine der vier Manifestationen des idealen buddhistischen Monarchen, sowie ein Tathagata, also ein gänzlich erleuchtetes Wesen der materiellen Welt. Und da Zen doch Leben und Tod

gleich behandle, warum solle man dann nicht die Sorgen dieser Welt fahren lassen und sich einem mörderischen Diktator zu Füßen werfen?

Dieser grausige Fall stützt auch meine Behauptung, nach der der »Glaube« ganz allgemein als Bedrohung betrachtet werden muss. Es sollte doch möglich sein, dass ich in meinem Haus meine Studien und Forschungen betreibe und der Buddhist nebenan sein Rad dreht. Doch die Verachtung für den Intellekt kann einfach nicht passiv bleiben. Zweierlei kann geschehen: Unschuldige und leichtgläubige Menschen lassen sich von Menschen verführen, die weniger gewissenhaft sind und vorgeben, sie leiten und inspirieren zu wollen. Oder diejenigen, die mit ihrer Leichtgläubigkeit ihre eigene Gesellschaft zum Stillstand gebracht haben, unterziehen nun nicht etwa ihre Handlungsweise einer Prüfung, sondern machen andere für ihre Rückständigkeit verantwortlich. Beides geschieht in der »spirituellsten« aller Gesellschaften.

Zwar bedauern heute viele Buddhisten jenen erbärmlichen Versuch, ihre Überlegenheit zu demonstrieren, doch konnte seither auch kein Buddhist nachweisen, dass der Buddhismus nach eigenen Maßstäben im Irrtum war. Ein Glaube, der den Verstand und das freie

Individuum gering schätzt, Unterwerfung und Resignation predigt und das Leben als ein ärmliches und vorübergehendes Stadium betrachtet, ist nicht gerade für Selbstkritik prädestiniert. Wer von den konventionellen Bibelreligionen gelangweilt ist und »Erleuchtung« sucht, indem er seine eigenen kritischen Fähigkeiten gewissermaßen im Nirwana verschwinden lässt, sei gewarnt: Er mag glauben, er verlasse das Reich des geschmähten Materialismus. Dennoch wird er gebeten, seine Vernunft schlafen zu schicken und seinen Verstand zusammen mit den Sandalen am Eingang abzugeben.

Kapitel fünfzehn

Religion als Erbsünde

Die Religion ist gleich in mehrfacher Hinsicht nicht nur amoralisch, sondern entschieden unmoralisch. Die Ursachen für Verfehlungen und Verbrechen sind dabei nicht so sehr im Verhalten ihrer Anhänger zu suchen, das bisweilen sogar vorbildlich ist, sondern in den religiösen Grundsätzen. Dazu gehört:

- dass die Religion den Unschuldigen und Leichtgläubigen ein falsches Bild von der Welt vorgaukelt
- die Lehre vom Blutopfer
- die Lehre vom Sühneopfer
- die Lehre von der ewigen Belohnung und/oder Bestrafung
- das Auferlegen unerfüllbarer Aufgaben und Regeln

Der erste Punkt wurde bereits erläutert. Sämtliche Schöpfungsmythen sämtlicher Völker dieser Welt sind seit Langem widerlegt und wurden vor nicht allzu langer Zeit von ungleich schlüssigeren und faszinieren-

deren Erklärungen abgelöst. Ihre lange Liste von Entschuldigungen sollten die Religionen durch die Abbitte dafür ergänzen, dass sie den nichts ahnenden Gläubigen erst menschgemachte Pergamente und volkstümliche Mythen andrehten und dann so lange damit warteten, dies auch einzugestehen. Der Widerwille gegen dieses Bekenntnis ist geradezu spürbar, könnte es doch die gesamte religiöse Weltsicht sprengen. Doch je länger es hinausgezögert wird, desto schmachvoller wird das Dementi sein.

DAS BLUTOPFER

Bevor der Monotheismus aufkam, klebte an den Altären der primitiven Gesellschaften Blut, das auch von Menschen, zum Teil sogar von Kindern stammte. Der Durst zumindest nach Tierblut ist bis heute ungestillt. Fromme Juden versuchen derzeit, die im 4. Buch Mose, Kapitel 19, erwähnte »rötliche Kuh ohne Fehler« zu züchten. Wird sie exakt nach dem vorgeschriebenen Ritual geschlachtet, so wird sie die Wiederaufnahme der Tieropferungen im Dritten Tempel ermöglichen sowie das Ende aller Tage und die Ankunft des Messias einläuten. Es mag absurd klingen, doch

während ich diese Worte schreibe, versuchen fanatische christliche Landwirte in Nebraska ihren fundamentalistischen Freunden zu helfen, indem sie mittels spezieller Zuchttechniken, die sie der modernen Wissenschaft zu verdanken haben, ein perfektes »Red Angus« züchten. In Israel arbeiten derweil jüdische Bibelfanatiker daran, in einer von Verunreinigungen freien »Blase« ein menschliches Kind aufzuziehen, das mit Erreichen des richtigen Alters die Ehre haben wird, dieser Kuh die Kehle durchzuschneiden. Die Zeremonie sollte idealerweise auf dem Tempelberg stattfinden, wo Abraham das Messer über dem lebendigen Körper seines eigenen Kindes erhoben haben soll. Dort befinden sich aber nun leider die heiligen Stätten der Muslime. Das Schlachten und Ausnehmen, vor allem von Lämmern, ist in der christlichen und muslimischen Welt zu Ostern oder zum Opferfest Eid al-Adha recht verbreitet.

Letzteres – erinnernd an Abraham, der bereit war, seinen Sohn zu opfern – ist allen drei monotheistischen Religionen vertraut und leitet sich von ihren primitiven Vorläufern ab. Die Bedeutung der furchtbaren Geschichte liegt auf der Hand und lässt sich nicht beschönigen. Voraus geht ihr eine ganze Reihe von

Widerwärtigkeiten und Täuschungsmanövern: von der Verführung des Lot durch seine beiden Töchter über die Hochzeit Abrahams mit seiner Stiefschwester bis hin zur Geburt Isaaks durch Sara, als Abraham hundert Jahre alt war, und vielen anderen glaubhaften und unglaubwürdigen kleinbäuerlichen Sünden und Missetaten. Abraham, der womöglich mit einem unzureichenden Gewissen ausgestattet war, in jedem Fall aber auf Gottes Befehl zu handeln glaubte, erklärte sich bereit, seinen Sohn zu ermorden. Er stapelte das Feuerholz, legte seinen gefesselten Sohn darauf – womit er bewies, dass er mit der Prozedur vertraut war – und nahm das Messer zur Hand, um das Kind wie ein Tier zu töten. Im allerletzten Moment wurde ihm Einhalt geboten, und zwar nicht von Gott, sondern von einem Engel. Für seine unerschütterliche Bereitschaft, als Buße für seine eigenen Vergehen ein unschuldiges Kind zu ermorden, erhielt Abraham himmlisches Lob. Und als Belohnung für seine Treue wurde ihm eine große Nachkommenschaft versprochen.

Bald darauf – die Genesis lässt Zeitspannen gern etwas im Unklaren – verstarb Abrahams Frau Sara im Alter von hundertsiebenundzwanzig Jahren. Als

pflichtgetreuer Ehemann ging er auf die Suche nach einer Begräbnisstätte und fand sie in einer Höhle in der Stadt Hebron. Abraham zeugte nach Saras Tod sechs weitere Kinder, erreichte das ansehnliche Alter von hundertsiebenundfünfzig Jahren und wurde nach seinem Tod in derselben Höhle bestattet. Bis zum heutigen Tage bringen religiöse Menschen einander und des anderen Kinder um, weil sie auf das ausschließliche Besitzrecht dieses nicht eindeutig identifizierbaren und auffindbaren Lochs im Berg pochen.

Während der arabischen Revolte des Jahres 1929 wurden bei einem schrecklichen Massaker an jüdischen Bewohnern Hebrons siebenundsechzig Juden abgeschlachtet. Viele waren Lubawitscher, die alle Nichtjuden als rassisch minderwertig betrachten und die nach Hebron gezogen waren, weil sie an den Genesis-Mythos glaubten – was das Pogrom nicht entschuldigt. Die Stadt, die bis dahin jenseits der israelischen Grenze lag, wurde 1967 unter großem Jubel von der Armee Israels eingenommen und der besetzten Westbank zugeschlagen. Jüdische Siedler errichteten unter der Führung eines besonders aggressiven und unausstehlichen Rabbis namens Moshe Levinger nach ihrer »Rückkehr« oberhalb Hebrons eine be-

festigte Siedlung namens Kiryat Arba sowie kleinere Enklaven in der Stadt. Die Muslime in der überwiegend arabischen Bevölkerung beharrten weiter darauf, dass der ruhmreiche Abraham zwar bereit gewesen war, seinen Sohn zu ermorden, allerdings nicht für die Juden, sondern für *ihre* Religion. Das ist unter dem Begriff »Unterwerfung« zu verstehen. Als ich die Stadt Hebron besuchte, stellte ich fest, dass die »Höhle des Patriarchen« oder »Höhle von Machpela« zwei Eingänge hat und zwei getrennte Andachtsräume für die Krieg führenden Parteien, die beide die Gräueltat für sich beanspruchen.

Kurz bevor ich dort eintraf, war wieder eine Gräueltat verübt worden. Ein israelischer Fanatiker namens Dr. Baruch Goldstein hatte die Höhle betreten, die automatische Waffe, die er, wie es sein Recht war, bei sich führte, von der Schulter genommen und das Feuer auf betende Muslime eröffnet. Er brachte neunundzwanzig Menschen um und verletzte zahlreiche weitere, bevor er überwältigt und erschlagen wurde. Wie sich herausstellte, war Dr. Goldstein schon vorher als gefährlich bekannt gewesen. Als Militärarzt in der israelischen Armee hatte er sich geweigert, insbesondere am Sabbat nichtjüdische Patienten, etwa israelische

Araber, zu behandeln. Diese Haltung entsprach durchaus dem jüdischen Gesetz, wie viele israelische Religionsgerichte bestätigten. Man hätte den unmenschlichen Mörder also leicht daran erkennen können, dass er sich der buchstabengetreuen Einhaltung der göttlichen Vorschriften verschrieben hatte. Strenggläubige Juden haben seither in seinem Namen mehrere Gedenkstätten errichtet, und nicht alle Rabbiner, die Goldsteins Aktionen verurteilten, taten dies klar und unzweifelhaft. Der Fluch Abrahams vergiftet weiter Hebron, doch der religiöse Freibrief für das Blutopfer vergiftet unsere gesamte Zivilisation.

DAS SÜHNEOPFER

Menschenopfer wie bei den Azteken und ähnliche abschreckende Zeremonien waren in der Vorgeschichte recht verbreitet und dienten der Besänftigung. Die Opferung einer jungen Frau, eines Kindes oder eines Gefangenen sollte die Götter versöhnlich stimmen – nicht gerade eine gute Werbung für die moralische Grundausstattung der Religion. Davon abzugrenzen ist das Märtyrertum, also die gezielte Selbstopferung. Die Witwenverbrennung oder der Witwen-»Selbst-

mord« bei den Hindus wurde von den Briten in Indien nicht weniger aus imperialen als aus christlichen Gründen abgeschafft. Etwas völlig anderes wiederum sind jene »Märtyrer«, die – in einem religiösen Hochgefühl – nicht nur sich selbst, sondern auch andere umbringen. Der Islam lehnt nach außen hin zwar jeglichen Selbstmord ab, kann sich aber nicht entscheiden, ob er den Akt eines so kühnen Shahid nun verurteilen oder empfehlen soll.

Die Vorstellung, dass sich jemand *stellvertretend* opfert, die sogar C. S. Lewis zu schaffen machte, ist eine weitere Verfeinerung des uralten Aberglaubens. Wieder haben wir einen Vater, der seine Liebe dadurch unter Beweis stellt, dass er seinen Sohn der Folter und dem Tod preisgibt, doch dieses Mal ist der Vater nicht darauf aus, Eindruck auf Gott zu machen. Er *ist* Gott und will Eindruck auf die Menschen machen. Da stellt sich doch die Frage nach der Moral: Ich erfahre von einem Menschenopfer, das, ohne dass ich es gewollt hätte, vor zweitausend Jahren stattfand, und zwar unter so grausigen Umständen, dass ich, wäre ich dort gewesen und hätte ich auch nur den geringsten Einfluss gehabt, verpflichtet gewesen wäre, es zu verhindern. Als Folge dieses Mordes werden mir nun alle

Sünden vergeben, und ich darf auf das ewige Leben hoffen.

Sehen wir einmal von der Uneinigkeit zwischen den Erzählern dieser Geschichte ab und nehmen an, sie sei grundsätzlich wahr: Was ergibt sich daraus? Die Folgen sind keineswegs so beruhigend, wie es auf den ersten Blick aussieht. Um in den Genuss dieses wunderbaren Angebots zu kommen, muss ich zunächst einmal akzeptieren, dass ich *verantwortlich* bin für die Peitschenhiebe, den Hohn und die Kreuzigung, die ich weder mit beschlossen noch mit durchgeführt habe. Ich muss mich damit einverstanden erklären, dass ich jedes Mal, wenn ich diese Verantwortung von mir weise oder wenn ich in Wort oder Tat sündige, Jesu Qualen noch verschlimmere. Zudem bin ich gehalten zu glauben, dass die Todesqualen *notwendig* waren, um ein älteres Vergehen zu sühnen, mit dem ich nichts zu tun habe, nämlich die Sünde des Adam. Es nützt wenig, einzuwenden, dass Adam mit einer großen Unzufriedenheit und Neugier geschaffen wurde, die zu stillen ihm sodann untersagt wurde – das alles wurde lange vor Jesu Geburt entschieden. Meine eigene Schuld in dieser Angelegenheit ist somit »angeboren«, und ich kann ihr nicht entrinnen. Allerdings

wird mir noch der freie Wille zugestanden, der es mir ermöglicht, das Angebot der stellvertretenden Erlösung abzulehnen. Sollte ich mich aber dafür entscheiden, habe ich ewige Qualen vor mir, die alles, was Jesus auf Golgatha erduldete, und auch die Strafen, die für Verstöße gegen die Zehn Gebote in Aussicht gestellt wurden, bei Weitem übertreffen.

Die Vorstellung, dass Jesus sterben *wollte und musste* und zu diesem Zweck zum Passahfest nach Jerusalem kam, und dass alle, die an seiner Ermordung beteiligt waren, unwissentlich Gottes Willen und ältere Prophezeiungen erfüllten, macht es nicht gerade einfacher, die Geschichte zu akzeptieren. Besonders merkwürdig ist, dass Judas, der für die Verfolger die überflüssige Identifizierung des bekannten und seit Längerem gesuchten Predigers übernahm, solche Verachtung erfahren sollte – sieht man einmal von der gnostischen Version ab –, denn ohne Judas gäbe es keinen Karfreitag. In einem der vier Evangelien heißt es, die Juden, die Jesus verurteilten, hätten ausgerufen: »Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!« Dieses Problem beschäftigt nicht nur die Juden oder auch die Katholiken, denen die lange Geschichte des christlichen Antisemitismus Sorge berei-

tet. Nehmen wir einmal mit Maimonides an, der jüdische Sanhedrin hätte diese Forderung tatsächlich erhoben. Wie konnte sie für künftige Generationen verbindlich sein? Immerhin behauptete der Vatikan nicht etwa, *manche Juden* hätten Christus umgebracht. Nein, er behauptete, es seien *die Juden* gewesen, die seinen Tod gefordert hatten, und deshalb trage das gesamte jüdische Volk die kollektive Verantwortung dafür. Es erscheint grotesk, dass sich die Kirche erst vor Kurzem dazu durchringen konnte, den Vorwurf des »Gottesmordes« durch die Juden fallen zu lassen. Warum das so lange dauerte, ist leicht zu erklären. Wenn man erst einmal zugibt, dass die Abkömmlinge der Juden nichts damit zu tun haben, so lässt sich nur noch schwer erklären, warum eigentlich Christen, die ja auch nicht dabei waren, etwas damit zu tun haben sollen. Ein kleiner Riss im Gewebe droht somit wie immer das ganze Tuch zu zerreißen – zumindest wird klar, dass es ebenso von Menschen gewoben wurde wie das in Verruf geratene Turiner Grabtuch. Die Kollektivierung der Schuld ist, kurz gesagt, unmoralisch, wie die Religion hier und da auch schon hat einräumen müssen.

DAS EWIGE HÖLLENFEUER UND UNERFÜLLBARE AUFGABEN

Die Geschichte vom Garten Gethsemane hat mich als Kind sehr beschäftigt, weil für mich das »Aussetzen« der Handlung und das menschliche Ringen die Frage aufwarfen, ob an der fantastischen Geschichte vielleicht doch ein Fünkchen Wahrheit sein könnte. Im Grunde fragt Jesus ja: »Muss ich *wirklich* da durch?« Es ist eine eindrückliche Frage, und ich würde schon seit Längerem bereitwillig meine Seele darauf verwetten, dass die einzig richtige Antwort darauf »Nein« lautet. Wir können nicht wie die angsterfüllten Bauern der Vorzeit davon ausgehen, dass wir unsere Sünden einer Ziege aufladen und das arme Tier in die Wüste treiben können. Im Volksmund ist der Begriff des »Sündenbocks« vernünftigerweise negativ besetzt. In Religionen spielen Sündenböcke dagegen eine große Rolle. Ich zahle für deine Schulden und Dummheiten, mein Lieber, und wenn ich ein Held wäre wie Sydney Carton in Charles Dickens' Roman *Eine Geschichte zweier Städte,* würde ich sogar deine Gefängnisstrafe für dich absitzen oder deinen Platz auf dem Schafott einnehmen. Niemand hat größere Liebe. Doch es kann uns auch niemand von Verant-

wortung freisprechen. Es wäre unmoralisch, dieses Angebot zu machen, und gleichermaßen unmoralisch, es anzunehmen. Und wenn es uns dann noch aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt erreicht, über Mittelsleute und mit allerlei Anreizen schmackhaft gemacht, ist von Großartigkeit nichts mehr zu spüren, und übrig bleibt nur noch Wunschdenken oder, schlimmer noch, ein Zusammenspiel aus Erpressung und Bestechung.

Wie diese Entwicklung schließlich zu einem bloßen Geschäft verkommt, wird unangenehm spürbar in Blaise Pascals Theologie, die haarscharf an der Unanständigkeit vorbeischrammt. Seine berühmte »Wette« klingt wie das Angebot eines Marktschreiers: Was hast du zu verlieren? Wenn du an Gott glaubst und es einen Gott gibt, gewinnst du. Wenn du an ihn glaubst und daneben liegst – was soll's? Ich habe mir einmal eine Antwort auf diese abgefeimte Gaunerei ausgedacht, die zweierlei Form annahm. Die erste war eine Abwandlung von Bertrand Russells hypothetischer Antwort auf die hypothetische Frage, was er denn sagen würde, wenn er nach seinem Tod seinem Schöpfer gegenüberstünde? Seine Antwort: »Ich würde sagen, oh Gott, du hast uns nicht genügend

Beweise gegeben.« Meine Antwort: »Unergründlicher Herr, einiges, wenn nicht alles, was dir nachgesagt wird, lässt mich vermuten, dass du aufrechten und überzeugten Unglauben der scheinheiligen und eigennützigen Heuchelei und flammenden Opfergaben auf blutigen Altären vorziehst.« Aber ich würde mich nicht darauf verlassen.

Pascal erinnert mich an die Heuchler und Schwindler, vor denen es in der talmudisch-jüdischen Rationalisierung nur so wimmelt: Verrichte am Sabbat keine Arbeit, sondern bezahle andere dafür. Du hast dem Buchstaben des Gesetzes Genüge getan – wer zählt mit? Der Dalai Lama erklärt, der Besuch einer Prostituierten sei erlaubt, wenn jemand anders bezahle. Schiitische Muslime haben die Ehe auf Zeit im Angebot: Männer erhalten gegen Geld die Erlaubnis, eine Frau mit den üblichen Schwüren für eine oder zwei Stunden zu heiraten und sich, wenn sie fertig sind, wieder scheiden zu lassen. Viele der herrlichen Bauten in Rom wären nie errichtet worden, wenn der Ablasshandel nicht so viel Gewinn abgeworfen hätte – der Petersdom wurde mit einer Art Ablass-Sonderangebot finanziert. Als der derzeitige Papst, ehemals Joseph Ratzinger, vor nicht allzu langer Zeit junge

Katholiken zu einem Kirchentag einlud, versprach er den Teilnehmern den Ablass ihrer Sündenstrafen.

Dieses moralisch erbärmliche Spektakel wäre völlig überflüssig, wenn die Regeln so geartet wären, dass man sie auch befolgen kann. Doch zu den totalitären Edikten, die ihren Anfang in der Offenbarung durch eine absolute Autorität hatten, mittels Angstmache durchgesetzt werden und sich auf eine Sünde aus grauer Vorzeit beziehen, kommen Vorgaben, die zum Teil gleichermaßen unmoralisch wie unmöglich einzuhalten sind. Ein Grundprinzip des Totalitarismus ist der Erlass von Gesetzen, die *nicht zu befolgen* sind. Die Tyrannei, die daraus erwächst, ist noch eindrücklicher, wenn sie von einer privilegierten Kaste oder Partei ausgeübt wird, die mit Feuereifer die Aufdeckung von Verfehlungen betreibt. Ein Großteil der Menschheit hat im Verlauf ihrer Geschichte unter einer Form dieser stumpfsinnigen Diktatur gelebt, und viele tun es noch immer. Ich möchte ein paar Beispiele für Regeln nennen, die nicht befolgt werden können. Das am Sinai erlassene Gebot, nach dem der Mensch nicht einmal daran *denken* darf, anderer Leute Güter zu begehren, sei als erstes Beispiel genannt. Seinen Widerhall findet es im Neuen Testa-

ment, wo es heißt, ein Mann, der eine Frau falsch ansieht, begeht bereits Ehebruch. Und seine Entsprechung findet es in dem im Islam noch geltenden und im Christentum einst gültigen Verbot, Geld gegen Zinsen zu verleihen. Solche Regeln unterwerfen die Willenskraft des Menschen auf unterschiedliche Weise unsinnigen Beschränkungen. Begegnen kann man ihnen nur auf zwei Arten. Die eine ist die ständige Geißelung des Fleisches, begleitet von einem unablässigen Ringen mit »unreinen« Gedanken, die wahrhaftig sind, sobald sie im Bewusstsein oder auch nur in der Fantasie auftauchen. Die Folge sind hysterische Schuldeingeständnisse, das heuchlerische Gelöbnis, sich zu bessern, und die aggressive Denunziation anderer Abtrünniger und Sünder, kurz: ein spiritueller Polizeistaat. Die zweite Reaktion ist die organisierte Scheinheiligkeit: Man gibt verbotene Nahrungsmittel für etwas anderes aus, verschafft sich mit einer Spende an die religiöse Obrigkeit ein wenig Freiraum, erkauft sich mit demonstrativer Orthodoxie Zeit oder zahlt Geld auf das eine Konto ein und lässt es sich auf einem anderen mit einem kleinen Aufschlag, ohne jede Wucherei natürlich, wieder auszahlen. So etwas könnten wir als spirituelle Bananenrepublik bezeichnen. Viele Theokratien, vom mittel-

alterlichen Rom bis hin zum modernen wahhabitischen Saudi-Arabien, haben es gleichzeitig zum spirituellen Polizeistaat und zur spirituellen Bananenrepublik geschafft.

Dieser Einwand erstreckt sich sogar auf einige der nobelsten und der grundlegendsten Regeln. Das Gebot, seinen Nächsten zu lieben, erinnert moderat, aber streng an die Verpflichtung des Einzelnen anderen gegenüber. Das Gebot, seinen Nächsten zu lieben »wie dich selbst«, ist aber, ebenso wie die schwer zu interpretierende Aufforderung, andere zu lieben, »wie ich euch geliebt habe«, so extrem und gewaltig, dass man sich gar nicht daran halten kann. Der Mensch ist nicht so geschaffen, dass er sich um andere sorgt wie um sich selbst. Das ist schlichtweg unmöglich, wie jeder intelligente Schöpfer aus dem Studium seiner eigenen Schöpfung wissen müsste. Wer den Menschen unter Androhung von Folter und Tod Übermenschliches abverlangt, zwingt sie angesichts ihrer unvermeidlichen und wiederholten Verstöße gegen die Regeln zu furchtbarer Selbsterniedrigung. Und wie sich diejenigen die Hände reiben, die die entsprechenden Spenden entgegennehmen dürfen! Die Goldene Regel – zuweilen überflüssigerweise dem

babylonischen Rabbi Hillel zugeschrieben – besagt schlicht: »Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu.« Das ist ein solider und vernünftiger Grundsatz, den man jedem Kind, dem das Gefühl für Fairness ja angeboren ist, beibringen kann und den es im Übrigen schon vor allen »Seligpreisungen« und Gleichnissen Jesu gab. Er ist von jedem Atheisten leicht zu begreifen und erfordert bei Zuwiderhandlung weder hysterischen Masochismus noch hysterischen Sadismus. Die menschliche Spezies erlernt diesen Grundsatz im Rahmen ihrer quälend langsamen Evolution und vergisst ihn auch nicht mehr, wenn sie ihn einmal angenommen hat. Ein durchschnittliches Gewissen ist dafür völlig ausreichend, ohne dass ständig der himmlische Zorn drohend über allem schweben müsste.

Was die grundlegendsten Regeln angeht, sollte man sich einfach noch einmal den teleologischen Gottesbeweis vornehmen. Die Menschen wollen sich bereichern und besser stellen. Einem Freund oder Verwandten in Not leihen oder schenken sie schon mal Geld und erwarten dafür nicht mehr als die Rückzahlung oder ein Dankeschön. Einem völlig Fremden dagegen geben sie sicher nur etwas auf Zins. Gier und

Habsucht sind nun einmal, wie das Leben so spielt, der Antrieb für wirtschaftliche Entwicklung. Alle, die sich mit dem Thema befasst haben, von David Ricardo über Karl Marx bis hin zu Adam Smith, waren sich dieser Tatsache bewusst. Es ist nicht der Mildtätigkeit des Bäckers zu verdanken, so beobachtet Smith in seiner treffsicheren schottischen Art, dass wir unser täglich Brot erhalten, sondern dem Eigeninteresse, aus dem er es backt und verkauft. Jedem steht es frei, altruistisch zu handeln, was immer darunter zu verstehen ist, doch man kann definitionsgemäß nicht zum Altruismus *gezwungen* werden. Vielleicht wären wir eine bessere Spezies, wenn wir anders »geschaffen« wären, doch die Vorstellung eines »Schöpfers«, der uns den Instinkt verbietet, den er uns mitgegeben hat, ist doch reichlich albern.

»Freier Wille«, entgegnet der Kasuist. Man muss ja auch das Verbot von Mord oder Diebstahl nicht beachten. Nun, obwohl wir genetisch wohl eine gewisse Dosis an Aggression, Hass und Gier mitbekommen haben, können wir in der Evolution trotzdem so weit gediehen sein, dass wir nicht jedem Impuls blind nachgeben. Wenn der Mensch jedem niederen Instinkt gefolgt wäre, hätte sich keine Zivilisation ent-

wickelt, und es gäbe auch keine Schrift, mit der man diese Auseinandersetzung führen könnte. Es steht außer Frage, dass ein Mensch, egal, ob er steht oder liegt, die Hände in der Nähe seiner Genitalien hat. Unsere Vorfahren nahmen, um sich Angreifern besser erwehren zu können, das Risiko auf sich, sich aufzurichten und ihre Genitalien zu entblößen, was gleichermaßen ein Privileg und eine Provokation ist, die den meisten anderen Vierbeinern versagt blieb (einige von ihnen können diesen Mangel kompensieren, indem sie mit dem Mund an die Stelle gelangen, die wir mit den Fingern erreichen). Also: Wer schuf die Regel, nach der die nahe liegende Apposition des Manuellen und des Genitalen sogar gedanklich verboten ist? Klarer ausgedrückt: Wer hat befohlen, dass man berühren *muss* (aus Gründen, die nichts mit Sexualität oder Fortpflanzung zu tun haben), es aber auch nicht *darf?* Hier gelangen offenbar nicht einmal die heiligen Schriften zu einer klaren Aussage, und trotzdem haben fast alle Religionen ein nahezu absolutes Verbot erlassen.

Über die groteske Historie der Religion, der Sexualität und der heiligen Furcht vor dem Geschlechtsakt sowie allen damit in Zusammenhang stehenden Impulsen

und Notwendigkeiten vom Samenerguss bis hin zur Menstruation könnte man ein eigenes Buch schreiben. Oder man packt die ganze faszinierende Geschichte in eine einzige provokative Frage.

Kapitel sechzehn

Ist Religion Kindesmisshandlung?

Sag es mir selbst geradeheraus, ich rufe dich auf, antworte: Stell dir vor, du selbst hättest das Gebäude des Menschenschicksals auszuführen mit dem Endziel, die Menschen zu beglücken, ihnen Friede und Ruhe zu bringen; dabei wäre es jedoch zu eben diesem Zweck notwendig und unvermeidlich, sagen wir, nur ein einziges winziges Wesen zu quälen – beispielsweise jenes Kind, das sich mit den Fäustchen an die Brust schlug – und auf seine ungerächten Tränen dieses Gebäude zu gründen: Würdest du unter diesen Bedingungen der Baumeister dieses Gebäudes sein wollen? Das sage mir, und lüge nicht!

Iwan zu Aljoscha in *Die Brüder Karamasow*

Wenn wir abwägen, ob die Religion mehr geschadet als genützt hat – und das sagt noch gar nichts über Wahrheit oder Authentizität aus – führt uns das zu der schwierigen Frage, wie viele Kinder infolge der

Zwangsindoktrination durch den Glauben psychisch und physisch irreparable Schäden davongetragen haben. Diese Zahl ist fast so schwer zu ermitteln wie die Zahl der »wahr« gewordenen spirituellen und religiösen Träume und Visionen, die man, um sie auch nur ansatzweise zu bewerten, denen gegenüberstellen müsste, die sich nicht bewahrheitet haben, wobei Letztere nicht belegt oder in Vergessenheit geraten sind. Fest steht dagegen, dass die Religion immer auf den noch ungeformten und schutzlosen Verstand junger Menschen Einfluss zu nehmen versucht und alles Erdenkliche getan hat, um sich dieses Privileg zu sichern, indem sie mit den säkularen Mächten der materiellen Welt Allianzen eingegangen ist.

Ein berühmter literarischer Fall von moralischem Terrorismus findet sich in der Predigt Vater Arnalls in James Joyce' *Ein Porträt des Künstlers als junger Mann.* Der widerwärtige alte Priester bereitet Stephen Dedalus und seine anderen jungen Schützlinge auf den Festtag zu Ehren des heiligen Franz Xaver vor (der die Inquisition nach Asien brachte und dessen Knochen bis heute von Leuten verehrt werden, die gern Knochen verehren). Vater Arnall verängstigt seine Schüler mit einem langen, genüsslichen Vortrag über

die Höllenqualen, wie er in der Kirche üblich war, als sie noch das Selbstbewusstsein dazu hatte. Ich kann hier unmöglich die ganze Tirade zitieren, doch zwei Elemente, in denen es um die Folter und um die Zeit geht, sind von besonderem Interesse. Es ist nicht zu übersehen, dass der Priester mit seinen Worten darauf *abzielt,* den Kindern Angst einzujagen. Erstens wählt er kindliche Bilder. Im Abschnitt über Folter lässt der Teufel einen Berg zusammenschmelzen wie Wachs. Er beschwört furchtbare Krankheiten herauf und spielt geschickt mit der Angst der Kinder, dieser Schmerz könnte ewig andauern. Als er das Bild einer Zeiteinheit entwirft, sehen wir ein Kind, das am Strand mit Sandkörnern spielt und dann die Einheiten spielerisch vergrößert:

> »Nun stellt euch einen Berg aus diesem Sande vor, eine Million Meilen hoch, die von der Erde bis an die fernsten Himmel reichen, und eine Million Meilen breit, die sich bis in den entlegensten Raum erstrecken, und eine Million Meilen in der Tiefe: und stellt euch vor, man multipliziere eine solche Masse von Partikeln Sands so oft, als da Blätter im Walde sind, Tropfen Wassers im mächtigen Ozean, Federn an Vögeln, Schuppen an Fischen, Haare an Tieren, Atome in der unermesslichen Weite der Luft...«[1]

Seit Jahrhunderten werden erwachsene Männer dafür bezahlt, Kinder auf diese Art zu verschrecken, aber auch dafür, sie zu foltern, zu schlagen und zu vergewaltigen, so wie sie es in Joyce' Erinnerung und der Erinnerung zahlloser anderer Menschen getan haben. Auch die anderen menschgemachten Dummheiten und Grausamkeiten der Gottesgläubigen sind schnell festgemacht. Die Folter ist so alt wie die Garstigkeit der Menschheit, ist der Mensch doch die einzige Spezies mit der nötigen Fantasie, sich vorzustellen, wie es sich anfühlt, wenn man jemand anderem etwas antut. Wir können der Religion diesen Impuls nicht vorwerfen, aber wir können sie dafür verurteilen, dass sie die Folter institutionalisiert und perfektioniert hat. Die Mittelaltermuseen Europas von Holland bis in die Toskana sind vollgestopft mit Instrumenten und Geräten, mit denen fromme Männer austesteten, wie lang sie einen Menschen am Leben halten konnten, während er über dem Feuer briet. Wir müssen hier nicht weiter ins Detail gehen, doch es gibt sogar religiöse Bücher, die in diese Kunst einführen und zeigen, wie man mittels Schmerz Ketzerei aufspürt. Wer nicht das Glück hatte, sich an einem Autodafé zu beteiligen, also einem »Glaubensgericht«, wie die Folter auch genannt wurde, durfte sich nach Gutdünken

Schauermärchen und Albträume ausdenken und sie dem unwissenden Volk verbal verabreichen, um es in einem Zustand permanenter Angst zu halten. In einer Ära, in der es so gut wie keine öffentlichen Vergnügungen gab, entsprach eine nette öffentliche Verbrennung oder das Verstümmeln und Rädern von Menschen in etwa der Dosis an Zerstreuung, die man dem Volk vonseiten der Kirche zu gestatten wagte. Nichts macht deutlicher, dass die Religion vom Menschen erschaffen wurde, als das kranke Hirn, das sich die Hölle ausdachte, dicht gefolgt von dem arg beschränkten Hirn, dem nichts Besseres einfiel, als den Himmel als Ort weltlicher Behaglichkeit oder ewiglicher Langeweile zu beschreiben.

Schon die vorchristlichen Höllen waren sehr unangenehm und vom gleichen sadistischen Einfallsreichtum gezeichnet. Einige der frühen Höllen, die uns bekannt sind – hier vor allem die der Hindus – hatten eine zeitliche Begrenzung. Ein Sünder wurde beispielsweise zu einer bestimmten Anzahl von Jahren in der Hölle verurteilt, wo jeder Tag sechstausendvierhundert Menschenjahren entsprach. Hatte er einen Priester erschlagen, entsprach die Strafe 149504000000 Jahren. Danach durfte er ins Nirwana einziehen, was wohl mit

der Vernichtung gleichzusetzen war. Es blieb den Christen vorbehalten, eine Hölle zu erfinden, aus der es kein Entrinnen gibt – eine Vorstellung, die übrigens auch gern abgekupfert wird: Ich habe einmal gehört, wie Louis Farrakhan, Anführer der häretischen »Nation of Islam« mit ausschließlich schwarzen Mitgliedern, der Menge im Madison Square Garden ein entsetzliches Gebrüll entlockte, indem er den Juden voller Verachtung zurief: »Und denkt dran – wenn Gott euch in die Öfen steckt, dann AUF EWIG!«

Die Fixierung auf Kinder und die strikte Überwachung ihrer Erziehung gehört zu jedem System absoluter Autorität. Es könnte ein Jesuit gewesen sein, der als Erster sagte: »Gib mir das Kind, bis es zehn ist, und ich werde dir den Mann geben«, doch die Idee ist sehr viel älter als die Schule des Ignatius von Loyola. Wie wir vom Schicksal vieler säkularer Ideologien wissen, geht die Manipulation von Kindern oft nach hinten los, doch dieses Risiko gehen die Vertreter der Religionen offenbar ein, um den durchschnittlichen Jungen oder das durchschnittliche Mädchen mit ausreichend Propaganda zu impfen. Was haben sie auch sonst für eine Chance? Wenn die religiöse Unterweisung erst in einem Alter zugelassen wäre, in

dem Kinder selbstständig denken können, lebten wir in einer völlig anderen Welt. Gläubige Eltern sind da geteilter Ansicht, weil sie das Mysterium und die Freude des Weihnachtsfestes und anderer kirchlicher Feiertage natürlich gern gemeinsam mit ihrem Nachwuchs erleben möchten – und nebenbei Gott, den Nikolaus und andere Figuren gut gebrauchen können, um ihre unartigen Kinder im Zaum zu halten. Wenn sich ein Kind oder auch ein junger Erwachsener zu einem anderen Glauben, geschweige denn einem anderen Kult verirrt, behaupten Eltern jedoch gern, die Unschuld ihres Kindes sei ausgenutzt worden. In allen monotheistischen Religionen wurde oder wird aus ebendiesem Grunde die Apostasie streng verboten. In ihrem autobiografischen Buch *Eine katholische Kindheit* erzählt Mary McCarthy, was für ein Schock es für sie war, als sie von einem Jesuitenprediger erfuhr, dass ihr protestantischer Großvater – der gleichzeitig ihr Vormund und Freund war – zum ewigen Höllenfeuer verdammt sei, weil er die falsche Taufe erhalten hatte. Das intelligente, aber altkluge Kind gab keine Ruhe, bis die Mutter Oberin bei höheren Stellen in der Sache nachforschte. So entdeckte sie schließlich in den Schriften des Bischofs Athanasius ein Hintertürchen. Athanasius vertrat die Ansicht, dass Ketzer

nur verdammt seien, wenn sie die wahre Kirche wider besseres Wissen ablehnten – und ihr Großvater konnte ja über die wahre Kirche so wenig wissen, dass er der Hölle vielleicht doch noch entkam.[2] Aber welche Qualen wurden da einem elfjährigen Mädchen auferlegt! Und wie viele weniger hartnäckige Kinder schluckten solche niederträchtigen Lehren, ohne sie zu hinterfragen. Wer Kinder solcherart anlügt, ist in höchstem Maße bösartig.

Zwei Beispiele, eines für eine unmoralische Lehre, das andere für einen unmoralischen Brauch, seien noch angefügt. Die unmoralische Lehre betrifft die Abtreibung. Als Materialist halte ich es für bewiesen, dass ein Embryo ein eigener Körper und ein eigenständiges Wesen ist und nicht, wie es früher bisweilen hieß, ein Auswuchs des weiblichen Körpers. Einige Feministinnen betrachteten den Embryo ja als einen Anhang oder sogar – auch das wurde ernsthaft behauptet – einen Tumor. Solchen Unsinn hört man heute nicht mehr. Das liegt zum einen an den faszinierenden und bewegenden Ultraschallbildern und zum anderen daran, dass schon federleichte »Frühchen« außerhalb des Mutterleibs überlebensfähig sind. Auch in diesem Bereich kann die Wissenschaft

mit dem Humanismus an einem Strang ziehen. Lässt der Anblick einer Frau, der in den Bauch getreten wird, keinen Menschen mit durchschnittlichem moralischem Empfinden kalt, so wächst die Empörung, wenn die betreffende Frau schwanger ist. Die Embryoforschung untermauert die Moral. Die Bezeichnung »ungeborenes Kind« beschreibt sogar im politischen Kontext eine materielle Realität.

Damit aber wird der Streit um die Abtreibung nicht entschieden, im Gegenteil. Es gibt sicher viele Umstände, unter denen es nicht erstrebenswert ist, einen Fötus auszutragen. Auch die Natur oder Gott erkennen dies wohl, denn eine sehr große Zahl von Schwangerschaften wird aufgrund von Missbildungen sozusagen »abgetrieben«; man umschreibt das mit dem freundlicheren Wort Fehlgeburt. Eine solche Fehlgeburt ist zwar traurig, wahrscheinlich aber besser als die große Zahl missgebildeter oder geistig behinderter Kinder, die andernfalls auf die Welt kämen – die einen tot, andere mit einem nur kurzen Leben, das für sie selbst und andere eine Qual wäre. In utero können wir einen Mikrokosmos der Natur und der Evolution beobachten. Wir beginnen unser Leben als winzige amphibische Körper, ehe sich nach und nach

Lunge und Gehirn entwickeln, uns das mittlerweile nutzlose Fellkleid wächst und wieder ausfällt und wir nach einem alles andere als einfachen Übergang den Weg nach draußen finden und Luft atmen. Das System ist entsprechend unbarmherzig, indem es diejenigen, die keine gute Überlebenschance haben, in einem frühen Stadium eliminiert. Unsere Vorfahren in der afrikanischen Savanne hätten auch nicht überlebt, wenn sie eine Vielzahl kränklicher Kinder gegen Raubtiere hätten verteidigen müssen. Die Analogie, die sich hier aufdrängt, ist nicht etwa Adam Smiths »unsichtbare Hand« – diesem Begriff misstraue ich schon seit jeher –, sondern Joseph Schumpeters Modell der »Schöpferischen Zerstörung«, nach der wir uns an ein gewisses Maß an natürlichen Fehlschlägen gewöhnen, die sich aus der Erbarmungslosigkeit der Natur ergeben und bis zu den entfernten Prototypen unserer Spezies zurückreichen.[3]

Nicht jede Empfängnis führt also zu einer Geburt. Und seit wir nicht mehr nur ums bloße Überleben kämpfen, trachtet unsere intelligente Spezies danach, die Reproduktionsrate unter Kontrolle bekommen. Familien, die der Natur und deren Streben nach einer reichen Nachkommenschaft ausgeliefert sind, sind in

einen Kreislauf gebunden, der dem der Tiere entspricht. Am besten gelingt diese Kontrolle durch Prophylaxe, nach der seit jeher fieberhaft geforscht wurde, wie schon frühste Aufzeichnungen dokumentieren. Heute ist sie relativ narrensicher und schmerzlos anzuwenden. Die zweitbeste Lösung, die manchmal aus anderen Gründen zur Anwendung kommt, ist der Schwangerschaftsabbruch, den sogar viele Frauen, die ihn aus schierer Not durchführen, hinterher bereuen. Jedem denkenden Menschen leuchtet ein, wie schwer in dieser Sache die Abwägung von Rechten und Interessen ist. Das Einzige, was hier überhaupt nicht weiterhilft, sei es moralisch oder praktisch, ist die an den Haaren herbeigezogene Behauptung, Spermien und Eizellen seien potenzielle Lebewesen, deren Verschmelzung nicht verhindert werden dürfe, da sie schon kurz nach der Vereinigung eine Seele hätten und eines gesetzlichen Schutzes bedürften. Dieser Argumentation zufolge handelte es sich beim Intrauterinpessar, das die Einnistung eines Eis in der Gebärmutter verhindert, um ein Mordinstrument, und das Ei, das sich im ungünstigen Falle einer Eileiterschwangerschaft im Eileiter entwickelt, wäre nicht etwa eine dem Untergang geweihte Anomalie, die auch das Leben der Mutter akut gefährdet,

sondern menschliches Leben.

Jeder Schritt zur Klärung dieser Sachfrage wurde von der Geistlichkeit in Bausch und Bogen verworfen. Schon der Versuch, die Menschen über die Möglichkeit der »Familienplanung« aufzuklären, wurde von Anfang an scharf verurteilt, und die ersten Befürworter (etwa John Stuart Mill) wurden verhaftet, ins Gefängnis geworfen oder um ihre Anstellung gebracht. Noch vor wenigen Jahren verunglimpfte Mutter Teresa die Verhütung als moralisches Äquivalent zur Abtreibung, was – da sie die Abtreibung als Mord betrachtet – dieser »Logik« nach das Kondom oder die Pille zu Mordwaffen macht. Damit war Mutter Teresa noch fanatischer als ihre Kirche, was einmal mehr belegt, dass dogmatischer Eifer der moralische Gegner des Guten ist, denn er fordert von uns, das Unmögliche zu glauben und das nicht Machbare zu tun. So wurde das Engagement für den Schutz des ungeborenen Lebens und für das Leben schlechthin von Fanatikern, die ungeborene und geborene Kinder zu bloßen Manipulationsobjekten ihrer Doktrin degradieren, an die Wand gefahren.

Im Bereich der unmoralischen Bräuche gibt es wohl kaum etwas so Bizarres wie die Genitalverstümme-

lung bei Kindern. Sie lässt sich zudem besonders schwer mit dem teleologischen Gottesbeweis vereinbaren. Es ist doch anzunehmen, dass ein gestaltender Gott den Fortpflanzungsorganen seiner Geschöpfe besondere Aufmerksamkeit schenken würde, sind sie doch wesentlich für den Fortbestand der Spezies. Doch seit Beginn der Zeit wurden im Zuge religiöser Rituale Kinder aus der Wiege gezerrt und im Schambereich mit scharfen Steinen oder Messern traktiert. In einigen animistischen und muslimischen Gesellschaften ist das Leid der kleinen Mädchen am größten, denn ihnen werden die Schamlippen und die Klitoris beschnitten. Manchmal wird dieser Brauch bis in die Pubertät aufgeschoben und, wie bereits erwähnt, gleich eine Infibulation durchgeführt, oder die Vagina wird ganz zugenäht, wobei nur eine kleine Öffnung für Blut und Urin bleibt. Das Ziel ist klar: Der Sexualinstinkt soll abgetötet oder betäubt, die Versuchung, mit einem anderen Mann zu experimentieren als dem erwählten, geschmälert werden; dem Ehemann kommt dann das Privileg zu, die Nähte in der gefürchteten Hochzeitsnacht zu durchstoßen. Bis dahin wird dem Mädchen beigebracht, dass die monatliche Heimsuchung durch die Blutung ein Fluch und ihr Körper unrein ist. (Irgendwann hat

noch jede Religion ihre Abscheu vor der Menstruation zum Ausdruck gebracht, und viele Religionen verbieten bis heute Frauen in dieser Zeit den Besuch des Gottesdienstes.)

Andere Kulturen, besonders die jüdisch-christlichen, betreiben beharrlich die Verstümmelung kleiner Jungen – kleine Mädchen können, aus welchem Grund auch immer, ohne Veränderung ihrer Genitalien Jüdinnen sein: Nach einer durchgängigen Linie sucht man vergebens in den Bündnissen, die die Menschen mit Gott geschlossen haben wollen. Für die Beschneidung von Jungen gab es ursprünglich wohl zwei Motive. Das Blut, das bei der Beschneidungszeremonie vergossen wird, ist sehr wahrscheinlich ein symbolisches Überbleibsel aus der Zeit der Tier- und Menschenopfer, die in der blutgetränkten Landschaft des Alten Testaments noch so eine große Rolle spielten. Indem sie an diesem Brauch festhielten, konnten die Eltern einen Teil ihres Säuglings stellvertretend für das ganze Kind opfern. Dem Einwand, dass Gott den menschlichen Penis doch sicher mit großer Sorgfalt geschaffen haben muss, stand das erfundene Dogma gegenüber, nach dem Adam beschnitten und nach Gottes Bilde zur Welt kam. Einigen Rabbinern zufolge

war auch Mose bei der Geburt bereits beschnitten, eine Behauptung, die sie allein aus dem Umstand herleiten, dass seine Beschneidung im Pentateuch nirgends erwähnt wird.

Das zweite Motiv entsprach dem für die Beschneidung von Mädchen: den Betroffenen möglichst weitgehend die Freude am Geschlechtsverkehr zu nehmen. Maimonides formuliert das in seinem *Führer der Unschlüssigen* recht eindeutig. Er weist darauf hin, dass die Beschneidung nicht etwas physisch Unzureichendes perfektioniere, sondern diese Aufgabe im moralischen Bereich übernehme, indem sie die Erregbarkeit und die Lust am Geschlechtsakt herabsetze.

Das Versprechen Gottes an Abraham im 1. Buch Mose, Kapitel 17, die Beschneidung werde dazu führen, dass er auch im Alter von neunundneunzig Jahren noch eine große Nachkommenschaft zeugen werde, machte auf Maimonides offenbar keinen großen Eindruck. Abrahams Entscheidung, neben allen männlichen Haushaltsmitgliedern auch die Sklaven zu beschneiden, war ein Randphänomen, vielleicht auch dem Enthusiasmus geschuldet, denn diese Nichtjuden waren nicht Bestandteil des Bundes mit Gott. Jeden-

falls beschnitt er seinen damals dreizehnjährigen Sohn Ismael. Doch während sich Ismael nur von seiner Vorhaut trennen musste, wurde sein jüngerer Bruder Isaak, der in Genesis 22 seltsamerweise als Abrahams einziger Sohn bezeichnet wird, zwar im Alter von acht Tagen beschnitten, sollte später Gott aber trotzdem vom Scheitel bis zur Sohle als Opfer dargeboten werden.

Maimonides zufolge diente die Beschneidung außerdem der Stärkung der ethnischen Solidarität. Besonders wichtig war ihm, dass die Operation am Säugling durchgeführt wurde und nicht erst ein paar Jahre später. Ältere Kinder würden die Operation vielleicht nicht mehr über sich ergehen lassen und hätten darüber hinaus größere Schmerzen als der Säugling, so Maimonides. Auch den Eltern falle es so kurz nach der Geburt leichter. Vor allem der Vater, der ja für die Beschneidung verantwortlich sei, entwickle in den ersten Lebensjahren eine immer engere Bindung zu seinem Sohn, die es ihm erschweren würde, die Operation später noch durchführen zu lassen.[4]

Maimonides ist sich also sehr wohl dessen bewusst, dass der Eingriff, wäre er nicht von Gott angeordnet, selbst bei den frömmsten Eltern einen natürlichen Wi-

derwillen zugunsten des Kindes auslösen würde. Doch um des »göttlichen« Gesetzes willen unterdrückt er diese Einsicht.

Seit einigen Jahren werden auch pseudosäkulare Argumente für die Beschneidung des Mannes ins Feld geführt. Der Eingriff sei hygienischer für die Männer und somit gesünder für deren Frauen, die beispielsweise seltener an Gebärmutterhalskrebs erkrankten. Die Medizin hat diese Behauptungen widerlegt beziehungsweise nachgewiesen, dass Probleme genauso gut durch eine »Lockerung« der Vorhaut gelöst werden können. Die vollständige Beschneidung, die Gott ursprünglich als Blutpreis für das versprochene Massaker an den Kanaanitern verlangte, steht heute als das da, was sie ist: die Verstümmelung eines wehrlosen Kindes mit dem Ziel, ihm sein künftiges Sexualleben zu ruinieren. Die Kausalbeziehung zwischen religiöser Barbarei und sexueller Repression kann deutlicher nicht sein. Wer wollte ermessen, wie viele Menschen auf diese Art ins Elend gestürzt wurden, zumal seit christliche Ärzte die alte jüdische Tradition in ihren Krankenhäusern übernommen haben? Wen lässt es kalt, wenn er die langen Listen in den medizinischen Lehr- und Geschichtswerken liest, die

anhand nüchterner Zahlen darlegen, wie viele männliche Säuglinge nach dem achten Tage an einer Infektion starben oder extreme und unerträgliche Funktionsstörungen und Verunstaltungen davontrugen? Auch die Statistik syphilitischer und anderer Infektionen infolge verfaulter Rabbinerzähne oder Unachtsamkeiten aufseiten der Rabbis sowie der Fälle, in denen versehentlich in die Harnröhre oder gar eine Vene eingeschnitten wurde, liest sich einfach furchtbar. Und es ist noch immer erlaubt, im New York des Jahres 2006! Ohne die Religion und ihre Arroganz würde keine anständige Gesellschaft diese primitive Amputation oder andere Eingriffe in die Genitalien ohne die volle Zustimmung der Betroffenen zulassen.

Auch die schlimmen Folgen des Masturbationstabus, das im Viktorianischen England ebenfalls als Rechtfertigung für die Beschneidung herhalten musste, sind den Religionen anzulasten. Jahrzehntelang wurden junge Männer und Jugendliche mit der vermeintlich medizinischen Warnung in Angst und Schrecken versetzt, ihnen drohten Blindheit, Nervenversagen und das Abrutschen in den Wahnsinn, wenn sie sich der Selbstbefriedigung hingäben. Geistliche hielten

düstere Predigten, die vor unsinnigen Behauptungen nur so strotzten – etwa dass der Samen nur begrenzt vorhanden sei und zwangen damit Generationen von Heranwachsenden unter ihr Joch. Rupert Baden-Powell verfasste zur Untermauerung der körperbetonten Christlichkeit seiner Pfadfinderbewegung eigens eine Abhandlung zu diesem Thema. Bis zum heutigen Tage hält sich der Wahnsinn auf islamischen Websites, die gute Ratschläge für Jugendliche bereithalten. Die Mullahs haben offenbar Samuel Tissots *Die Onanie, oder Abhandlung über die Krankheiten, die von der Selbstbefleckung herrühren* aus dem 18. Jahrhundert und dergleichen mittlerweile in Verruf geratene Texte studiert, die schon die Christen vor ihnen mit so unheilvoller Wirkung praktisch umsetzten. Nicht weniger bizarr und von gleichermaßen schmutziger Fantasie durchsetzt ist die Desinformation eines Abd al-Asis bin Bas, verstorbener Großmufti von Saudi-Arabien, dessen Auslassungen gegen die Onanie auf vielen muslimischen Websites zitiert werden. Er warnte davor, das Masturbieren führe zu einer Beeinträchtigung des Verdauungssystems, einer Schwächung des Augenlichtes, einer Entzündung der Hoden, zu Muskelzittern und einer Zersetzung des Rückenmarks, aus dem das Sperma komme. Auch die

»Hirndrüsen« seien betroffen, wobei der Intelligenzquotient sinke, bis der Wahnsinn einsetze. Zu guter Letzt kündigte der Mufti den Jugendlichen an, ihr Sperma werde so dünn und kraftlos, dass sie später keine Kinder würden zeugen können – eine Aussage, die Millionen gesunder Jugendlicher mit quälenden Schuldgefühlen und Ängsten belastet. Die Websites *Inter-Islam* und *Islamic Voice* kauen diesen Unsinn wider, als herrschten in der muslimischen Welt nicht schon genügend Repression und Ignoranz unter den jungen Männern, die häufig von jeglicher weiblichen Gesellschaft ferngehalten werden, im Wesentlichen lernen, ihre Mütter und Schwestern zu verachten, und sich dem lähmenden Auswendiglernen des Korans zu unterwerfen haben. Nachdem ich in Afghanistan und anderswo Produkten dieses Erziehungssystems begegnet bin, kann ich nur noch einmal betonen: Die jungen Leute leiden nicht unter dem Problem, dass sie sich Jungfrauen wünschen, sondern dass sie Jungfrauen *sind.* Ihre emotionale und psychische Entwicklung wird im Namen Gottes irreparabel gestutzt und die Sicherheit vieler anderer Menschen als Folge dieser Entfremdung und Deformationen bedroht. Sexuelle Unschuld, die bei jungen Leuten bezaubernd sein kann, sofern sie nicht künstlich verlängert wird, ist bei

einem Erwachsenen einfach nur abstoßend und zerstörerisch.

Auch lässt sich gar nicht ermessen, welcher Schaden von schmuddeligen alten Männern und hysterischen Jungfern angerichtet wurde, die sich als geistliche Hüter unschuldiger Kinder in Waisenhäusern und Schulen aufgespielt haben. Insbesondere der römisch-katholischen Kirche kommt hier die überaus schmerzliche Aufgabe zu, den Geldwert eines Kindesmissbrauchs für einen Schadensersatzprozess zu bemessen. Milliarden von Dollar wurden den Opfern bereits zugesprochen, doch wie soll man einen Gegenwert festlegen für die Generationen von Jungen und Mädchen, die von Menschen, denen sie und ihre Eltern vertrauten, auf die abscheulichste Art an die Sexualität herangeführt wurden? Das Wort Kindesmissbrauch ist in Wahrheit ein dümmlicher und erbärmlicher Euphemismus für die wahren Vorgänge: die systematische Vergewaltigung und Folterung von Kindern mit Wissen und Unterstützung einer Hierarchie, die sodann die schlimmsten Täter mittels einer Versetzung in einer anderen Gemeinde in Sicherheit brachte. Angesichts dessen, was in jüngster Zeit in modernen Großstädten ans Licht gekommen ist,

schaudert es einen bei dem Gedanken, was wohl in den Jahrhunderten vor sich ging, als die Kirche noch über jede Kritik erhaben war. Aber was hatte man auch anderes erwartet, wenn man die Schwächsten in die Obhut von Menschen gab, die, ihrerseits Außenseiter und nicht selten homosexuell, ein scheinheiliges Zölibat schwören mussten? Und die gelehrt wurden, mit ihrem Glaubensbekenntnis gebetsmühlenartig zu wiederholen, dass Kinder Auswüchse des Satans sind? Die daraus erwachsende Frustration drückte sich bisweilen in exzessiver körperlicher Züchtigung aus, die für sich genommen schon schlimm genug ist. Doch wenn, wie geschehen, die künstliche Selbstbeherrschung zusammenbricht, führt das zu einem Verhalten, das kein masturbierender, hurender Durchschnittssünder auch nur in Betracht ziehen würde, ohne dass es ihn vor sich selbst grauste. Wir haben es hier nicht mit einigen wenigen Delinquenten unter den Schäfern zu tun, sondern mit dem Ergebnis einer Ideologie, die dem Klerus die Macht zu sichern suchte, indem sie sich die Kontrolle über den Sexualinstinkt, ja über die Sexualorgane der Menschen anmaßte. Wie der Rest der Religion hat auch dieser Aspekt seinen Platz in der angstgeschüttelten Kindheit unserer Spezies. Auf Iwans Frage, ob

er Baumeister eines solchen Gebäudes sein wolle, antwortet Aljoscha leise: »Nein, ich würde es nicht wollen«. Angefangen beim Angebot, den schutzlosen jungen Isaak auf dem Scheiterhaufen zu opfern, bis hin zu den Missbräuchen und Repressionen heutiger Tage, muss auch unsere Antwort Nein lauten, wenn auch deutlich vernehmlicher.

Kapitel siebzehn

Einen Widerspruch vorweggenommen: Der letzte verzweifelte Einwand gegen den Säkularismus

Womöglich kann ich nicht abschließend beweisen, dass der Nutzen der Religion der Vergangenheit angehört, dass die ihr zugrunde liegenden Schriften fadenscheinige Erfindungen sind und sie selbst von Menschen gemacht wurde, dass sie Wissenschaft und Forschung feindlich gegenübersteht, dass sie überwiegend auf Lügen und Ängsten aufbaut und gemeinsame Sache gemacht hat mit Ignoranz und Schuld, mit Sklaverei, Völkermord, Rassismus und Tyrannei. Fest steht aber, dass sie sich heute all dieser Kritikpunkte bewusst ist. Sie kennt darüber hinaus den stetig anwachsenden Berg von Beweisen für den Ursprung des Universums und die Entstehung der Arten, der sie in die Marginalität, wenn nicht gar in die völlige Belanglosigkeit drängt. Mit den meisten Einwänden von Glaubensseite habe ich mich befasst, doch auf ein unvermeidbares Gegenargument muss ich noch eingehen.

Von der Inquisition und den Hexenprozessen, den Kreuzzügen, den islamischen Eroberungen und den Gräueln des Alten Testaments war Schlimmstes zu berichten. Doch haben nicht säkulare und atheistische Regime Verbrechen und Massaker begangen, die im Vergleich dazu mindestens genauso furchtbar, wenn nicht noch schrecklicher waren? Und ist daraus nicht der logische Schluss zu ziehen, dass Menschen, die von religiöser Ehrfurcht befreit sind, zu extrem lasterhaftem und ungezügeltem Verhalten neigen? In seinem Roman *Die Brüder Karamasow* hinterfragte Dostojewski die Religion äußerst kritisch – er lebte ja unter einer von der Kirche geheiligten Tyrannei – und zeichnet seine Figur Smerdjakow als eitlen, gutgläubigen und dummen Menschen. Doch Smerdjakows Maxime »Wenn es keinen ewigen Gott gibt, so gibt es auch keine Tugend« schimmert durch, wenn man sich die russische Revolution durch das Prisma des 20. Jahrhunderts betrachtet.

Man könnte noch weitergehen und sagen, dass der säkulare Totalitarismus uns den Höhepunkt menschlicher Bösartigkeit geliefert hat. Die am häufigsten genannten Beispiele – Hitlers und Stalins Regime – zeigen uns mit erschreckender Klarheit, was gesche-

hen kann, wenn sich Menschen die Rolle von Göttern anmaßen. Im Gespräch mit säkularen und atheistischen Freunden höre ich immer wieder, dass ihnen dieser Einwand von gläubigen Zuhörern am häufigsten entgegengebracht wird. Der Punkt verdient daher eine ausführliche Würdigung.

Um mit einer etwas billigen Anmerkung zu beginnen: Es ist doch interessant, dass gläubige Menschen sich heute gern damit rechtfertigen, dass sie nicht schlimmer seien als Faschisten, Nazis oder Stalinisten – bedauerlich, dass sich die Religion nicht mehr Würde bewahrt hat. Zwar befinden sich meiner Schätzung nach in den Rängen des Säkularismus und des Atheismus nicht übermäßig viele Kommunisten und Faschisten, aber um der Argumentation willen sei zugestanden, dass so, wie Säkularisten und Atheisten Widerstand gegen geistliche und theokratische Tyrannen geleistet haben, gläubige Menschen gegen heidnische und materialistische Gewaltherrschaft aufbegehrt haben. Dies nur, damit wir uns in der Mitte treffen.

Das Wort »totalitär« wurde wohl erstmals von dem marxistischen Dissidenten Victor Serge verwendet, der entsetzt war über die Folgen des Stalinismus in

der Sowjetunion. Die säkulare jüdische Intellektuelle Hannah Arendt, die der Hölle des Dritten Reiches entkommen war, machte den Begriff mit ihrem Buch *The Origins of Totalitarianism* bekannt.[1] Dieser Begriff zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass er »gewöhnliche« Formen der Tyrannei, die von ihren Untertanen lediglich Gehorsam einfordern, von absolutistischen Systemen abgrenzt, die vom Bürger erwarten, dass er ausschließlich Untertan ist, sein Privatleben und seine Persönlichkeit vollständig dem Staat oder dem obersten Führer hingibt.

Von dieser Definition ausgehend, liegt die erste Folgerung auf der Hand. Im Verlauf der Menschheitsgeschichte war die Vorstellung eines totalen oder absoluten Staates meist eng mit der Religion verknüpft. Ein Baron oder ein König zwang seine Untertanen dazu, Steuern zu zahlen oder in seiner Armee zu dienen, und für gewöhnlich hatte er auch Priester an der Hand, die das Volk an seine Pflichten erinnerten. Doch die wahrhaft schreckliche Tyrannei ist eine, die auch Herz und Kopf ihrer Untertanen einfordert. Seien es nun die östlichen Monarchien Chinas, Indiens oder Persiens, die Reiche der Azteken oder Inkas oder die mittelalterlichen Höfe Spaniens, Russ-

lands und Frankreichs: Fast immer waren die Diktatoren auch Götter oder Kirchenführer. Man schuldete ihnen mehr als bloßen Gehorsam: Jede Kritik an ihnen war von vornherein profan, und Millionen von Menschen lebten und starben in blanker Angst vor einem Herrscher, der sie aus einer Laune heraus zu einem Blutopfer auswählen oder zum ewigen Fegefeuer verdammen konnte. Der kleinste Verstoß gegen einen Feiertag, einen heiligen Gegenstand oder eine Vorschrift zur Sexualität, zur Ernährung oder zur sozialen Stellung konnte einen Untertanen ins Unglück stürzen. Das totalitäre Prinzip, das häufig als systematisch beschrieben wird, zeichnet sich gleichzeitig durch Willkür aus. Die Regeln konnten sich jeden Augenblick ändern, und die Herrscher hatten den Vorteil, dass ihre Untertanen nie sicher sein konnten, ob sie gerade dem aktuellen Gesetz genügten oder nicht. Die wenigen Ausnahmen im Altertum – etwa das Athen des Perikles, mit all seinen Unzulänglichkeiten – wissen wir heute so zu schätzen, weil es sich um die seltenen Momente handelt, in denen die Menschen nicht in permanenter Angst vor einem Pharao, vor Nebukadnezar oder Darius lebten, deren Worte heiliges Gesetz waren.

Das galt auch dann noch, als das göttliche Gesetz der Despoten nach und nach moderneren Varianten Platz machte. Der Vorstellung eines utopischen Staates auf Erden, modelliert nach einem himmlischen Ideal, ist nur schwer beizukommen, und Menschen haben sich im Namen dieses Ideals zu furchtbaren Verbrechen hinreißen lassen. Einer der ersten Versuche, eine ideale paradiesische Gesellschaft zu erschaffen, in der alle Menschen gleich sind, war der von Missionaren in Paraguay gegründete totalitäre sozialistische Jesuitenstaat. Er verband ein Höchstmaß an Egalitarismus mit einem Höchstmaß an Unfreiheit und ließ sich nur mit einem Höchstmaß an Angst aufrechterhalten. Das hätte jedem, der die menschliche Spezies zu perfektionieren suchte, eine Warnung sein sollen. Doch dieser Wunsch – die Wurzel und die Quelle des totalitären Antriebs – ist im Wesentlichen ein religiöser.

George Orwell, der asketische Atheist, dessen Romane uns eine bleibende Vorstellung davon vermitteln, wie sich das Leben in einem totalitären Staat anfühlen könnte, hegte da keinerlei Zweifel. »Vom totalitären Standpunkt«, schrieb er 1946 in seinem Essay »Zur Verhinderung der Literatur«, »ist Ge-

schichte eher etwas, das immer neu geschaffen statt gelehrt werden muss. *Der totalitäre Staat ist praktisch eine Theokratie,* und seine herrschende Klasse muss als unfehlbar erscheinen, um ihre Position zu behaupten.«[2] Man beachte, dass er dies in einem Jahr schrieb, in dem er nach zehn Jahren Kampf gegen den Faschismus seine Geschütze stärker auf die Sympathisanten des Kommunismus ausrichtete.

Wer der totalitären Denkart anhängt, muss nicht unbedingt eine Uniform tragen und eine Keule oder eine Peitsche bei sich führen. Er muss nur seine *eigene* Unterwerfung wollen und sich an der Unterwerfung anderer erfreuen. Ein totalitäres System fordert nichts anderes als die unterwürfige Glorifizierung eines perfekten Führers, die Hingabe aller Privatheit und Individualität, insbesondere in Fragen der Sexualität, und die Denunzierung und Bestrafung von Sündern – zu ihrem eigenen Wohle natürlich. Das sexuelle Element ist wahrscheinlich entscheidend, denn die enge Verbindung zwischen Repression und Perversion, die schon Nathaniel Hawthorne in *Der scharlachrote Buchstabe* beschrieb, erschließt sich auch dem behäbigsten Beobachter.

In der frühen Menschheitsgeschichte war das totali-

täre Prinzip gang und gäbe. Die Staatsreligion gab eine umfassende und »totale« Antwort auf sämtliche Fragen, von der Stellung in der sozialen Hierarchie bis hin zu Regelungen in Sachen Ernährung und Sexualität. Sklave oder kein Sklave, der Mensch war Eigentum, und die Geistlichkeit stärkte den Absolutismus. Orwells originellste Projektion der totalitären Idee – das »Gedankenverbrechen« – war eine ständige Gefahr. Ein unreiner Gedanke, zumal ein häretischer, konnte dazu führen, dass dem Betreffenden bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen wurde. Wer beschuldigt wurde, von Dämonen besessen zu sein oder mit dem Bösen in Kontakt zu stehen, wurde unweigerlich auch verurteilt. Wie höllisch das Ganze war, erkannte Orwell schon in seiner von christlichen Sadisten geführten Schule, in der man nie wissen konnte, wann man gegen die Regeln verstoßen hatte. Egal was man tat und wie vorsichtig man auch war – dauernd holten einen Sünden ein, von denen man gar nichts wusste.

So eine grauenhafte Schule lässt man irgendwann hinter sich – traumatisiert fürs Leben, wie Millionen anderer Kinder –, doch der Welt der Erbsünde, der Schuldkomplexe und des Schmerzes kann man nach

religiös-totalitärer Sichtweise nicht entkommen. Nach unserem Tod erwarten uns unzählige Strafen. Extreme religiöse Totalitaristen wie Johannes Calvin, der seine furchtbare Doktrin dem Augustinus entlehnt, behaupten, dass schon vor unserer Geburt unendlich viele Strafen auf uns warten können. Vor langer Zeit sei festgelegt worden, welche Seelen erwählt werden sollen, wenn die Zeit komme, die Schafe von den Ziegen zu trennen. Gegen dieses einstige Urteil sei kein Einspruch möglich, und keine guten Werke oder Glaubensbekundungen könnten den retten, der nicht das Glück habe, erwählt zu sein. Calvins Genf war der Inbegriff eines totalitären Staates, Calvin selbst ein Sadist, Folterer und Mörder, der Michael Servetus, einen der großen Denker und Gelehrten seiner Zeit, bei lebendigem Leib verbrennen ließ. Welches Elend Calvins Anhängern durch die lebenslange Sorge darum auferlegt wurde, ob sie nun erwählt waren oder nicht, ist in George Eliots *Adam Bede* ebenso treffend dargestellt wie in einer alten englischen Satire gegen andere Sekten, von den Zeugen Jehovas bis hin zu den Brüdern von Plymouth, die waghalsig behaupteten, sie seien die Auserwählten und ihnen allein sei die genaue Zahl derer bekannt, die dem Fegefeuer entrissen würden:

Wir sind die Reinen, auserkoren, verdammt sind alle andern. Die dürfen in der Hölle schmoren, wir in den Himmel wandern.

Das Leben eines harmlosen, aber ängstlichen Onkels von mir wurde genau auf diese Art ruiniert. Heute gehört Calvin scheinbar einer fernen Vergangenheit an, doch diejenigen, die in seinem Namen Macht an sich rissen und ausübten, weilen unter sanfteren Bezeichnungen wie Presbyterianer und Baptisten noch unter uns. Der Impuls, Bücher zu zensieren und zu verbieten, Abweichler zum Schweigen zu bringen, Außenseiter zu verdammen, in die Privatsphäre anderer einzudringen und sich auf eine exklusive Erlösung zu berufen, liegt im Wesen des Totalitarismus. Der Fatalismus im Islam, nach dem Gott alles im Voraus festgelegt hat, bietet hier einige Anknüpfungspunkte, denn auch er leugnet die menschliche Autonomie und Freiheit gänzlich und vertritt die arrogante Überzeugung, dass sein Glaube alles umfasst, was ein Mensch wissen muss.

Als sie im Jahr 1950 die große antitotalitäre Anthologie des 20. Jahrhunderts veröffentlichten, mussten die beiden Herausgeber über den passenden Titel nicht lang nachdenken. Sie nannten sie *The God That*

Failed (dt. *Ein Gott, der keiner war].* Einen der beiden kannte ich persönlich, weil ich hin und wieder für ihn arbeitete: den britischen Sozialisten Richard Crossman. In der Einleitung zu dem Buch schreibt er:

> Für den Intellektuellen sind materielle Annehmlichkeiten verhältnismäßig unwichtig; er legt am meisten Wert auf die geistige Freiheit. Die Stärke der katholischen Kirche hat immer darin gelegen, dass sie ein kompromissloses Opfer dieser Freiheit verlangt und den geistigen Hochmut als eine Todsünde verdammt. Der kommunistische Novize, der seine Seele dem kanonischen Gesetz des Kremls unterwirft, empfand etwas von der Erlösung, die der Katholizismus ebenfalls den vom Vorrecht der Freiheit ermatteten und geplagten Intellektuellen bringt.[3]

Das einzige Buch, das bereits im Vorfeld, nämlich ganze dreißig Jahre davor, vor dieser Entwicklung gewarnt hatte, war ein schmales, aber hervorragendes Bändchen, das 1919 unter dem Titel *The Practice and Theory of Bolshevism* herauskam (dt. *Die Praxis und Theorie des Bolschewismus).*[4] Lange bevor Arthur Koestler und Richard Crossman im Rückblick die Trümmer begutachteten, wurde darin mit einer bis heute bewundernswerten Weitsicht die gesamte Katastro-

phe vorhergesagt. Der sarkastische Analyst der neuen Religion, Bertrand Russell, war als Atheist weitaus hellsichtiger als viele naive »christliche Sozialisten«, die in Russland die Anfänge eines neuen irdischen Paradieses zu erkennen meinten. Seine Weitsicht überstieg auch die der anglikanischen Kirche seines Heimatlandes England, wo die anerkannte überregionale Zeitung, die Londoner *Times,* die russische Revolution aus den *Protokollen der Weisen von Zion* erklärte. Diesen ungeheuerlichen, von russisch-orthodoxen Geheimpolizisten fabrizierten Text legte übrigens die offizielle Druckerei der anglikanischen Kirche, Eyre & Spottiswode, neu auf.

Wenn man bedenkt, wie lange die Religionen schon Diktaturen auf Erden zuarbeiten und die absolute Kontrolle im Jenseits ankündigen, wie sind sie da mit den »säkularen« totalitären Regimen unserer Zeit umgegangen? Betrachten wir zunächst in dieser Reihenfolge den Faschismus, den Nationalsozialismus und den Stalinismus.

Die Bewegung des Faschismus, Vorläufer und Modell des Nationalsozialismus, glaubte an eine organische

und korporative Gesellschaft mit einem Führer – die Fasces, das um eine Axt gebundene Rutenbündel der Liktoren im alten Rom, symbolisierten Einheit und Autorität. Die aus dem Elend des Ersten Weltkriegs und einem Gefühl der Erniedrigung erstandenen faschistischen Bewegungen wollten die traditionellen Werte gegen den Bolschewismus verteidigen und hielten Nationalismus und Frömmigkeit hoch. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass sie zuerst und mit besonderer Inbrunst in katholischen Ländern auftauchten, und ganz sicher ist es kein Zufall, dass die katholische Kirche dem Faschismus als Idee allgemein wohlwollend gegenüberstand. Die Kirche betrachtete den Kommunismus als ihren Todfeind, zumal sie in den höchsten Rängen von Lenins Partei auch noch ihren alten jüdischen Feind sitzen sah. Benito Mussolini hatte in Italien kaum die Macht an sich gerissen, als der Vatikan mit den Lateranverträgen von 1929 schon ein offizielles Bündnis mit ihm einging. Diese Verträge regelten, dass der Katholizismus zur einzigen anerkannten Religion in Italien wurde und eine monopolistische Macht über Fragen wie Geburt, Ehe, Tod und Ausbildung erhielt. Im Gegenzug drängte er seine Anhänger, Mussolinis Partei zu wählen. Papst Pius XI. befand, den Duce (»Führer«) habe

die Vorsehung geschickt. Wahlen spielten zwar in Italien auf lange Zeit keine Rolle mehr, doch die Kirche betrieb die Auflösung katholischer Zentrumsparteien und unterstützte eine Pseudopartei namens »Katholische Aktion«, die in mehreren anderen Ländern Nachahmer fand. In ganz Südeuropa war die Kirche ein verlässlicher Verbündeter der Faschisten und half bei der Einsetzung faschistischer Regimes in Spanien, Portugal und Kroatien. General Franco in Spanien durfte seine Invasion und die Absetzung der gewählten Regierung mit dem großartigen Titel *La Crujada,* »Kreuzzug«, verbrämen. Mussolinis Versuch, mit einem Einmarsch in Libyen, Abessinien (heute Äthiopien) und Albanien einen Abklatsch des Römischen Reichs zu errichten, wurde vom Vatikan unterstützt oder zumindest nicht kritisiert. Immerhin lebten in diesen Ländern entweder Nicht-Christen oder wie in Osteuropa die falschen Christen. Den Einsatz von Giftgas und andere grausame Maßnahmen in Abessinien rechtfertigte Mussolini gar mit dem Hinweis auf das hartnäckige Festhalten seiner Bewohner am Monophysitismus, der die eine Natur Christi betont und von Papst Leo und dem Konzil von Chalkedon 451 verdammt worden war.

In Mittel- und Osteuropa stellte sich die Lage kaum besser dar. Der Militärputsch der extremen Rechten in Ungarn unter Admiral Horthy wurde von der Kirche ebenso begrüßt wie ähnliche faschistische Bewegungen in der Slowakei und in Österreich. (Das nationalsozialistische Marionettenregime in der Slowakei wurde sogar von dem Geistlichen Jozef Tiso geführt.) Der österreichische Kardinal begrüßte begeistert den »Anschluss« seines Landes durch Hitler.

In Frankreich eignete sich die extreme Rechte den Slogan »Meilleur Hitler que Blum« an – lieber wollte man den deutschen rassistischen Diktator als den gewählten französischen sozialistischen Juden. Katholische Faschistenorganisationen wie Charles Maurras' *Action Française* und das *Croix de Feu* kämpften mit aller Macht gegen die französische Demokratie und machten keinen Hehl aus ihrer Abneigung, wodurch sich der Niedergang, der Frankreich seit der Aufhebung des Urteils gegen den jüdischen Hauptmann Alfred Dreyfus im Jahr 1899 erfasst hatte, ungehindert fortsetzte. Als die Deutschen Frankreich eroberten, halfen diese Kräfte eifrig bei der Verhaftung und Ermordung französischer Juden sowie bei der Deportation vieler weiterer Franzosen in die Zwangs-

arbeit. Das Vichy-Regime machte Zugeständnisse an die Geistlichkeit, indem es den Wahlspruch von 1789 – *Liberté, Egalité, Fraternité*- aus der Öffentlichkeit verbannte und durch das christliche Ideal *Familie, Travail, Patrie* ersetzte. Selbst in einem Land wie England, in dem sich die Sympathie für den Faschismus in Grenzen hielt, zog er dank katholischer Intellektueller wie T. S. Eliot und Evelyn Waugh in durchaus respektablen Kreisen ein ansehnliches Publikum an.

Die Blauhemdbewegung General O'Duffys im angrenzenden Irland, die zur Unterstützung Francos Freiwillige nach Spanien schickte, war völlig von der katholischen Kirche abhängig. Noch im April 1945 setzte sich Präsident Eamon de Valera, nachdem er die Nachricht vom Tode Hitlers erhalten hatte, seinen Zylinder auf, ließ seine Staatskarosse vorfahren und begab sich zur deutschen Botschaft in Dublin, um zu kondolieren. Diese und ähnliche Haltungen führten dazu, dass eine ganze Reihe katholisch dominierter Staaten von Irland bis nach Spanien den Vereinten Nationen nach deren Gründung zunächst nicht beitreten durften. Die Kirche hat sich bemüht, sich dafür zu entschuldigen, doch ihre Komplizenschaft mit dem Faschismus ist ein bleibender Makel in ihrer Ge-

schichte. Dabei handelte es sich nicht so sehr um ein kurzfristiges Engagement, sondern vielmehr um eine feste Allianz, die erst zerbrach, als die faschistische Ära ihrerseits Geschichte geworden war.

Die Kapitulation der Kirche vor dem deutschen Nationalsozialismus verlief ungleich komplizierter, war aber kaum erhebender. Obwohl der Vatikan zwei wichtige Prinzipien mit Hitlers Bewegung gemein hatte – den Antisemitismus und den Antikommunismus – war ihm bald klar, dass der Nationalsozialismus auch für ihn eine Gefahr darstellte. Erstens handelte es sich um eine quasiheidnische Bewegung, die langfristig das Christentum durch pseudonordische Blutriten und auf der angeblichen Überlegenheit der arischen Rasse gründende finstere Rassenmythen ersetzen wollte. Zweitens strebten die Nationalsozialisten die Vernichtung der Kranken, Versehrten und Geisteskranken an, und zwar nicht unter den Juden, sondern unter den Deutschen. Es war ein Verdienst der Kirche, dass sie die Euthanasie von deutschen Kanzeln schon sehr früh ablehnte.

Hätte sich der Vatikan durchweg vom ethischen Prinzip leiten lassen, so hätte er sich nicht die nächsten fünfzig Jahre vergeblich um eine Erklärung und Ent-

schuldigung für seine verachtenswerte Passivität und Trägheit bemühen müssen. »Passivität« und »Trägheit« sind an dieser Stelle vielleicht sogar die falschen Begriffe. Wer beschließt, nichts zu tun, hat eine Entscheidung getroffen und vertritt eine Linie, und die Anpassung der Kirche in Form einer Realpolitik, deren Ziel es war, nicht etwa den Nationalsozialismus zu besiegen, sondern sich darin einzurichten, lässt sich leicht nachweisen und erklären.

Die erste diplomatische Übereinkunft, die Hitlers Regierung am 8. Juli 1933, wenige Monate nach der Machtergreifung, traf, war ein Vertrag mit dem Vatikan. Im Gegenzug für die unangefochtene Kontrolle über die Erziehung katholischer Kinder in Deutschland, die Einstellung der Nazipropaganda gegen Missbrauchsfälle in katholischen Schulen und Waisenhäusern und das Zugeständnis weiterer Privilegien an die Kirche ordnete der Heilige Stuhl die Auflösung der katholischen Zentrumspartei an und befahl den Katholiken knapp, sich jeglicher politischen Aktivität in allen Bereichen zu enthalten, die das Regime für tabu zu erklären gedachte. In der ersten Kabinettssitzung nach Unterzeichnung dieser Kapitulation sagte Hitler, diese neuen Umstände seien vor allem im

Kampf »gegen das internationale Judentum besonders bedeutungsvoll«.[5] Damit hatte er völlig recht. Wahrscheinlich konnte er sein Glück gar nicht fassen: Zweiunddreißig Millionen Katholiken, die unter dem Dritten Reich lebten und von denen viele Widerstand gegen den Aufstieg des Nationalsozialismus geleistet und große Zivilcourage bewiesen hatten, waren als politische Kraft ausgeschaltet. Ihr eigener Heiliger Vater hatte ihnen aufgetragen, dem schlimmsten Diktator der Menschheitsgeschichte freie Hand zu gewähren. Ab diesem Zeitpunkt wurden dem Staat die Kirchenbücher zugänglich gemacht, um festzustellen, wer nicht »rassisch rein« genug war, um der Verfolgung unter den Nürnberger Gesetzen zu entkommen.

Eine nicht weniger furchtbare Folge dieser Kapitulation war der moralische Kollaps der deutschen Protestanten, die einem Sonderstatus für Katholiken zuvorkommen wollten, indem sie dem »Führer« auf ihre Art entgegenkamen. Keine der protestantischen Kirchen ging allerdings so weit wie die katholische Hierarchie, die sogar Feiern zu Hitlers Geburtstag am 20. April anordnete. Auf päpstliche Anweisung gestattete sich der Kardinal von Berlin an diesem Jubeltag zudem, »namens der Oberhirten aller Diözesen

Deutschlands Ihnen die herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Es geschieht dies im Verein mit den heißen Gebeten, die die Katholiken Deutschlands am 20. April an den Altären für Volk, Heer und Vaterland, für Staat und Führer zum Himmel senden.« Der Anweisung wurde gewissenhaft Folge geleistet.

Der Fairness halber sei erwähnt, dass diese skandalöse Tradition erst 1939 ins Leben gerufen wurde, dem Jahr also, in dem der Papst wechselte. Und der Fairness halber sei hinzugefügt, dass Papst Pius XI. stets die größten Zweifel am Hitler-System und seinem offenkundigen Hang zu radikaler Bösartigkeit hegte. So zog sich der Heilige Vater, als Hitler zum ersten Mal Rom besuchte, demonstrativ aus der Stadt in seine päpstliche Sommerresidenz zurück. Doch dieser kranke und schwache Papst war die gesamten Dreißigerjahre hindurch von seinem Staatssekretär Eugenio Pacelli hintergangen worden. Es gibt gute Gründe für die Annahme, dass mindestens eine päpstliche Enzyklika, in der die Besorgnis über die Misshandlung der Juden Europas wenigstens andeutungsweise zum Ausdruck kam, von Seiner Heiligkeit vorbereitet, von Pacelli, der eine andere Strategie im Sinn hatte, aber zurückgehalten wurde. Heute kennen

wir Pacelli als Papst Pius XII., der nach dem Tod seines Vorgängers im Februar 1939 ins Amt kam. Vier Tage nach seiner Wahl durch das Konklave setzte Seine Heiligkeit folgenden Brief auf:

> **Dem Hochzuehrenden Herrn Adolf Hitler, Führer und Kanzler des Deutschen Reiches...**
> **Wir legen... gleich zu Beginn Unsere(s) Pontifikats Wert darauf, Ihnen zu versichern, dass Wir dem Ihrer Obsorge anvertrauten Deutschen Volke in innigem Wohlwollen zugetan bleiben... In angenehmer Erinnerung an die langen Jahre, da Wir als Apostolischer Nuntius in Deutschland mit Freude alles daran setzten, um das Verhältnis zwischen Kirche und Staat im gegenseitigen Einvernehmen und hilfsbereiten Zusammenwirken beider Teile zu ordnen und zu gedeihlicher Weiterentwicklung zu bringen, richten Wir jetzt zumal auf die Erreichung solchen Zieles das ganz dringende Verlangen, welches die Verantwortung Unseres Amtes Uns eingibt und ermöglicht. Wir geben Uns der Hoffnung hin, dass dieser Unser heißer Wunsch, der mit der Wohlfahrt des Deutschen Volkes und der wirksamen Förderung jeglicher Ordnung aufs engste verbunden ist, mit Gottes Hilfe zu glücklicher Verwirklichung gelange.**

Sechs Jahre nach diesem bösartigen und törichten Brief stand das einst wohlhabende und zivilisierte deutsche Volk vor Schuttbergen, während die gottlose Rote Armee auf Berlin zufegte. Doch ich erwähne diese Verbindung aus einem anderen Grund. Die Gläubigen sehen im Papst den Stellvertreter Christi auf Erden und den Hüter der Schlüssel des heiligen Petrus. Daran dürfen sie natürlich gern glauben und auch daran, dass Gott entscheidet, wann er die Amtszeit des einen Papstes beenden oder, was wichtiger ist, die Amtszeit eines anderen beginnen lassen möchte. Dies würde bedeuten, dass man den Tod eines nazifeindlichen und den Amtsantritt eines nazifreundlichen Papstes wenige Monate vor Hitlers Einmarsch in Polen und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs als Folge des göttlichen Willens betrachten müsste. Wenn man sich diesen Krieg genauer ansieht, so wird man feststellen, dass fünfundzwanzig Prozent der SS-Mitglieder praktizierende Katholiken waren und dass keinem Katholiken wegen seiner Beteiligung an Kriegsverbrechen je mit der Exkommunizierung gedroht wurde. (Joseph Goebbels *wurde* exkommuniziert, doch das war bereits früher, und er hatte es sich selbst zuzuschreiben, denn er hatte sich des Vergehens schuldig gemacht, eine Protestantin zu

heiraten.) Kein Mensch und keine Institution ist vollkommen, das ist klar. Aber es gibt wohl keinen beeindruckenderen Beweis dafür, dass geweihte Institutionen menschgemacht sind.

Die Zusammenarbeit wurde nach dem Krieg fortgesetzt, als der Vatikan gesuchte Naziverbrecher über die berüchtigten »Rattenlinien« nach Südamerika verschwinden ließ. Der Vatikan, der Pässe, Dokumente und Geld besorgen sowie Kontakte herstellen konnte, kümmerte sich um das Fluchtnetz und alles, was für Unterkunft und Unterhalt am Zielort notwendig war. Als wäre das nicht schon schlimm genug, kollaborierte der Vatikan in diesem Zusammenhang auch mit den ultrarechten Diktaturen der südlichen Hemisphäre, die zum überwiegenden Teil nach faschistischem Modell organisiert waren. Flüchtige Folterer und Mörder wie Klaus Barbie machten häufig eine zweite Karriere als Diener solcher Regime, die bis zu ihrem beginnenden Zusammenbruch in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts eine stabile Beziehung gegenseitiger Unterstützung mit dem katholischen Klerus vor Ort unterhielt. So überdauerte die Verbindung zwischen Kirche und Faschismus sowie Nationalsozialismus das Dritte Reich.

Viele Christen gaben bei dem Versuch, in diesen düstersten Zeiten des 20. Jahrhunderts ihre Mitmenschen zu beschützen, ihr Leben, doch die Wahrscheinlichkeit, dass sie dies auf priesterlichen Rat hin taten, ist statistisch beinahe zu vernachlässigen. Das ist auch der Grund dafür, dass wir mit Ehrfurcht der wenigen Kirchenleute gedenken, die ihrem Gewissen folgten, etwa Dietrich Bonhoeffer und Martin Niemöller. Das Papsttum konnte erst in den 1980er-Jahren einen Kandidaten aus dem Kontext der »Endlösung« für die Heiligsprechung auftreiben, wobei es sich um einen recht zweifelhaften Priester handelte, der sich – nachdem er sich in Polen nachgewiesenermaßen lange Zeit als Antisemit hervorgetan hatte – in Auschwitz beispielhaft verhielt. Ein früherer Kandidat, der einfache Österreicher Franz Jagerstatter, erwies sich leider als ungeeignet: Er hatte sich zwar geweigert, in Hitlers Armee zu kämpfen, weil er von höherer Stelle den Auftrag habe, seinen Nächsten zu lieben, doch während er im Gefängnis auf die Exekution wartete, wurde er von seinen Beichtvätern ermahnt, dem Gesetz doch Genüge zu tun. Die säkulare Linke in Europa machte im Kampf gegen den Nationalsozialismus eine erheblich bessere Figur, auch wenn viele dem

Glauben anhingen, jenseits des Ural gebe es ein Paradies für Arbeiter.

Häufig wird vergessen, dass zur Dreierachse auch Japan gehörte, dessen Staatsoberhaupt nicht nur ein gläubiger Kaiser war, sondern auch ein Gott. Wenn der häretische Glaube an Kaiser Hirohitos Göttlichkeit je von einer deutschen oder italienischen Kanzel herab oder von einem Prälaten angezweifelt wurde, so ist mir der Vorgang bislang jedenfalls nicht untergekommen. Im heiligen Namen dieses lächerlich überschätzten Menschen wurden weite Gebiete Chinas, Indochinas und des Pazifikraums geplündert und versklavt. In seinem Namen wurden Millionen indoktrinierter Japaner zu Märtyrern gemacht und geopfert. Weil um den Gottkaiser so ein hysterischer Kult betrieben wurde, schien es durchaus im Bereich des Möglichen, dass sich das gesamte japanische Volk in den Selbstmord flüchten würde, sollte er bei Kriegsende persönlich in Gefahr geraten. So beschloss man, dass er bleiben durfte, aber fortan nur noch einen Anspruch darauf hatte, Kaiser – und vielleicht ein bisschen göttlich – zu sein, aber streng genommen eben kein Gott. Dieses Einlenken vor der Macht der religiösen Meinung erzwingt das Eingeständnis, dass Glau-

be und Gottesverehrung Menschen zu wahrhaft schlechtem Betragen veranlassen kann.

Wer der Religion die »säkulare« Tyrannei gegenüberstellt, hofft darauf, dass beides vergessen wird: die enge Beziehung zwischen den christlichen Kirchen und dem Faschismus sowie die Kapitulation der Kirchen vor dem Nationalsozialismus. Das behaupte nicht nur ich – die Kirchenführungen haben es auch eingeräumt. Wie miserabel ihr Gewissen in diesem Punkt ist, illustriert ein Zitat, das sich hartnäckig hält. Auf religiösen Websites und in religiöser Propaganda stößt man immer wieder auf eine Aussage, die Albert Einstein 1940 gemacht haben soll:

> Da ich die Freiheit schätze, erwartete ich, als die Revolution nach Deutschland kam, dass die Universitäten sie verteidigen würden, denn sie hatten sich immer damit gerühmt, der Wahrheit verpflichtet zu sein. Aber nein, die Universitäten wurden umgehend zum Schweigen gebracht. Dann zählte ich auf die großen Zeitungen, die früher in flammenden Leitartikeln ihre Liebe zur Freiheit proklamiert hatten. Doch auch sie wurden wie die Universitäten innerhalb weniger Wochen zum Schweigen gebracht. ... Nur die Kirche stellte sich aufrecht Hitlers Kampa-

gne zur Unterdrückung der Wahrheit in den Weg. Ich habe nie ein besonderes Interesse an der Kirche gehabt, doch nun fühle ich eine große Zuneigung und Bewunderung, weil nur die Kirche den Mut und die Beharrlichkeit hatte, für intellektuelle Wahrheit und moralische Freiheit einzustehen. Ich muss daher bekennen, dass ich nun rückhaltlos lobe, was ich einst verachtete.

Dieses Zitat, das – ohne verifizierbare Quelle – zum ersten Mal in der Zeitschrift *Time* erschien, wurde in einer landesweit übertragenen Sendung von dem berühmten Geistlichen und Fürsprecher der katholischen Kirche in den USA Fulton Sheen zitiert und ist seither im Umlauf. William Waterhouse hat nun in einem Aufsatz darauf hingewiesen, dass es überhaupt nicht nach Einstein klingt.[6] Zum einen ist die Sprache zu blumig, zum anderen wird die Verfolgung der Juden nicht einmal erwähnt. Der besonnene und umsichtige Einstein setze sich zudem in ein törichtes Licht, wenn er behaupte, er habe etwas »verachtet«, für das er »nie besonderes Interesse« hatte. Eine weitere Schwierigkeit bestehe darin, dass die Aussage in keiner Anthologie mit Einsteins schriftlichen oder mündlichen Kommentaren auftaucht. Waterhouse trieb

schließlich im Einstein-Archiv in Jerusalem einen nicht veröffentlichten Brief auf, in dem der alte Mann 1947 beklagte, das Lob, das er einst einigen deutschen Kirchenmännern *(nicht* Kirchen) ausgesprochen habe, sei bis zur Unkenntlichkeit aufgeblasen worden.

Wer wissen möchte, was Einstein in den frühen Tagen von Hitlers Barbarei *wirklich* gesagt hat, kann es jederzeit nachlesen. Zum Beispiel Folgendes:

> Ich hoffe, dass in Deutschland bald gesunde Verhältnisse eintreten werden und dass dort in Zukunft die großen Männer wie Kant und Goethe nicht nur von Zeit zu Zeit gefeiert werden, sondern dass sich auch die von ihnen gelehrten Grundsätze im öffentlichen Leben und im allgemeinen Bewusstsein durchsetzen.[7]

Daraus geht recht deutlich hervor, dass Einstein auch hier seinen »Glauben« aus der Tradition der Aufklärung bezog. Wer den Mann, der uns eine neue Theorie des Universums geschenkt hat, in ein falsches Licht stellen möchte – aber auch wer schwieg, während seine jüdischen Mitbürger deportiert und vernichtet wurden, oder sich gar daran beteiligte den

wird wohl noch der eine oder andere Gewissensbiss plagen.

Beim sowjetischen und chinesischen Stalinismus mit seinem gewaltigen Personenkult und der Gleichgültigkeit gegenüber dem einzelnen Menschenleben und den Menschenrechten sind nicht allzu viele Schnittstellen mit vorher existierenden Religionen zu erwarten. Zum einen war die russisch-orthodoxe Kirche eine der Hauptstützen der zaristischen Autokratie gewesen, wobei der Zar als formelles Kirchenoberhaupt galt und durchaus übermenschliche Züge hatte. In China wurden die christlichen Kirchen überwiegend mit den »Konzessionen« der Imperialmächte in Verbindung gebracht, was einer der Hauptgründe für die Revolution war. Damit lassen sich der Mord an Priestern und Nonnen sowie die Entweihung von Kirchen weder erklären noch entschuldigen – ebenso wenig wie die Kirchenverbrennungen und die Ermordung Geistlicher in Spanien im Kampf zwischen der spanischen Republik und dem katholischen Faschismus –, doch die langjährige Assoziation der Religion mit korrupter säkularer Macht hat dazu geführt, dass die meisten Nationen mindestens eine antiklerikale Phase

durchlaufen mussten, von Cromwell über Heinrich VIII. bis hin zur Französischen Revolution und zum Risorgimento. Unter den in Russland und China herrschenden Bedingungen des Krieges und des Zusammenbruchs waren diese Interludien besonders brutal. Allerdings sei an dieser Stelle angemerkt, dass man sich in keinem dieser Länder ernsthaft die Wiederherstellung der christlichen Religion in ihren früheren Zustand wünschen sollte: In Russland verteidigte die Kirche die Leibeigenschaft und war für antijüdische Pogrome verantwortlich, und in China arbeiteten Missionare, Händler und Konzessionäre Hand in Hand.

Lenin und Trotzki waren fraglos überzeugte Atheisten. Sie meinten, religiöse Illusionen könnten durch politische Akte zerstört und das unanständig große Vermögen der Kirche enteignet und verstaatlicht werden. Einige der Bolschewiken betrachteten, wie schon einzelne Jakobiner 1789, die Revolution als eine Art Alternativreligion, die Verbindungen zu Erlösungsmythen und Messianismus aufwies. Für Josef Stalin, der in Georgien ein Priesterseminar besucht hatte, stand letztendlich die Machtfrage im Vordergrund. »Wie viele Divisionen«, lautet eine berühmte und

dumme Frage, die er gern stellte, »hat der Papst?« (Die einzig richtige Antwort auf seine sarkastische Fangfrage lautet: »Mehr, als Sie glauben.«) Stalin kopierte sodann pedantisch die päpstliche Angewohnheit, die Wissenschaft dem Dogma anzupassen. So behauptete er steif und fest, der Schamane und Scharlatan Trofim Lyssenko habe den Schlüssel zur Vererbung entdeckt und könne zusätzliche Ernten besonders inspirierter Gemüsesorten garantieren – Millionen Unschuldiger starben infolge dieser »Offenbarung« an bohrenden Bauchschmerzen. Stalin achtete im Laufe seines zunehmend nationalistischen und statischen Regimes stets darauf, zumindest eine Marionettenkirche aufrechtzuerhalten, die mit ihren traditionellen Anreizen seine eigene Wirkung verstärken konnte. Das galt besonders im Zweiten Weltkrieg, als die »Internationale« als russische Nationalhymne aufgegeben und durch eine Art hymnischer Propaganda ersetzt wurde, mit der man 1812 Bonaparte besiegt hatte – und das zu einer Zeit, da »Freiwillige« aus mehreren faschistischen Staaten Europas unter dem heiligen Banner eines Kreuzzugs gegen den »gottlosen« Kommunismus in russisches Territorium einmarschierten. In einer wenig beachteten Passage von Orwells *Farm der Tiere* kehrt der

Rabe Moses, vor der Revolution krächzender Advokat eines Himmels jenseits der Wolken, auf die Farm zurück und hält nach Napoleons Sieg über Snowball vor den leichtgläubigen Tieren eine Predigt. Die Analogie zu Stalin und seiner Manipulation der russisch-orthodoxen Kirche ist auch hier frappant. In Polen bedienten sich die Nachkriegsstalinisten übrigens der gleichen Taktik, indem sie die katholische Organisation Pax Christi zuließen und ihr Sitze im Warschauer Parlament zugestanden, sehr zur Freude katholischer Kommunisten wie Graham Greene. Die antireligiöse Propaganda in der Sowjetunion war auf banalste Weise materialistisch: Schreine für Lenin wurden mit Glasmalereien geschmückt, und im offiziellen Museum des Atheismus wurde ein russischer Astronaut mit den Worten zitiert, er habe im Weltraum jedenfalls keinen Gott gesehen. Dieser Schwachsinn drückte mindestens so viel Verachtung für das gutgläubige Volk aus wie jede Wunder wirkende Ikone. Der große Dichter Czeslaw Milosz formulierte es in seinem antitotalitären Klassiker *Verführtes Denken* so:

> Ich hatte unter meinen Freunden viele Christen – Polen, Franzosen und Spanier –, die auf politischem Gebiet eine strenge stalinistische Orthodoxie ver-

traten, dabei aber einen inneren Vorbehalt machten; sie glaubten nämlich, Gott werde, wenn die Bevollmächtigten der Geschichte ihre blutigen Urteile vollzogen hätten, schon alles wieder zum Guten lenken. Sie gingen in ihren Überlegungen ziemlich weit: Die geschichtliche Entwicklung, so dachten sie, verläuft nach unumstößlichen Gesetzen, die nach Gottes Willen sind; eines dieser Gesetze ist der Klassenkampf. Das 20. Jahrhundert ist das Jahrhundert des siegreichen Kampfes des Proletariats, das bei diesem Kampfe von der kommunistischen Partei angeführt wird; der Führer der kommunistischen Partei ist Stalin, er erfüllt das Gesetz der Geschichte, handelt also nach dem Willen Gottes, und daher ist man ihm Gehorsam schuldig. Die Erneuerung der Menschheit ist nur nach dem in Russland herrschenden Vorbild möglich, darum darf der Christ nicht gegen die eine Idee auftreten – selbst wenn in ihrem Namen Grausamkeiten begangen werden –, die auf dem ganzen Planeten eine neue Menschengattung erschaffen wird. Diese Argumente werden häufig auch öffentlich von jenen Geistlichen vorgebracht, die ein Werkzeug in der Hand der Partei sind. »Christus ist der neue Mensch. Der neue Mensch ist der Sowjetmensch. Folglich ist Christus ein Sowjetmensch!« So

hat der rumänische Patriarch Justinian Marina gesagt.[8]

Sicher, Männer wie Marina waren abscheulich und erbärmlich. Doch so ein Vorgehen ist im Prinzip nicht schlimmer als die unzähligen Pakte zwischen Kirche und Reich, Kirche und Monarchie, Kirche und Faschismus, Kirche und Staat, die allesamt damit gerechtfertigt wurden, die Gläubigen müssten um der »höheren« Ziele willen zeitliche Allianzen eingehen, dem Kaiser geben, was des Kaisers ist – die Worte Zar und Kaiser haben ja mit dem lateinischen Caesar eine gemeinsame Wurzel –, selbst wenn der gottlos sei.

Ein Politikwissenschaftler oder Anthropologe versteht auf Anhieb, was die Herausgeber und Beiträger des Bandes *Ein Gott, der keiner war* in solch unsterbliche säkulare Prosa gossen: In Gesellschaften, die, wie sie sehr gut wussten, mit Glaube und Aberglaube durchsetzt waren, negierten die kommunistischen Absolutisten die Religion nicht etwa, sondern sie versuchten, sie zu *ersetzen.* Die feierliche Erhöhung unfehlbarer Führer, die eine Quelle endlosen Glücks und Segens waren, die permanente Suche nach Häretikern und Schismatikern, die Mumifizierung verstorbener Führer als Ikonen und Reliquien, die grausigen Schaupro-

zesse, die mittels Folter unglaubwürdige Geständnisse entlockten: All das war vor dem Hintergrund der Tradition nur allzu leicht zu durchschauen. Das gilt auch für die Pest- und Hungerzeiten, in denen frenetisch nach allen möglichen Urhebern gesucht wurde, nur nicht nach den wirklichen. (Die große Doris Lessing erzählte mir einmal, sie sei aus der kommunistischen Partei ausgetreten, als sie herausfand, dass Stalins Inquisitoren die Museen der russisch-orthodoxen Kirche und des Zarismus geplündert und die alten Folterinstrumente wieder zum Einsatz gebracht hatten.) Und unschwer zu durchschauen ist es auch, wenn permanent eine strahlende Zukunft heraufbeschworen wird, die alle Verbrechen rechtfertigen und alle kleinlichen Zweifel ausräumen werde. »Extra ecclesiam, nulla salus«, außerhalb der Kirche gibt es kein Heil. »In der Revolution ist alles erlaubt«, sagte Fidel Castro gern, »außerhalb der Revolution nichts.« In Castros Peripherie entwickelte sich tatsächlich eine bizarre Mutation, die mit dem Oxymoron »Befreiungstheologie« bezeichnet wird; Priester und manchmal auch Bischöfe entwickelten »alternative« Liturgien, in denen die lächerliche Vorstellung verbreitet wird, Jesus von Nazareth sei in Wahrheit Sozialist gewesen. Aus guten wie schlechten Motiven –

Erzbischof Romero aus El Salvador war ein mutiger und prinzipientreuer Mensch, was man von manch einem Geistlichen in den nicaraguanischen »Basisgemeinden« nicht sagen kann – verwarf das Papsttum dies als Ketzerei. Hätte es doch auch den Faschismus und den Nationalsozialismus so schnell und unmissverständlich verdammt.

In sehr wenigen Fällen, etwa in Albanien, versuchte der Kommunismus die Religion vollständig auszurotten und einen gänzlich atheistischen Staat zu proklamieren. Das zog die extreme Verehrung einer mittelmäßigen Persönlichkeit wie des Diktators Enver Hoxha nach sich, aber auch heimliche Taufen und Zeremonien, die von der völligen Entfremdung des gemeinen Volkes vom Regime zeugten. Die modernen Vertreter einer säkularen Gesellschaft sprechen sich nicht ansatzweise für ein Verbot religiöser Riten aus. Sigmund Freud beschrieb den religiösen Impuls in *Die Zukunft einer Illusion* recht zutreffend als im Wesentlichen unausrottbar, solange die menschliche Spezies nicht ihre Angst vor dem Tod und ihren Hang zum Wunschdenken bewältigt habe. Dass dies geschieht, erscheint allerdings eher unwahrscheinlich. Die totalitären Staaten haben lediglich demonstriert, dass der

religiöse Impuls – das Bedürfnis nach Gottesverehrung – noch abscheulichere Formen annehmen kann, wenn er unterdrückt wird, was wiederum nicht gerade für diese Neigung spricht.

In den ersten Monaten dieses Jahrhunderts besuchte ich Nordkorea. Hier, in einem hermetisch abgeschlossenen Viereck, umgeben vom Meer und einer nahezu unüberwindbaren Grenze, haben wir ein Land, das sich vollkommen der Beweihräucherung seiner Führer verschrieben hat. Jede wache Minute huldigt der Bürger – der Untertan – dem Höchsten Wesen und seinem Vater. In jeder Schulklasse ertönen Lobgesänge, alle Filme, Opern und Bühnenstücke sind ihnen gewidmet, alle Radio- und Fernsehübertragungen ihnen geweiht. Dasselbe gilt für Bücher, Zeitschriften und Zeitungsartikel, Sportereignisse und den Arbeitsplatz. Ich hatte mich immer gefragt, wie es wohl ist, wenn man unaufhörlich Lobeshymnen singen muss – nun weiß ich es. Auch der Teufel hat dort seinen Platz: Die ständig drohende Gefahr, die von Außenseitern und Nichtgläubigen ausgeht, wird mit unerbittlicher Wachsamkeit bekämpft, unter anderem mit täglichen Ritualen am Arbeitsplatz, die den Hass auf das »Andere« tief verwurzeln. Der nordkoreanische Staat ent-

stand etwa zur gleichen Zeit wie das Buch *1984*, und fast könnte man meinen, der Heilige Vater des Staates, Kim Il Sung, habe den Roman mit der Bitte erhalten, ihn in die Praxis umzusetzen. Doch nicht einmal Orwell wagte es, die Geburt des Großen Bruders mit wundersamen Zeichen und Omen einhergehen zu lassen – Vögeln zum Beispiel, die das herrliche Ereignis mit Liedern in menschlicher Sprache preisen. Und sicher hätte in *1984* die innere Partei auf dem Luftstützpunkt Nummer eins von Ozeanien zu Zeiten einer schrecklichen Hungersnot nicht Milliarden der ohnehin knappen Dollar ausgegeben, um zu beweisen, dass lachhafte Säugetiere wie Kim Il Sung und sein erbärmlicher Sohn zwei Inkarnationen einer Person sind. Nordkorea hat mit dieser Spielart der von Athanasius scharf verurteilten arianischen Ketzerei als einziger Staat der Erde einen Toten als Staatsoberhaupt: Kim Jong Il ist Parteivorsitzender und Oberbefehlshaber, doch die Präsidentschaft hat für alle Zeiten sein verstorbener Vater inne. Damit wird das Regime zu einer Art Nekrokratie oder Mausolokratie, der zur Dreifaltigkeit nur noch eine Figur fehlt. Zwar spielt das Jenseits in Nordkorea keine Rolle, da von einer Flucht in egal welche Richtung stark abgeraten wird, es heißt aber, dass die beiden Kims nach ihrem Tod

weiter über die Menschen herrschen werden. Wer sich näher mit Nordkorea beschäftigt, erkennt schnell, dass er es nicht so sehr mit einer Extremform des Kommunismus zu tun hat – dieser Begriff taucht in den rauschhaften Hingabezeremonien kaum auf –, sondern mit einer degenerierten, aber ausgefeilten Form des Konfuzianismus und der Ahnenverehrung.

Als ich mit einer Mischung aus Erleichterung, Wut und bis heute anhaltendem Mitleid aus Nordkorea abreiste, verließ ich einen totalitären und gleichzeitig religiösen Staat. Ich habe seither mit vielen mutigen Menschen gesprochen, die dieses grauenhafte System von innen und von außen zu untergraben versuchen. Einige der mutigsten unter diesen Widerständlern sind zugegebenermaßen fundamentalistische christliche Antikommunisten. Einer dieser beherzten Menschen gestand in einem Interview, das er mir vor nicht allzu langer Zeit gab, dass es ihm nicht leichtfalle, vor den halb verhungerten und verängstigten Menschen, denen es gelungen ist, aus dem Gefängnisstaat zu entkommen, vom Erlöser zu predigen. Das Konzept eines unfehlbaren und allmächtigen Erlösers, sagten sie, komme ihnen allzu bekannt vor. Eine Schüssel Reis, die Teilhabe an einer umfassenderen Kultur und

ein wenig Ruhe vor dem entsetzlichen Getöse der Pflichtbegeisterung – mehr brauchten sie im Moment nicht. Wer das Glück hat, es nach Südkorea oder in die USA zu schaffen, wird auch dort wieder mit einem Messias konfrontiert. Der Knastbruder und Steuerhinterzieher Sun Myung Moon, der unangefochten der Vereinigungskirche vorsteht und der extremen Rechten in den USA zuarbeitet, ist einer der Drahtzieher in Sachen »Intelligent Design«. Eine führende Figur dieser sogenannten Bewegung ist Jonathan Wells, der seinen Gottmenschen und Guru hartnäckig als »Vater« bezeichnet. Der Autor der lachhaften antievolutionären Abhandlung *The Icons of Evolution* erzählt rührend: »Die Worte des Vaters, meine Forschungen und meine Gebete haben mich davon überzeugt, dass ich mein Leben der Zerstörung des Darwinismus widmen muss, so wie viele meiner Glaubensbrüder in der Vereinigungskirche ihr Leben bereits der Zerstörung des Marxismus gewidmet haben. Als der Vater mich (gemeinsam mit etwa einem Dutzend weiterer Absolventen des Priesterseminars) erwählte, 1978 ein Promotionsstudium aufzunehmen, ergriff ich diese Chance, in den Kampf zu ziehen.« Dr. Wells' Buch wird in der Geschichte des Schwachsinns nicht einmal als Fußnote überdauern,

doch nachdem ich in beiden koreanischen Staaten »Väter« am Werk gesehen habe kann ich mir in etwa vorstellen, wie es im »burned-over district« im Westen des Bundesstaates New York ausgesehen haben muss, als die Gläubigen dort den Ton angaben.

Selbst die sanftmütigste Religion wird zugeben müssen, dass sie eine »totale« Lösung anstrebt, in der gewissermaßen ein blinder Glaube herrscht und alle Aspekte des privaten und öffentlichen Lebens einer permanenten Überwachung von oben unterworfen sind. Diese ständige Aufsicht, die meist mit der Androhung ewiger Rache einhergeht, kehrt nicht immer die besten Eigenschaften des Menschen heraus. Natürlich gehen auch aus der Befreiung von der Religion nicht immer die besten Menschen hervor. Um zwei augenfällige Beispiele zu nennen: Einer der größten Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts, J. D. Bernal, war ein ergebener Anhänger Stalins und verschwendete einen Großteil seines Lebens damit, die Verbrechen seines Idols zu rechtfertigen. H. L. Mencken, einer der besten Religionssatiriker, war allzu begeistert von Nietzsche und sprach sich für eine Form des Sozialdarwinismus aus, der die Euthanasie und die Geringschätzung Schwacher und Kranker einschloss.

Zudem hatte er ein Faible für Adolf Hitler und schrieb eine unverzeihlich wohlwollende Rezension zu *Mein Kampf.*[9] Der Humanismus hat sich für viele Verbrechen zu entschuldigen. Doch er kann das tun und seine Fehler sogar korrigieren, ohne dabei das Fundament eines unabänderlichen Glaubenssystems zu erschüttern oder infrage zu stellen. Totalitäre Systeme, egal welcher Form, sind fundamentalistisch und, wie wir heute sagen würden, *»faith-based«*, also religiös.

In ihrer maßgeblichen Studie zum Phänomen des Totalitarismus hatte Hannah Arendt durchaus Grundsätzliches zu sagen, als sie sich ausführlich mit dem Antisemitismus befasste. Die Vorstellung, dass eine Gruppe von Menschen – sei sie nun als Nation oder als Religion definiert – für alle Zeiten und unrettbar verdammt sein könnte, war und ist im Wesentlichen eine totalitäre. Es ist grauenhaft faszinierend, dass Hitler seine Karriere begann, indem er dieses wahnsinnige Vorurteil propagierte, und dass Stalin am Ende sowohl Opfer als auch Befürworter dieser Wahnidee war. Doch zuvor hatte die Kirche den Virus jahrhundertelang am Leben gehalten. Der heilige Augustinus hatte eine ausgeprägte Vorliebe für den Mythos des

Ewigen Juden und die Vorstellung, dass das Exil der Juden als Beweis für die göttliche Gerechtigkeit zu werten sei. Auch die orthodoxen Juden sind nicht frei von Schuld. Mit der Behauptung, in einem besonderen Bund mit dem Allmächtigen »erwählt« worden zu sein, forderten sie Hass und Misstrauen geradezu heraus und legten eine eigene Form des Rassismus an den Tag. Es sind aber vor allem die säkularen Juden, die von den totalitären Regimen mit Hass verfolgt wurden und werden, sodass es ohnehin unsinnig wäre, das Opfer zum Sündenbock machen zu wollen. Der Jesuitenorden nahm bis ins 20. Jahrhundert nur Männer auf, die nachweisen konnten, dass über mehrere Generationen hinweg kein jüdisches Blut in ihrer Familie geflossen war. Der Vatikan predigte, alle Juden trügen die Verantwortung für den Gottesmord. Die französische Kirche stachelte den Mob gegen Dreyfus und »die Intellektuellen« auf. Der Islam hat »den Juden« nie verziehen, dass sie Mohammed kennenlernten und ihn nicht als den authentischen Gottesboten akzeptierten. Da die Religion in ihren heiligen Schriften so viel Wert auf Stammeszugehörigkeit, Dynastie und rassische Herkunft legte, muss sie die Verantwortung dafür übernehmen, dass sie eines der primitivsten Ammenmärchen der

Menschheit über viele Generationen weitergereicht hat.

Die Verbindung zwischen Religion, Rassismus und Totalitarismus prägt auch jene andere schreckliche Diktatur des 20. Jahrhunderts: das abscheuliche Apartheidsystem in Südafrika. Hier handelte es sich nicht nur um die Ideologie einer Niederländisch sprechenden Volksgruppe, die Menschen anderer Hautfarbe zu unbezahlter Arbeit zwang, sondern auch um eine praktische Umsetzung des Calvinismus. Die niederländische Reformkirche lehrte als Dogma, dass es Schwarzen und Weißen laut Bibel untersagt sei, sich zu vermischen, geschweige denn ein gleichberechtigtes Leben zu führen. Rassismus ist definitionsgemäß Totalitarismus, denn er brandmarkt ein Opfer in alle Ewigkeit und verweigert ihm das Recht auf Würde oder Privatsphäre, ja sogar das Grundrecht darauf, einen geliebten Menschen der »falschen« Sippe zu heiraten und mit ihm oder ihr Kinder zu bekommen, ohne dass diese Verbindung gesetzlich annulliert würde. Dieser Rassismus überschattete das Leben von Millionen von Menschen im »christlichen Westen« unserer Zeit. Die herrschende Nationale Partei, die auch stark antisemitisch infiziert war und sich im

Zweiten Weltkrieg auf die Seite des deutschen NS-Staates schlug, verließ sich auf die Ergüsse von der Kanzel, die ihren eigenen Blutmythos eines Buren-Exodus und das damit verbundene Exklusivrecht auf das »gelobte Land« rechtfertigten. Aus dieser Afrikaans-Version des Zionismus entstand ein rückständiger und despotischer Staat, in dem die Rechte aller anderen Völker abgeschafft wurden und Korruption, Chaos und Brutalität am Ende sogar das Überleben der Buren selbst gefährdeten. Als es so weit war, hatten die unterbelichteten Kirchenführer eine Offenbarung, nach der die stufenweise Abschaffung der Apartheid plötzlich möglich war. Das entschuldigt aber niemals das Unrecht, das die Kirche anrichtete, als sie sich noch stark genug dazu fühlte. Den vielen säkularen Christen und Juden, vielen atheistischen und agnostischen Kämpfern im Afrikanischen Nationalkongress ist es zu verdanken, dass der südafrikanischen Gesellschaft die völlige Barbarei und die Zerstörung von innen erspart wurde.

Mit der alten Idee der Diktatur, die mehr als nur säkulare und alltägliche Probleme regeln konnte, wurde im vergangenen Jahrhundert ausgiebig improvisiert. Die Spielarten reichten vom Geschwafel der grie-

chisch-orthodoxen Kirche von einem »Griechenland für christliche Griechen«, als die Militärjunta 1967 die Macht an sich riss, bis hin zur allumfassenden Unterjochung eines ganzen Landes durch die Roten Khmer in Kambodscha, die ihre Macht auf die vorgeschichtlichen Tempelanlagen und Legenden von Angkor zurückführten. Auch der bereits erwähnte König Sihanouk, mal Freund, mal Feind der Roten Khmer, der sich vor diesen in die Fittiche der chinesischen Stalinisten flüchtete, gefiel sich hin und wieder in der Rolle des Gottkönigs. Irgendwo dazwischen ist der Schah von Persien angesiedelt, der sich als »Schatten Gottes« und »Licht der Arier« betrachtete, die weltliche Opposition unterdrückte und sich als Hüter der schiitischen Schreine aufspielte. Seiner Großmannssucht folgte eine ihres engen Verwandten, Khomeinis Häresie der *vilayat-e fakih,* also die totale Herrschaft der Mullahs, die ihren verstorbenen Führer heute als ihren Gründervater präsentieren, dessen heilige Worte auf ewig gültig seien. Am äußersten Ende der Skala findet sich der urzeitliche Puritanismus der Taliban, die sich ganz der Aufgabe verschrieben, etwas zu finden, das sie verbieten konnten – von Musik bis hin zu Recyclingpapier, das einen winzigen Fetzen eines entsorgten Korans enthalten könnte, war

alles möglich – und die immer neue Methoden der Bestrafung ersannen, etwa das Begraben Homosexueller bei lebendigem Leib. Die Alternative zu diesen grotesken Phänomenen ist nicht etwa die Schimäre der säkularen Diktatur, sondern das Eintreten für den säkularen Pluralismus und das Recht auf Unglauben. Das ist mittlerweile eine dringliche und unerlässliche Pflicht – eine überlebenswichtige.

Kapitel achtzehn

Eine edlere Tradition: Die Vernunft setzt sich zur Wehr

Ich gehöre somit zu den wenigen Menschen in diesem Lande, die den religiösen Glauben nicht etwa aufgegeben haben, sondern ihn nie hatten. ...Dieser Umstand hatte übrigens eine abträgliche Folge in meiner frühen Erziehung, die erwähnenswert ist. Da er mir eine Meinung vermittelte, die derjenigen der Welt widersprach, hielt es mein Vater für notwendig, sie mir als eine solche mitzuteilen, zu der ich mich klugerweise auch nicht vor aller Welt bekennen solle. Diese Lektion, meine Gedanken bereits in jungen Jahren für mich zu behalten, hatte einige nachteilige moralische Begleiterscheinungen.

John Stuart Mill, *Autobiography*

Le silence éternel de ces espaces infinis m'effraie.
(Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume macht mich schaudern.)

Blaise Pascal, *Pensées*

Das Buch der Psalmen ist bisweilen recht irreführend. Der bekannte Beginn von Psalm 121 beispielsweise – »Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt die Hilfe?« – hat im Original die Form einer Frage, während er im Englischen als Aussage daherkommt: »... zu den Bergen, wo Hilfe herkommt«. (Keine Bange: Die aalglatte Antwort auf diese Frage lautet, dass die Gläubigen gegen alles Leid und alle Gefahren gefeit sind.) Egal wer der Psalmist nun war, die Schönheit und Eleganz von Psalm 14 gefielen ihm offenbar so gut, dass er ihn in Psalm 53 fast wörtlich noch einmal aufgreift. Beide beginnen mit der Aussage: »Die Toren sprechen in ihrem Herzen: >Es ist kein Gott.<« Aus welchem Grunde auch immer wird diese Bemerkung als so wichtig erachtet, dass sie in der religiösen Apologie immer wieder auftaucht. Aus der ansonsten unsinnigen Feststellung lässt sich nur ableiten, dass der Unglaube – nicht nur die Häresie und die Apostasie, sondern der Unglaube – schon in jener weit zurückliegenden Epoche bekannt war. Wenn man berücksichtigt, dass die Herrschaft des Glaubens mit seinen brutalen Strafen damals uneingeschränkt und unangefochten war, wäre wohl eher derjenige ein Tor gewesen, der seine Folgerungen *nicht* tief in seinem Herzen verborgen hätte, wobei es

in diesem Falle interessant wäre zu erfahren, woher der Psalmist es dann überhaupt wusste. Nicht umsonst sperrte man in der Sowjetunion Dissidenten wegen »reformistischer Wahnvorstellungen« ins Irrenhaus, weil die Vernunft den Schluss nahelegte, dass jemand, der verrückt genug war, Reformen anzuregen, jeglichen Selbsterhaltungstrieb eingebüßt hatte.

Unserer Spezies werden die Toren nicht ausgehen, doch ich wage die Behauptung, dass es mindestens so viele leichtgläubige Idioten gegeben hat, die ihren Glauben an Gott bekannten, wie Tölpel und Einfaltspinsel, die zu einem anderen Ergebnis gelangten. Es wäre wohl vermessen zu behaupten, dass Intelligenz und Neugier aufseiten der Atheisten wahrscheinlicher ist, doch zumindest haben zu allen Zeiten Menschen darauf hingewiesen, wie unwahrscheinlich Gott ist, wie viel Böses in seinem Namen getan wird, dass er sehr wahrscheinlich vom Menschen geschaffen wurde und dass es durchaus harmlosere Überzeugungen und Erklärungen gibt. Die Namen dieser Männer und Frauen kennen wir nicht, weil sie zu allen Zeiten und allerorten rücksichtslos unterdrückt wurden. Aus dem gleichen Grund wissen wir auch nicht, wie viele nach

außen hin fromme Menschen insgeheim ungläubig waren. Noch im 18. und 19. Jahrhundert hielten es in so vergleichsweise freien Ländern wie Großbritannien und den USA wohlsituierte und begüterte Atheisten wie James Stuart Mill und Benjamin Franklin für ratsam, ihre Ansichten für sich zu behalten. Wenn wir daher von der Schönheit »christlicher« Malerei und Architektur oder von den Errungenschaften »islamischer« Astronomie und Medizin lesen, sind zivilisatorische und kulturelle Fortschritte gemeint – zum Teil von den Azteken und den Chinesen vorweggenommen – die so viel mit dem »Glauben« zu tun haben wie ihre Vorläufer mit Menschenopfern und Imperialismus. Und abgesehen von sehr wenigen Einzelfällen, können wir nicht wissen, wie viele dieser Architekten, Maler und Forscher sich der Überprüfung ihrer innersten Gedanken durch die Gottesfürchtigen entzogen. Galilei hätte seiner Arbeit mit dem Fernrohr womöglich ungestört nachgehen können, hätte er nicht unklugerweise deren kosmologische Folgen zugegeben.

Skepsis, Glaubenszweifel und ausgemachter Unglauben äußern sich schon immer auf die im Wesentlichen gleiche Art. Seit jeher wurde aus der Beobachtung der

natürlichen Ordnung gefolgert, dass ein Schöpfer nicht da oder nicht notwendig sei. Seit jeher wird scharfsinnig erkannt, dass die Religion menschliche Wünsche oder Entwürfe widerspiegelt. Es war nie besonders schwer zu erkennen, dass die Religion Hass und Krieg verursacht und dass das Festhalten an ihr Ignoranz und Aberglauben voraussetzt. Satiriker und Dichter, Philosophen und Forscher erklärten, wenn Dreiecke Götter hätten, so wären ihre Götter dreieckig, so, wie die thrakischen Götter blond und blauäugig waren.

Der Gedanke muss zwar schon vorher da gewesen sein, doch erstmals wird die Kollision zwischen unserem logischen Denkvermögen und einer Form des organisierten Glaubens wohl in dem Prozess gegen Sokrates im Jahr 399 v. Chr. beispielhaft vorgeführt. Für mich ist es dabei völlig unerheblich, dass wir nicht mit Sicherheit wissen, ob Sokrates überhaupt existiert hat. Die Zeugnisse seines Lebens und seine Worte sind uns über ähnlich viele Umwege überliefert wie die Bücher der jüdischen und christlichen Bibel sowie der Hadith des Islam. Die Philosophie ist indes auf Beweise gar nicht angewiesen, weil sie sich nicht mit »offenbarter« Weisheit befasst. Die Berichte, die uns

zum Leben des Sokrates vorliegen – eines stoischen Soldaten, der äußerlich ein wenig dem Schwejk ähnelte, eine zänkische Frau hatte und zur Katalepsie neigte –, sind plausibel und völlig hinreichend. Auf Platons Wort hin, der immerhin ein Zeitgenosse war, dürfen wir annehmen, dass Sokrates in Athen in einer Phase der Paranoia und Tyrannei wegen Gottlosigkeit angeklagt wurde und wusste, dass er sein Leben verlieren würde. Wie aus den wunderbaren Worten der *Apologie* hervorgeht, beabsichtigte er nicht, seine Haut zu retten, indem er auf etwas schwor, an das er nicht glaubte – wie es später einer tat, der mit der Inquisition konfrontiert war. Sokrates war zwar kein Atheist, galt aber zu Recht als unzuverlässig, weil er für Gedankenfreiheit und freie Forschung eintrat und sich weigerte, Dogmen jeglicher Art gutzuheißen. Alles, was er wirklich »wusste«, so sagte er, war das Ausmaß seines eigenen Nichtwissens – das ist für mich die Definition eines gebildeten Menschen. Platon zufolge hielt sich der große Athener durchaus an die üblichen Riten der Stadt, sagte aus, er habe vom Orakel von Delphi den Auftrag erhalten, Philosoph zu werden, und sprach nach seiner Verurteilung zum Tode durch den Schierlingsbecher auf dem Sterbebett von einem Leben nach dem Tod, in dem jene, die

durch geistige Übung die Welt hinter sich gelassen hätten, möglicherweise ein Dasein des reinen Geistes führen würden. Doch auch hier versäumte er nicht, einzuschränkend hinzuzufügen, es könne durchaus auch anders sein. Die Frage war es wie immer wert, ihr nachzugehen. Die Philosophie beginnt, wo die Religion aufhört, so wie die Astronomie die Astrologie weiterführt und die Chemie ansetzt, wo die Alchemie nicht mehr weiterweiß. Von Sokrates lassen sich darüber hinaus zwei überaus wichtige Argumente übernehmen. Erstens, dass das Gewissen angeboren ist und zweitens, dass dogmatische Glaubensanhänger von einem, der ihre Lehren wörtlich zu nehmen vorgibt, gnadenlos vorgeführt werden können.

Sokrates glaubte, einen Daimon zu haben, ein Orakel oder eine innere Stimme, dessen gute Ratschläge er dankbar annahm. Jeder, so er nicht gerade ein Psychopath ist, kennt dieses Gefühl mehr oder weniger ausgeprägt. Adam Smith hatte einen ständigen Partner, mit dem er unhörbar im Gespräch war und der als innere Kontrolle fungierte. Sigmund Freud beschrieb die Stimme der Vernunft als leise, aber hartnäckig. C. S. Lewis meinte derweil, das Vorhandensein des Gewissens sei ein Hinweis auf den göttlichen Funken,

und versuchte damit des Guten zu viel zu beweisen. Heute heißt es durchaus zutreffend, unter dem Gewissen sei das zu verstehen, was uns zu gutem Benehmen veranlasst, wenn niemand hinsieht. Sokrates jedenfalls weigerte sich strikt, etwas zu sagen, dessen er sich moralisch nicht sicher war. Manchmal brach er, wenn er sich selbst der Spiegelfechterei oder der Schaumschlägerei verdächtigte, mitten in der Rede ab. Seinen Richtern erklärte er, sein »Orakel« habe ihn in seiner Verteidigungsrede an keiner Stelle unterbrochen. Wer das Gewissen als Nachweis für Gottes ordnende Hand anführt, bringt ein Argument vor, das sich weder beweisen noch widerlegen lässt. Der Fall Sokrates jedoch zeigt auf, dass Männer und Frauen, die über ein wahrhaftiges Gewissen verfügen, es häufig gegen den Glauben behaupten müssen.

Sokrates drohte der Tod, doch er hatte die Möglichkeit, bei einer Verurteilung auf Strafminderung zu plädieren. Stattdessen bot er in beinahe beleidigendem Ton die Zahlung einer lächerlichen Geldstrafe an. Nachdem er seinen verärgerten Richtern keine andere Möglichkeit als die Höchststrafe gelassen hatte, erklärte er, warum seine Ermordung durch sie für ihn ohne Bedeutung sei. Der Tod habe keinen Schrecken:

Entweder sei er ein ewiger Schlaf oder die Chance auf Unsterblichkeit – ja, auf eine Zwiesprache mit großen Griechen wie Orpheus und Homer, die vor ihm gestorben seien. In diesem glücklichen Falle, so merkte er trocken an, möchte man ja sogar immer wieder sterben. Für uns spielt es überhaupt keine Rolle, dass das Orakel von Delphi der Vergangenheit angehört und dass Orpheus und Homer mythische Gestalten sind. Entscheidend ist für uns, dass Sokrates seine Ankläger mit ihren eigenen Waffen schlug, indem er ihnen sagte: Ich weiß nicht genau, was es mit dem Tod und den Göttern auf sich hat, aber ich weiß mit Sicherheit, dass *ihr* es auch nicht wisst.

Die antireligiöse Wirkung des Sokrates und seiner sanften, aber unnachgiebigen Fragen geht auch aus einem Theaterstück hervor, das noch zu seinen Zeiten verfasst und aufgeführt wurde. In *Die Wolken* des Aristophanes unterhält ein Philosoph namens Sokrates eine Skeptikerschule. Ein Bauer aus der Umgebung stellt die üblichen begriffsstutzigen Fragen, die Gläubige eben so stellen: Wenn es Zeus nicht gibt, wer sorgt dann für den Regen, der das Getreide bewässert? Sokrates fordert den Mann auf, einmal seinen Kopf zu benutzen: Der Regen würde doch, wenn

Zeus ihn machen könnte, auch aus einem wolkenlosen Himmel fallen. Da das nicht geschieht, wäre es da nicht klüger anzunehmen, dass die Wolken die Ursache für den Regen sind? Na gut, sagt der Bauer, wer bewegt aber dann die Wolken? Doch sicher Zeus? Nein, sagt Sokrates und erklärt ihm die Wirkungsweise des Windes und der Wärme. Aha, erwidert der alte Landmann, aber wo kommt der Blitz her, der Lügner und andere Missetäter straft? Der Blitz, lautet die sanfte Antwort, macht keinen Unterschied zwischen dem guten und dem schlechten Menschen. Ja, häufig schlägt er in die Tempel des olympischen Zeus höchstpersönlich ein. Damit hat er den Bauern auf seiner Seite, der allerdings später seine Gottlosigkeit widerruft und die Schule samt Sokrates darin niederbrennt. Manch ein Freidenker hat seither das gleiche Schicksal erlitten oder ist ihm nur knapp entgangen. Alle größeren Gefechte um das Recht auf Gedankenfreiheit, Redefreiheit und freie Forschung sind so abgelaufen, dass die Religion sich mit ihrem prosaischen und engstirnigen Denken gegen den ironischen und nachforschenden Geist durchzusetzen versucht hat.

Im Grunde beginnt die Auseinandersetzung mit dem

Glauben bei Sokrates und endet auch dort, und man kann die Ansicht vertreten, dass die städtischen Ankläger recht taten, als sie die Athener Jugend vor Sokrates' lästigen Spekulationen beschützten. Allerdings führte Sokrates auch nicht gerade viel Wissenschaftliches gegen den Aberglauben ins Feld. Einer seiner Ankläger behauptete, er habe die Sonne als einen Steinbrocken und den Mond als einen Erdbrocken bezeichnet, wobei Letzteres zutreffend gewesen wäre, doch Sokrates wischte den Vorwurf mit dem Hinweis beiseite, das sei ein Problem für Anaxagoras. Der ionische Philosoph war wegen ebendieser Behauptung bereits zuvor unter Anklage gestellt worden, wobei er nicht so weit ging wie Leukipp und Demokrit, denen zufolge alles aus Atomen besteht, die ständig in Bewegung seien. Nebenbei bemerkt ist es durchaus möglich, dass Leukipp nie existierte, was aber nicht weiter von Bedeutung ist. Entscheidend an der genialen Vorstellung des »Atomismus« ist es, dass er die Frage nach einer ersten Ursache oder einem Ursprung als im Wesentlichen irrelevant betrachtet. Weiter konnte man sich damals gar nicht aus dem Fenster lehnen.

Die Problematik der Götter blieb damit ungelöst. Epi-

kur, der die Atomtheorie des Demokrit aufgriff, negierte die Existenz der Götter nicht völlig, konnte aber auch nicht glauben, dass sie für das Leben der Menschen eine Rolle spielten. Warum sollten sie sich für die öde menschliche Existenz interessieren, geschweige denn für eine öde menschliche Regierung? Die Götter, so Epikur, mieden unnötigen Schmerz, und die Menschen seien weise, es ihnen nachzutun. Vor dem Tod müsse man sich daher nicht fürchten, und bis dahin seien alle Versuche, die Absichten der Götter etwa aus Tiereingeweiden zu lesen, absurde Zeitverschwendung.

Von allen Begründern der Antireligion ist der römische Dichter Lukrez in mancherlei Hinsicht der interessanteste und faszinierendste. Er lebte im ersten vorchristlichen Jahrhundert und bewunderte das Werk des Epikur über alle Maßen. In Reaktion auf eine Wiederbelebung des alten Glaubens durch Kaiser Augustus verfasste er ein geistreiches und kunstvolles Gedicht mit dem Titel *De rerum natura (Über die Natur der Dinge).* Dieses Werk wurde im Mittelalter von christlichen Fanatikern beinahe zerstört, und nur ein Manuskript hat die Zeit überdauert. Wir können von Glück sagen, dass es zur Zeit des Julius Cäsar und

des Cicero, der das Lehrgedicht zuerst veröffentlichte, überhaupt noch einen Dichter gab, der sich weiter für den Atomismus stark machte. Mit seiner Aussage, die Aussicht auf eine künftige Annihilation sei nicht schlimmer als das Nachdenken über das Nichts, aus dem wir gekommen seien, nahm Lukrez David Hume voraus. Sigmund Freud klingt bereits an, wenn sich Lukrez über die Begräbnisriten und Gedenkzeremonien lustig macht, aus denen der fruchtlose und unsinnige Wunsch spreche, der eigenen Bestattung beizuwohnen. Aristophanes folgend, meinte er, das Wetter erkläre sich selbst, und das Werk, das törichte und egozentrische Menschen als göttlich inspiriert betrachteten oder auf ihr schwaches Ego bezogen, verrichte, völlig frei von Göttern, die Natur:

Wer kann kräftig die Zügel der unermesslichen Tiefe
Halten in leitender Hand, wer alle die Himmel im Gleichmaß
Drehn und fruchtbar die Erde mit Flammen des Äthers erwärmen,
Gegenwärtig zu jeglicher Zeit und an jeglichem Orte,
Um bald Dunkel durch Wolken zu schaffen und Donner erregend
Heiteren Himmel zu trüben, bald Blitze zu senden

und häufig
Selbst die eigenen Tempel zu schädigen oder im Wüten
Selbst auf Wüsten Geschosse zu richten, die harmlose Leute
Und unschuldige töten, dagegen die Schuldigen meiden?[1]

Der Atomismus wurde im gesamten christlichen Europa viele Jahrhunderte lang aus dem durchaus vernünftigen Grund erbittert verfolgt, dass er die natürliche Welt sehr viel besser erklärte, als die Kirche das konnte. Doch wie ein gedanklicher Faden überlebte das Werk des Lukrez im Geiste einiger weniger Gelehrter. Sir Isaac Newton mag gläubig gewesen sein – er glaubte nicht nur an Jesus Christus, sondern auch an alle möglichen Pseudowissenschaften –, doch in den ersten Entwürfen seiner *Philosophiae naturalis principia mathematica (Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie)* zitiert er neunzig Zeilen aus *De rerum natura.* Galilei erwähnt Epikur in seinem 1623 entstandenen Werk *Saggiatore* zwar nicht direkt, stützt sich aber so stark auf dessen Atomtheorie, dass Freunde wie Kritiker es als epikureisch bezeichneten.

Wenn man bedenkt, dass die Kirche in den frühen

christlichen Jahrhunderten Wissenschaft und Forschung grausam verfolgte (Augustinus zufolge gab es die heidnischen Götter, allerdings in Form von Teufeln, und die Erde war angeblich weniger als sechstausend Jahre alt) und dass es die meisten intelligenten Menschen für ratsam hielten, sich nach außen konform zu geben, ist es kaum verwunderlich, dass die Wiederbelebung der Philosophie häufig in fromme Worte gekleidet wurde. Die Anhänger der in seiner kurzen Blütezeit in Andalusien zugelassenen Philosophieschulen – eine Synthese aus aristotelischer Philosophie, Judaismus, Christentum und Islam – durften über die Dualität in der Wahrheit und ein mögliches Gleichgewicht zwischen Vernunft und Offenbarung spekulieren. Dieses von Anhängern des Averroes vorgebrachte Konzept der »Doppelten Wahrheit« wurde jedoch von der Kirche aus offensichtlichen Gründen strikt abgelehnt. In der Regierungszeit Königin Elizabeths schrieb Francis Bacon – vielleicht in Anlehnung an Tertullian, der sagte, je lächerlicher etwas sei, desto intensiver werde daran geglaubt –, der Glaube sei am größten, wenn die Lehren am wenigsten der Vernunft zugänglich seien. Pierre Bayle machte sich wenige Jahrzehnte nach ihm einen Spaß daraus, zunächst alle vernünftigen Argumente

gegen einen bestimmten Glaubenssatz anzuführen, und fügte hinzu, dass der Triumph des Glaubens dadurch nur umso größer werde. Wir können ziemlich sicher sein, dass er damit nicht nur eine Bestrafung vermeiden wollte. Die Zeit, da die Ironie das Fanatische und Prosaische ins Bockshorn jagen würde, war nicht mehr fern.

Doch ohne Racheaktionen und Rückzugsgefechte von Seiten der Fanatiker ging es nicht ab. Im 17. Jahrhundert bot das streitbare kleine Holland eine kurze, aber großartige Zeit lang als toleranter Gastgeber zahlreichen Freidenkern wie Bayle und Descartes Zuflucht. Ebenfalls in Holland kam ein Jahr vor der Anklageerhebung gegen Galilei durch die Inquisition der große Baruch Spinoza zur Welt, Sohn spanischer und portugiesischer Juden, die sich ihrerseits in Holland vor Verfolgung in Sicherheit gebracht hatten. Am 27. Juli 1656 sprachen die Vorsteher der Amsterdamer Synagoge folgenden *Cherem* oder Bannspruch gegen Spinoza und sein Werk aus:

> Nach dem Urteil der Engel und der Aussage der Heiligen verbannen, verfluchen, verwünschen und verdammen wir Baruch d'Espinosa... Er sei verflucht bei Tag und verflucht bei Nacht, verflucht sein Hinlegen

> **und verflucht sein Aufstehen, verflucht sein Gehen und verflucht sein Kommen... Hütet euch: dass niemand mündlich noch schriftlich mit ihm verkehre, niemand ihm die geringste Gunst erweise, niemand unter einem Dach mit ihm wohnt, niemand sich ihm auf vier Ellen nähere, niemand eine von ihm gemachte oder geschriebene Schrift lese.**[2]

An die mehrmaligen Verfluchungen schließt sich die Aufforderung an alle Juden an, jeglichen Kontakt mit Spinoza sowie die Lektüre seiner Schriften zu meiden. Erwähnt wird in diesem Kontext übrigens auch der Fluch des Elisa: In dieser überaus erhebenden biblischen Geschichte verflucht Elisa, von Kindern wegen seines Kahlkopfes gehänselt, diese im Namen des Herrn, worauf zwei Bären aus dem Wald kommen und die Kinder in Stücke reißen. Thomas Paine hatte schon seine Gründe, als er sagte, er könne an keine Religion glauben, die Kinderseelen erschüttere.

Der Vatikan und die calvinistischen Kirchenführer Hollands begrüßten Spinozas hysterische Verurteilung durch die Juden und eilten ihnen bei der europaweiten Unterdrückung aller seiner Werke zu Hilfe. Hatte der Mann nicht die Unsterblichkeit der Seele infrage gestellt und die Trennung von Kirche und Staat gefor-

dert? Hinweg mit ihm! Heute genießen der damals verfemte Ketzer und das eigenständigste philosophische Werk, das je zur Unterscheidung zwischen Geist und Körper verfasst wurde, höchste Anerkennung. Seine Gedanken zur Conditio humana haben nachdenklichen Menschen mehr Trost gespendet als jede Religion. Bis heute ist ungeklärt, ob Spinoza Atheist war, doch der Streit darum, ob es sich beim Pantheismus nun um Atheismus handelt oder nicht, mutet heutzutage schon seltsam an. Spinoza argumentiert durchaus im Rahmen eines Theismus, doch indem er Gott als etwas beschreibt, das sich in der gesamten natürlichen Welt manifestiert, ist er drauf und dran, einen *religiösen* Gott wegzudefinieren. Und wenn es eine alles durchdringende, präexistente kosmische Gottheit gibt, die ein Teil dessen ist, was sie erschafft, so bleibt kein Raum für einen Gott, der in das Leben der Menschen eingreift, geschweige denn für einen, der in brutalen Kleinkriegen zwischen jüdischen und arabischen Sippen Partei ergreift. So ein Gott kann keinen Text verfasst oder inspiriert haben, und er kann auch nicht Exklusiveigentum einer einzelnen Sekte oder Sippe sein. Erinnern wir uns an die Frage, die Chinesen den ersten christlichen Missionaren in China stellten. Wenn Gott sich offenbart hat,

wie kommt es dann, dass er so viele Jahrhunderte wartete, bis er es die Chinesen wissen ließ? Schon der Prophet Mohammed riet einem Hadith zufolge: »Strebe nach Wissen, selbst wenn es in China ist!« Ohne es zu wissen, verwies er damit darauf, dass die größte Zivilisation der Erde damals am äußersten Rande der ihm bekannten Welt lag. So, wie Newton und Galilei auf Demokrit und Epikur aufbauten, so beeinflusste Spinoza Einstein, der auf die entsprechende Frage eines Rabbiners energisch antwortete, er glaube nur an »Spinozas Gott«, nicht aber an einen Gott, der sich mit dem Schicksal und den Taten der Menschen befasse.[3]

Spinoza entjudaisierte seinen Namen, indem er sich den Vornamen Benedikt gab, und überlebte den Bann von Amsterdam um zwanzig Jahre. Er pflegte einen ruhigen und rationalen Konversationsstil und starb überaus stoisch an Glasstaub, der ihm in die Lunge eingedrungen war: Er hatte sich dem Schleifen von Linsen für Teleskope und medizinische Geräte gewidmet, eine angemessene wissenschaftliche Tätigkeit für einen, der die Menschen lehrte, genauer hinzusehen. »Alle unsere heutigen Philosophen, vielleicht oft ohne es zu wissen«, schreibt Heinrich Heine »sehen

sie durch die Brillen, die Baruch Spinoza geschliffen hat.«[4] Heines Gedichte wiederum wurden später von geistlosen Nazis, die einem assimilierten Juden nicht einmal zugestehen wollten, ein richtiger Deutscher zu sein, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die verängstigten, rückständigen Juden, die Spinoza ächteten, hatten eine Perle weggeworfen, die wertvoller war als ihr gesamter Stamm. Der Leichnam ihres mutigsten Sohnes wurde nach seinem Tod entwendet und zweifellos weiteren Ritualen der Entweihung unterworfen.

Spinoza hatte das zum Teil kommen sehen. Seinen Briefen fügte er das Wort *Caute!* (»Vorsicht!«) hinzu, mit einer kleinen Rose darunter. Und nicht nur das war sub rosa: Für den Druck seines gefeierten Buches *Tractatus* gab er einen falschen Namen an und ließ auf der Titelseite den Namen des Autors ganz weg. Sein verbotenes Werk, das seinen Tod nur durch den Mut und Einsatz eines Freundes überdauerte, lebte in den Schriften anderer weiter. Pierre Bayle widmete Spinoza in seinem 1697 erstmals erschienenen *Historischen und kritischen Wörterbuch* den längsten Eintrag. Montesquieus *Vom Geist der Gesetze* wies dermaßen enge Bezüge zu Spinozas Schriften auf, dass der Autor von der kirchlichen Obrigkeit in Frank-

reich gezwungen wurde, sich von dem jüdischen Monster zu distanzieren und öffentlich seinen Glauben an einen (christlichen) Schöpfer zu erklären. Die große *Enzyklopädie,* herausgegeben von Diderot und d'Alembert, in der später der Begriff der Aufklärung definiert wurde, enthält einen umfangreichen Eintrag über Spinoza.

Einen schweren Fehler christlicher Apologeten möchte ich nicht wiederholen: Völlig überflüssigerweise gaben sie sich große Mühe nachzuweisen, dass weise Männer, die vor Christi Geburt gelebt hatten, im Grunde Propheten und Kündiger seines Kommens waren – noch im 19. Jahrhundert verschwendete William Ewart Gladstone viel Papier auf den Versuch, für die antiken Griechen einen solchen Beweis zu erbringen. Es steht mir nicht zu, Philosophen vergangener Epochen als Vorläufer des Atheismus zu vereinnahmen. Allerdings kann ich sehr wohl darauf hinweisen, dass wir aufgrund der damals herrschenden religiösen Intoleranz nicht wissen, was sie privat dachten, und dass es uns beinahe verwehrt worden wäre zu erfahren, was sie öffentlich schrieben. Selbst der relativ konformistische Descartes, der es für ratsam hielt, sich in das zwanglosere Klima der Niederlande zu be-

geben, plante für seinen eigenen Grabstein Ovids lapidare Worte: »Wer verborgen gelebt hat, hat gut gelebt.«

Im Falle Pierre Bayles und Voltaires beispielsweise ist es nicht so leicht zu entscheiden, ob sie religiös waren oder nicht. Methodisch neigten sie gewiss zur Respektlosigkeit und Satire, und ein Leser, der einem unkritischen Glauben anhing, wurde von ihren Werken in diesem Glauben schwer erschüttert. Ihre Schriften waren die Bestseller ihrer Zeit und machten es den Schichten, die neuerdings über Bildung verfügten, unmöglich, die biblischen Geschichten und anderes mehr weiterhin wörtlich zu nehmen. Insbesondere Bayle löste einen großen, aber heilsamen Tumult aus, als er David, den mutmaßlichen Autor der Psalmen, genauer unter die Lupe nahm und die Karriere eines skrupellosen Banditen offenlegte. Die Annahme, der Glaube veranlasse die Menschen zu einem besseren und der Unglaube zu einem schlechteren Benehmen, tat er als absurd ab und untermauerte dies mit einer langen Liste beobachtbarer Erfahrungen, was dazu führte, dass ihm lobend oder kritisch ein verstohlener Atheismus nachgesagt wurde. Bayle begleitete und verbrämte seine kritischen Aussagen allerdings stets

mit eher orthodoxen Einlassungen, denen es wahrscheinlich zu verdanken ist, dass sein erfolgreiches Werk eine zweite Auflage erlebte.[5] Auch Voltaire schuf mit frommen Gesten ein Gegengewicht zur bissigen Verspottung der Religion und regte ironisch an, dass sein Grab – was machen sich die Leute für Gedanken über die eigene Beerdigung! – dereinst halb in und halb außerhalb der Kirche liegen solle. Allerdings verfasste er eine hochgelobte Schrift für die bürgerliche Freiheit und die Gewissensfreiheit, mit der er die posthume Rehabilitierung des ungerechtfertigt zum Tode verurteilten Jean Calas erreichte. Dieser war gefoltert, gerädert und verbrannt worden, weil er angeblich seinen Sohn umgebracht hatte, um diesen am Übertritt zum Katholizismus zu hindern. Voltaire wusste dank seiner eigenen Erfahrung mit der Bastille sehr wohl, dass nicht einmal er sich gänzlich in Sicherheit wiegen konnte. Das sollten wir nicht vergessen.

Immanuel Kant hing eine Zeit lang dem Glauben an, alle Planeten seien bewohnt, und je größer die Entfernung zur Erde, desto besser der Charakter der Bewohner. Doch selbst aus seiner rührend beschränkten Kenntnis des Universums heraus konnte er überzeu-

gende, vernunftgestützte Argumente gegen theistische Darstellungen vorbringen. Den guten alten teleologischen Gottesbeweis, damals wie heute ein Dauerbrenner, durfte man laut Kant so großzügig interpretieren, dass er einen Architekten zuließ, nicht aber einen Schöpfer. Den kosmologischen Gottesbeweis, nach dem die eigene Existenz eine andere Existenz voraussetzt, verwarf er, weil er lediglich das ontologische Argument wieder aufnehme. Den ontologischen Beweis wiederum machte er zunichte, indem er gegen die naive Vorstellung anging, Gott sei, wenn er als Idee wahrgenommen oder als Prädikat gesetzt werden könne, auch existent. Mit diesem überkommenen Quatsch räumt auch Penelope Lively in ihrem hochgelobten Roman *Moon Tiger auf.* Obwohl sie ihre Tochter Lisa als ein »langweiliges Kind« beschreibt, freut sich die Erzählerin doch über ihre überraschenden Fragen:

> »Gibt es Drachen?«, fragte sie. Ich sagte, nein. »Hat es denn mal welche gegeben?« Ich sagte, alles, was wir wüssten, deute auf das Gegenteil hin. »Aber wenn es das Wort >Drache< gibt, müssen doch auch Drachen da gewesen sein.«[6]

Wer hat nicht schon ein unschuldiges Kind vor der

Widerlegung einer solchen Ontologie bewahrt? Doch um zum Kern der Sache zu kommen und weil wir nicht ewig Zeit haben, erwachsen zu werden, halte ich mich doch lieber an Kant, der die Existenz eben *nicht* als Prädikat betrachtet: »Hundert wirkliche Taler enthalten nicht das Mindeste mehr, als hundert mögliche.«[7] Ich habe Kants Gegenbeweise hier in umgekehrter Reihenfolge angeführt, um den Bogen zu dem 1573 von der Inquisition in Venedig dokumentierten Fall eines gewissen Matteo de Vincenti zu spannen. De Vincenti erklärte, es sei unsinnig, an die Doktrin der Anwesenheit Christi in der Messe zu glauben: »Lieber würde ich daran glauben, dass ich Geld in der Tasche hätte.«[8] Kant wusste nichts von diesem seinem Vorläufer aus dem gemeinen Volke, und als er zum dankbareren Thema Ethik überging, wusste er vielleicht auch nicht, dass sein »kategorischer Imperativ« ein Echo der »Goldenen Regel« des Rabbi Hillel ist. Kant fordert: »*Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetze werden sollte.*«[9] Diese Aussage zum gegenseitigen Interesse und zur Solidarität macht eine durchsetzende oder übernatürliche Macht hinfällig. Wozu sollte sie auch da sein? Der menschliche An-

stand leitet sich nicht aus der Religion ab. Er geht ihr voraus.

Es ist sehr interessant, dass in der Aufklärung im 18. Jahrhundert viele große Denker ähnliche und einander überschneidende Gedanken verfolgten, dabei aber große Sorgfalt darauf verwendeten, sie vorsichtig zu formulieren oder so weit wie möglich auf einen kleinen Kreis gebildeter Gleichgesinnter zu beschränken. Als Beispiel möchte ich Benjamin Franklin anführen, der die Elektrizität zwar nicht entdeckte, aber zu denen gehörte, die ihre Prinzipien und praktischen Anwendungen erforschten. Zu Letzteren gehörte der Blitzableiter, der die Frage, ob Gott uns mit plötzlichen und willkürlichen Blitzschlägen bestraft, endgültig entschied. Kein Kirchturm und kein Minarett ist heute ohne Blitzableiter. Franklin stellte der Öffentlichkeit seine Erfindung folgendermaßen vor:

> In seiner Güte gegenüber der Menschheit hat es Gott gefallen, ihr endlich eine Möglichkeit aufzuzeigen, wie sie ihre Behausungen und ihre anderen Gebäude vor Schäden durch Donner und Blitz schützen kann.[10]

Sodann erklärt er, wie dieses Wunder mit gewöhnli-

chen Materialien aus dem Haushalt hergestellt werden kann – Messingdraht, einer Stricknadel und ein paar Klammern.

Auf den ersten Blick entsprechen Franklins Worte absolut der landläufigen Haltung, wäre da nicht das kleine, aber auffallende Wörtchen »endlich«. Natürlich steht es uns frei zu glauben, dass Franklin jedes Wort ernst meinte und den Leuten klarmachen wollte, dass der Allmächtige Mitleid hatte und den Menschen nach so langer Zeit doch noch das Geheimnis offenbarte. Doch unüberhörbar klingt hier auch Prometheus an, der den Göttern das Feuer stahl. Und Menschen, die Prometheus nacheiferten, mussten damals vorsichtig sein. Joseph Priestley, der als Erster das Element Sauerstoff isolierte, wurde sein Labor in Birmingham von einer Menschenmenge zerstört, die von den Torys aufgehetzt worden war und »für Kirche und König« brüllte. Der überzeugte Unitarier musste erst den Atlantik überqueren, ehe er wieder ungestört arbeiten konnte. Nichts übrigens ist vollkommen, auch diese Geschichte nicht: Franklin interessierte sich ebenso intensiv für die Freimaurerei, wie Newton Gefallen an der Alchemie gefunden hatte, und auch Priestley hatte eine Schwäche, nämlich für die Phlo-

gistontheorie. Vergessen wir nicht, dass wir es hier mit der Kindheit unserer Spezies zu tun haben.

Edward Gibbon, der entsetzt war von den Einsichten, die er im Zuge seiner Recherche für das umfangreiche Werk *Verfall und Untergang des Römischen Reiches* über das Christentum gewonnen hatte, schickte eines der ersten gedruckten Exemplare an David Hume, der ihn vor Ärger warnte, der dann auch prompt folgte. Hume erhielt in Edinburgh Besuch von Benjamin Franklin und reiste seinerseits nach Paris, um sich mit den Herausgebern der *Enzyklopädie* zu treffen. Die gelegentlich großspurig irreligiösen Männer dort waren zunächst enttäuscht, als ihr vorsichtiger schottischer Gast darauf hinwies, es gebe keine Atheisten und möglicherweise auch keinen Atheismus. Hume hätte ihnen wohl besser gefallen, wenn sie die ein Jahrzehnt später erschienenen *Dialoge über natürliche Religion* schon gekannt hätten.

In einem ciceronischen Dialog, in dem Hume erkennbar, aber vorsichtig die Rolle des Philo übernimmt, werden in diesem Werk die traditionellen Argumente zur Existenz Gottes durch modernere Beweise und Argumentationsweisen relativiert. Möglicherweise entlehnt von Spinoza, dessen Werk noch immer zum Teil

nur sekundär verfügbar war, sagte Hume, der Glaube an ein einfaches und allmächtiges höchstes Wesen sei in Wahrheit ein verstecktes Bekenntnis zum Atheismus, denn solch ein Wesen könne unmöglich Eigenschaften besitzen, die wir vernünftigerweise als Geist oder Willen bezeichnen würden. Sollte »er« doch über solche Eigenschaften verfügen, würde das Epikurs Fragen aufwerfen:

> Will er Übel verhüten und kann nicht? Dann ist er unmächtig. Kann er und will nicht? Dann ist er übelwollend. Will er und kann er? Woher dann das Übel?[11]

Der Atheismus schnitt dieses Scheindilemma entzwei wie Ockhams Rasiermesser. Auch für einen Gläubigen ist die Vorstellung absurd, Gott sollte ihm eine Erklärung schulden. Trotzdem bürdet er sich die unlösbare Aufgabe auf, den Willen einer ihm unbekannten Person zu interpretieren, und belastet sich mit diesen im Wesentlichen absurden Fragen nur selbst. (Zu der unausweichlichen Frage »Wo kommen alle Lebewesen her?« nimmt Hume Darwin voraus, indem er sagt, dass sie sich entwickeln: Die Tauglichen überleben, und die Untauglichen sterben aus.) Zum Schluss gelangt Hume wie schon Cicero vor ihm zu einem Kom-

promiss zwischen dem Deisten Cleanthes und dem Skeptiker Philo. Vielleicht ging er damit, wie es seine Art war, auf Nummer sicher, vielleicht übte der Theismus im Zeitalter vor Darwin aber auch einfach noch einen gewissen Reiz aus.

Selbst der große Thomas Paine, ein Freund Franklins und Jeffersons, wies den Atheismusvorwurf, den zu provozieren er sich nicht fürchtete, weit von sich. Ja, er entlarvte die Verbrechen und Schrecken des Alten ebenso wie die törichten Mythen des Neuen Testamentes, um Gott zu rechtfertigen. Keine ehrwürdige und edle Gottheit, so Paine, sollte solche Gräueltaten und Torheiten verantworten müssen. Paines *Zeitalter der Vernunft* brachte erstmals offene Verachtung für die organisierte Religion zum Ausdruck und hatte weltweit enorme Wirkung. Amerikanische Freunde und Zeitgenossen, die sich zum Teil von ihm hatten inspirieren lassen, die Unabhängigkeit von den Usurpatoren aus dem Hause Hannover und ihrer anglikanischen Privatkirche zu erklären, erreichten derweil etwas Großartiges und noch nie Dagewesenes: Sie schrieben eine demokratische und republikanische Verfassung, in der Gott nicht vorkommt und Religion nur im Zusammenhang mit der Garantie erwähnt

wird, sie stets vom Staat zu trennen. Fast alle amerikanischen Gründerväter starben ohne priesterlichen Beistand, auch Paine. Noch in seinen letzten Stunden wurde er von religiösen Rowdys belästigt, die ihn drängten, Christus als seinen Erlöser anzuerkennen. Wie David Hume lehnte er solchen Trost rundweg ab, und sein Andenken überdauerte die verleumderischen Gerüchte, denen zufolge er am Ende doch noch um die Versöhnung mit der Kirche gebettelt habe. Dass Gottesleute solche Reuebekundungen auf dem Sterbebett herbeiführen wollten oder gar nachträglich erfanden, lässt auf einen höchst mangelhaften Glauben aufseiten der Gläubigen schließen.[12]

Charles Darwin kam noch zu Paines und Jeffersons Lebenszeit zur Welt, und sein Werk konnte endlich dem Wissensdefizit abhelfen, mit dem sie im Bereich des Ursprungs der Pflanzen und Tiere und anderer Naturphänomene noch zu kämpfen hatten. Doch selbst Darwin war, als er seine Forschungen als Botaniker und Naturhistoriker aufnahm, ziemlich sicher, dass er im Einklang mit Gottes Plan handelte. Immerhin hatte er Geistlicher werden wollen. Mit jeder neuen Entdeckung versuchte er sein Wissen mit dem Glauben an eine höhere Intelligenz in Einklang zu bringen. Wie

Edward Gibbon wusste er im Voraus, dass die Veröffentlichung seiner Forschungen kontrovers aufgenommen würde, und bereitete sich vorsorglich – nicht so umfangreich wie Gibbon allerdings – schon einmal auf seine Verteidigung vor. Am Anfang machte er sich gar selbst Vorwürfe, die sehr nach dem Unsinn klangen, den die Vertreter des »Intelligent Design« heute gern verbreiten: Nun, da wir die unwiderlegbaren Beweise für die Evolution vor Augen haben, lässt sich da nicht mit Fug und Recht behaupten, dass Gott noch viel großartiger ist, als wir es bisher angenommen haben? Da er aber selbst davon nicht restlos überzeugt war, fürchtete er, seine ersten Schriften zur natürlichen Auslese würden seine Reputation ruinieren, gerade so, als hätte er einen Mord gestanden. Wollte er je den Nachweis führen, dass eine Anpassung an den Lebensraum stattgefunden hat, das war ihm bewusst, würde er etwas noch viel Beunruhigenderes eingestehen müssen: dass es keine erste Ursache, keinen großen Plan gibt.

Die Symptome der so vertrauten Verschleierung und Verschlüsselung durchziehen die gesamte erste Ausgabe des Buches *Die Entstehung der Arten.* Der Begriff Evolution taucht überhaupt nicht auf,

wohingegen das Wort Schöpfung recht häufig fällt. (Interessanterweise trugen Darwins erste Notizbücher aus dem Jahr 1837 den vorläufigen Titel *Die Transmutation der Arten,* der wie der archaischen Alchemistensprache entnommen klingt.) Auf der Titelseite fand sich dann ein Zitat des offenbar als respektabel geltenden Francis Bacon, nach dem es nicht nur das Wort Gottes, sondern auch sein Werk zu studieren gelte. In *Die Abstammung des Menschen* wagte sich Darwin etwas weiter aus der Reserve, ließ den Text aber immer noch durch seine fromme und geliebte Frau Emma redigieren. Nur in seiner Autobiografie, die nicht zur Veröffentlichung vorgesehen war, und in einigen Briefen an Freunde räumte er ein, dass er seinen Glauben eingebüßt habe. Seine »agnostische« Schlussfolgerung hatte viel mit seinem Leben und seiner Arbeit zu tun: Er hatte zahlreiche Verluste erlitten, die er nicht mit einem liebevollen Schöpfer, geschweige denn mit der christlichen Lehre einer ewigen Bestrafung vereinbaren konnte. Wie viele noch so kluge Menschen neigte er zu jener Egozentrik, die über Wohl oder Wehe des Glaubens entscheidet und voraussetzt, dass sich das Universum mit unserem Schicksal befasst. Darwins wissenschaftliche Stringenz erscheint in diesem Lichte allerdings umso ver-

dienstvoller, und seine Arbeit steht auf einer Stufe mit der des Galilei, da sie ausschließlich der Wahrheitsfindung diente. Dass sie von der – falschen und enttäuschten – Erwartung motiviert wurde, diese Wahrheit wäre am Ende ein Widerhall des Lobliedes *ad majorem Dei gloriam,* spielt dabei keine Rolle.

Nach seinem Tod wurde auch Darwin von einem hysterischen Christen mit der Lüge verunglimpft, der große, aufrichtige und gequälte Forscher habe bis zuletzt mit der Bibel geliebäugelt. Erst nach geraumer Zeit kam man dem erbärmlichen Schwindler, der dieses Vorgehen für edel hielt, auf die Schliche.

Als Sir Isaac Newton, wahrscheinlich zu Recht, wissenschaftliches Plagiat vorgeworfen wurde, machte er das vorsichtige Eingeständnis – seinerseits ein Plagiat –, er genieße bei seiner Arbeit das Privileg, »auf den Schultern von Giganten« zu stehen. Diese Aussage wäre im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts stark untertrieben. Wann immer mir danach ist, kann ich mich mithilfe eines einfachen Laptops mit Leben und Werk des Anaxagoras, des Erasmus, des Epikur oder Ludwig Wittgensteins vertraut machen. Die Bibliothekslektüre bei Kerzenlicht, ein Mangel an Texten oder Schwierigkeiten, mit Gleichgesinnten Ver-

bindung aufzunehmen, gehören anderen Zeitaltern oder Gesellschaften an und stellen für mich kein Problem dar. Auch muss ich – wenn mir nicht gerade eine unfreundliche Stimme am Telefon den Tod oder die Hölle oder beides an den Hals wünscht – nicht ständig fürchten, dass ich als Folge meiner Veröffentlichungen meine Arbeit verliere, meine Familie ins Exil fliehen muss oder Schlimmeres erleidet, religiöse Schwindler und Lügner meinen Namen nachhaltig in den Schmutz ziehen oder ich vor die schwierige Wahl zwischen Widerruf und Tod durch Folter gestellt werde. Ich kann Freiheiten genießen und aus einem Wissensfundus schöpfen, die für die Pioniere unvorstellbar waren. Im Rückblick auf die lange Zeit vor mir ist gar nicht zu übersehen, dass die Giganten, auf die ich mich stütze und auf deren breiten Schultern ich stehe, allesamt gezwungen waren, in ihren hoch, aber nicht ausreichend entwickelten Kniegelenken ein wenig nachzugeben. Nur ein Mitglied aus der Kategorie Giganten und Genies sprach ohne Angst und übergroße Vorsicht aus, was es dachte. Ich zitiere daher noch einmal Albert Einstein, der so gern verzerrt wiedergegeben wurde. Einem Briefpartner, dem eine dieser vielen Entstellungen Sorgen bereitete, schrieb er:

> **Was Sie über meine religiösen Überzeugungen gelesen haben, war natürlich eine Lüge, und zwar eine Lüge, die systematisch wiederholt wird. Ich glaube nicht an einen personalen Gott und habe das auch nie geleugnet, sondern es deutlich zum Ausdruck gebracht. Wenn etwas in mir ist, das als religiös bezeichnet werden kann, dann ist es die uneingeschränkte Bewunderung für die Struktur der Welt, soweit unsere Wissenschaft sie offenbaren kann.**

Jahre später antwortete er auf eine andere Nachfrage:

> **Ich glaube nicht an die Unsterblichkeit des Individuums und betrachte die Ethik ausschließlich als eine menschliche Angelegenheit ohne übermenschliche Autorität.**[13]

Diese Worte kommen von einem Mann, der zu Recht für seine Sorgfalt, sein Augenmaß und seine Skrupel bekannt war und der mit seinem Genie eine neue Theorie entwickelte, die, in die falschen Hände gelangt, nicht nur die ganze Welt, sondern auch ihre gesamte Vergangenheit und ihre Zukunft hätte auslöschen können. Fast sein ganzes Leben lang war er damit beschäftigt, sich gegen die Rolle eines stra-

fenden Propheten zu wehren und stattdessen die Botschaft von der Aufklärung und vom Humanismus zu verbreiten. Als Jude, der als solcher ins Exil getrieben, diffamiert und verfolgt worden war, bewahrte er sich möglichst viel vom ethischen Judaismus, lehnte aber die barbarische Mythologie des Pentateuch ab. Wir haben ihm mehr zu verdanken als all den wehklagenden Rabbinern vergangener und heutiger Tage. Als man Einstein übrigens die erste Präsidentschaft des Staates Israel anbot, lehnte er ab, weil er der Entwicklung des Zionismus kritisch gegenüberstand – sehr zur Erleichterung David Ben Gurions, der sein Kabinett nervös gefragt hatte: »Was machen wir, wenn er Ja sagt?«

Königin Victoria soll in der schwarzen Tracht der Witwe ihren geschätzten Premierminister Benjamin Disraeli gefragt haben, ob er einen unwiderlegbaren Beweis für die Existenz Gottes anzubieten habe. Disraeli zögerte kurz, ehe er seiner Königin, die er zur »Kaiserin von Indien« gemacht hatte, antwortete: »Die Juden, Ma'am.« Das weltliche, wenn auch abergläubische politische Genie sah im Überleben des jüdischen Volkes und seinem bewundernswert hartnäckigen Festhalten an seinen althergebrachten

Riten und Geschichten ein Zeichen für das unsichtbare Wirken Gottes. Er selbst verließ da gerade das sinkende Schiff. Noch während er seine Worte sprach, überwanden die Juden zwei Formen der Unterdrückung. Die erste und augenscheinlichste war die Gettoisierung, die ignorante und bigotte christliche Behörden ihnen auferlegt hatten. Sie ist so gut dokumentiert, dass ich nicht näher darauf eingehen muss. Die zweite Form der Unterdrückung indes hatten sie sich selbst auferlegt. So hatte beispielsweise Napoleon Bonaparte die diskriminierenden Gesetze gegen Juden trotz einiger Vorbehalte aufgehoben – er mag dabei an ihre finanzielle Unterstützung gedacht haben, aber dies nur nebenbei. Doch als seine Armee in Russland einmarschierte, drängten die Rabbiner ihre Herde, sich ausgerechnet auf die Seite des Zaren zu stellen, der sie hatte diffamieren, verprügeln, ausplündern und ermorden lassen. Lieber haben wir diesen judenfeindlichen Despotismus, so die Rabbiner, als auch nur einen Hauch unheiliger französischer Aufklärung. Deshalb ist das törichte und ermüdende Melodrama, das sich in jener Amsterdamer Synagoge abspielte, bis heute so wichtig. Selbst in einem so toleranten Land wie Holland machten die verantwortlichen Rabbiner lieber gemeinsame Sache mit

christlichen Antisemiten und anderen Obskuranten, als dem Besten unter ihnen zu gestatten, seiner Intelligenz freien Lauf zu lassen.

Als die Mauern der Gettos fielen, befreite dieser Zusammenbruch die Bewohner deshalb nicht nur von den »Heiden«, sondern auch von den Geistlichen. Und nun konnten sich die Begabungen in einem Maß entfalten wie noch in kaum einer Epoche zuvor. Eine bis dahin gelähmte Bevölkerung trug nun erheblich zur Entwicklung der Medizin, der Wissenschaften, der Gesetzgebung, der Politik und der Künste bei. Der Widerhall ist bis heute spürbar; man denke nur an Marx, Freud und Einstein, Isaac Babel, Arthur Koestler, Billy Wilder, Lenny Bruce, Saul Bellow, Philip Roth, Joseph Heller und zahllose andere, die ein Produkt dieser doppelten Emanzipation sind.

Wenn es einen absolut tragischen Tag in der Menschheitsgeschichte zu benennen gälte, so wäre es der, an den heute der nichtssagende und ärgerliche jüdische Feiertag Chanukka erinnert. Dieses eine Mal plagiiert nicht das Christentum den Judaismus, sondern die Juden lehnen sich schamlos an die Christen an, in dem erbärmlichen Versuch, eine Feier zeitgleich mit dem Weihnachtsfest abzuhalten, das seinerseits die

quasichristliche Annektierung einer heidnischen, ursprünglich vom Polarlicht erhellten Sonnwendfeier in Nordeuropa ist. Das ist die Endstation, an die uns der banale »Multikulturalismus« gebracht hat. Die Motivation des Judas Makkabäus, im Jahr 165 v. Chr. den Tempel in Jerusalem erneut zu weihen und damit das Datum festzulegen, dessen heute an Chanukka mit Milde im Herzen gedacht wird, war allerdings nicht im Entferntesten multikulturell. Die Makkabäer, Begründer der hasmonäischen Dynastie, führten gewaltsam den mosaischen Fundamentalismus wieder ein, und zwar gegen die vielen Juden in Palästina und anderswo, die sich hatten vom Hellenismus beeinflussen lassen. Diese frühen Multikulturalisten langweilte das »Gesetz«, stieß die Beschneidung ab. Sie interessierten sich für griechische Literatur und die körperlichen und intellektuellen Übungen im Gymnasium und kannten sich in der Philosophie gut aus. Sie spürten die Anziehungskraft, die von Athen ausging, wenn auch nur über den Umweg über Rom und die Erinnerung an die Zeiten Alexanders, und sie konnten die nackte Angst und den Aberglauben des Pentateuch nicht ertragen. Den Dienern des alten Tempels waren sie zu kosmopolitisch, und sicher war es ein Leichtes, sie des Loyalitätskonfliktes zu bezichtigen,

als sie in den Bau eines Zeustempels ausgerechnet auf dem Grundstück einwilligten, wo früher auf qualmenden und blutigen Altären die strenge Gottheit alter Zeiten milde gestimmt worden war. Als jedenfalls der Vater des Judas Makkabäus beobachtete, wie ein Jude auf dem alten Altar ein hellenisches Opfer bringen wollte, fackelte er nicht lange und ermordete ihn. Im Verlauf der nächsten Jahre wurden während der makkabäischen »Erhebung« noch viele assimilierten Juden umgebracht, gewaltsam beschnitten oder beides, und den Frauen, die mit der neuen hellenischen Rechtsprechung geliebäugelt hatten, erging es noch schlimmer. Die Römer zogen am Ende die gewalttätigen und dogmatischen Makkabäer den weniger militanten und fanatischen Juden vor, deren Togen im glitzernden Licht des Mittelmeers geschimmert hatten. Damit war dem brutalen Zusammenstoß zwischen dem ultraorthodoxen Sanhedrin und dem Kaiserreich die Bühne bereitet. Dieser düstere Dualismus mündete schließlich ins Christentum – eine weitere jüdische Häresie – und von dort aus unvermeidlich in die Geburt des Islam. Das alles hätte uns erspart werden können.

Sicher, es hätte auch so genügend Torheit und Ego-

zentrik gegeben. Unsere Spezies ist von Natur aus nicht sehr lernfähig. Doch die Wirkung Athens auf die Geschichte und die Menschheit wäre kontinuierlicher verlaufen, das jüdische Volk hätte statt eines kargen Monotheismus die Philosophie verbreiten können, und die alten Schulen samt ihrer Weisheit würden für uns heute nicht der Vorgeschichte angehören. Ich saß einmal im Knesset-Büro des verstorbenen Rabbi Meir Kahane, eines bösartigen Rassisten und Demagogen, der den verrückten Dr. Baruch Goldstein und andere gewalttätige israelische Siedler zu seinen Unterstützern zählte. Kahanes Kampagne gegen Mischehen und für die Vertreibung aller Nichtjuden aus Palästina hatte ihm die Verachtung vieler Israelis und Juden in der Diaspora eingebracht, die sein Programm mit den Nürnberger Gesetzen in Deutschland verglichen. Kahane zog ein wenig über diese Ansichten her, sagte, jeder Araber dürfe bleiben, wenn er zum Judaismus übertrete und einen strengen Halacha-Test ablege, wurde es aber bald müde und tat seine jüdischen Gegner als »hellenisiertes« Gesindel ab. Und rein formal hatte er recht: Seine Bigotterie hatte wenig mit der »Rasse« und viel mit dem »Glauben« zu tun. Beim Anblick dieses schmierigen Barbaren versetzte es mir einen wahren Stich, als ich an die Welt des

Lichtes und der Farben dachte, die vor langer Zeit von den schwarz-weißen Albträumen seiner finsteren und selbstgerechten Vorfahren hinweggefegt wurde. Der Gestank des Calvin, des Torquemada und des bin Laden stieg von diesem schmuddeligen, buckligen Menschen auf, dessen Schläger der Kach-Partei auf den Straßen patrouillierten, immer auf der Suche nach einer Verletzung des Sabbat und unerlaubten sexuellen Beziehungen. Um es mit dem Bild der Burgess Shale auszudrücken: Hier war ein giftiger Zweig, den man schon vor langer Zeit hätte kappen oder absterben lassen sollen, ehe er mit seiner miserablen DNS an anderer Stelle gesundes Wachstum hemmen konnte. Und doch leben wir noch heute in seinem verderblichen, tödlichen Schatten. Und kleine jüdische Kinder feiern Chanukka, um sich nicht von den zweifelhaften Mythen rund um Bethlehem ausgeschlossen zu fühlen, die mittlerweile in der düsteren Propaganda aus Mekka und Medina schrille Konkurrenz bekommen haben.

Kapitel neunzehn

Fazit: Die Notwendigkeit einer neuen Aufklärung

»Der Messias wird nicht kommen – er ruft nicht einmal an!«

Israelischer Hit

Der große Lessing drückte sich in seinem polemischen Schlagabtausch mit dem fundamentalistischen Prediger Goeze noch sehr milde aus. Und mit geziemender Bescheidenheit ließ er es so aussehen, als habe er in der Sache auch nur theoretisch eine Wahl. Doch dem ist nicht so: Wir haben nicht die Möglichkeit, zwischen absoluter Wahrheit und Glauben zu »wählen«. Uns bleibt nur, wenn jemand behauptet, die Offenbarung sei wahr, darauf hinzuweisen, dass er sich täuscht und versucht, auch andere zu täuschen – oder einzuschüchtern. Für den Geist ist es freilich in jedem Falle besser und gesünder, den Pfad des Skeptizismus und der Forschung zu »wählen«, weil wir nur, wenn wir diese Fähigkeiten ständig einüben, überhaupt

etwas erreichen können. Wohingegen Religionen, wie es Simon Blackburn in seiner Studie zu Platons *Der Staat* so geistreich formulierte, lediglich »fossilierte Philosophien« sind, eine Art Philosophie ohne Fragen.[1] Wenn man Dogma und Glaube dem Zweifel und dem Experiment vorzieht, so ist das nichts anderes, als wenn man die reifenden Weintrauben wegwirft und sich stattdessen auf die süße Billigbrause stürzt. Thomas von Aquin verfasste einmal eine Schrift über die Dreifaltigkeit und legte sie, weil er sie in aller Bescheidenheit als eines seiner geschliffeneren Werke erachtete, auf den Altar von Notre-Dame, auf dass Gott höchstselbst seine Arbeit in Augenschein nehmen und dem Doctor Angelicus seine geschätzte Meinung mitteilen könne. Hier befand sich Thomas von Aquin, nebenbei bemerkt, auf dem gleichen Holzweg wie die Nonnen, die im Kloster beim Bade ein Leintuch vorhängten: Sie glaubten, Gottes Blick werde durch dieses bescheidene Hilfsmittel vom unverhüllten weiblichen Körper abgelenkt, und vergaßen, dass er doch dank seiner Allwissenheit und Allgegenwart überall jederzeit alles »sehen« konnte und dass er somit gewiss auch durch die Wände und Decken des Nonnenklosters »sah«, hinter denen er dann unvermittelt das Leintuch vorfand. Vielleicht sollten die

Nonnen ja auch eigentlich davon abgehalten werden, ihren eigenen Körper oder, besser gesagt, den der anderen näher zu betrachten.

Wie dem auch sei: Als Thomas von Aquin später feststellte, dass Gott seine Abhandlung tatsächlich wohlwollend zur Kenntnis genommen hatte – eine Auszeichnung, die er als einziger Autor für sich reklamierte –, sahen ihn die anderen Mönche und Novizen in der Kathedrale glückselig in der Luft schweben. Dafür gibt es natürlich Augenzeugen.

An einem Frühlingstag im Jahre 2006 begab sich der iranische Präsident Ahmadinedschad in Begleitung seines Kabinetts zu einem Brunnen, der zwischen der Hauptstadt Teheran und der heiligen Stadt Kum liegt. Es soll sich dabei um die Zisterne handeln, in der sich im Jahr 873 der Zwölfte Imam im Alter von fünf Jahren versteckt hat. Der »Verborgene« Imam ward seither nicht mehr gesehen, wird aber eines Tages mit seiner lang erwarteten und erhofften Wiederkehr die Welt erstaunen und erlösen. Bei seiner Ankunft nahm Ahmadinedschad eine Papierrolle zur Hand und warf sie in den Brunnen, um den Verborgenen Imam hinsichtlich der Fortschritte des Iran in Sachen Atomspaltung und Urananreicherung auf den neusten Stand zu

bringen. Man sollte doch annehmen, dass sich der Imam unabhängig von seinem momentanen Aufenthaltsort über solcherlei Entwicklungen informieren könnte, doch irgendwie musste es dieser Brunnen sein, der als eine Art Briefkasten diente. Präsident Ahmadinedschad war, dies sei hinzugefügt, kurz zuvor von den Vereinten Nationen in New York zurückgekehrt. Dort hatte er eine Rede gehalten, die viele Iraner in einer Liveübertragung gesehen hatten und über die im Radio und im Fernsehen ausgiebig berichtet worden war. Bei seiner Rückkehr in den Iran teilte er seinen Anhängern mit, er sei während seiner gesamten Rede in helles grünes Licht getaucht gewesen – Grün ist die Lieblingsfarbe des Islam –, und aufgrund dieses göttlichen Lichtes habe in der Generalversammlung absolute Stille geherrscht. Obwohl es sich um ein sehr persönliches Phänomen handelte – er war offenbar der Einzige gewesen, dem es auffiel –, sah der Präsident darin ein weiteres Zeichen für die nahende Rückkehr des Zwölften Imams, ja eine Bestätigung seines ehrgeizigen Zieles, die Islamische Republik Iran, so tief sie auch in Armut, Repression, Stagnation und Korruption abgerutscht war, zu einer Atommacht zu machen. Wie Thomas von Aquin aber ging er davon aus, dass der Zwölfte, der Verborgene

Imam das Dokument nur lesen konnte, wenn er es ihm direkt vorlegte.

Ich habe schon viele schiitische Zeremonien und Prozessionen erlebt und war daher nicht sonderlich überrascht, als ich erfuhr, dass sie in Form und Liturgie dem Katholizismus entlehnt sind. Zwölf Imame, einer von ihnen derzeit im Verborgenen auf seine Wiederkehr oder sein Wiedererwachen wartend. Ein wahnsinniger Märtyrerkult vor allem um den Tod des dritten Imams Hussein, der in der bitteren Schlacht auf der trostlosen Ebene von Kerbela verlassen und verraten ums Leben kam. Prozessionen von Flagellanten, die sich in tiefster Trauer und Schuldbewusstsein darüber ergehen, wie ihr einstiger Führer geopfert und im Stich gelassen wurde. Der masochistische schiitische Feiertag Aschura weist große Ähnlichkeit mit der Semana Santa auf, der »heiligen Woche«, in der von Männern in Kapuzenmänteln Kreuze und Fackeln durch Spaniens Straßen getragen werden. Wieder stellt sich heraus, dass die monotheistischen Religionen plagiierte Plagiate unverbürgter Gerüchte sind, die sich zurückbeziehen auf ein paar wenige frei erfundene Pseudoereignisse.

Das bedeutet aber auch, dass, während ich diese

Worte schreibe, eine Spielart der Inquisition drauf und dran ist, die Atombombe an sich zu reißen. Unter der lähmenden Herrschaft der Religion ist die großartige, erfindungsreiche und hoch entwickelte Kultur Persiens völlig aus dem Tritt geraten. Schriftsteller, Künstler und Intellektuelle sind überwiegend im Exil oder werden von der Zensur mundtot gemacht. Frauen sind Eigentum und sexuelle Beute der Männer. Die meisten jungen Leute verfügen nur über eine Halbbildung und sind arbeitslos. Nach einem Vierteljahrhundert theokratischer Herrschaft exportiert der Iran noch das Gleiche wie zu Beginn dieser Theokratie: Pistazien und Teppiche. Moderne und technischer Fortschritt sind an dem Land vorübergegangen – einzige Ausnahme ist die Atomtechnik.

Damit erreicht die Konfrontation von Glaube und Kultur eine völlig neue Stufe. Bis vor nicht allzu langer Zeit mussten die Länder, die den geistlichen Weg einschlugen, einen hohen Preis dafür bezahlen. Ihre Gesellschaft verkam, die Wirtschaft schrumpfte, die Talente verkümmerten oder verließen das Land, und ständig wurden diese Länder von Gesellschaften ausgestochen, die gelernt hatten, ihren religiösen Impuls zu zähmen und vom Staat zu trennen. Ein Land wie

Afghanistan verrottete. Als wäre das nicht schon schlimm genug, wurde von dort die heilige Order ausgegeben, am 11. September 2001 zwei berühmte Errungenschaften der Moderne – den Wolkenkratzer und das Flugzeug – für ein Menschenopfer zu missbrauchen. In der folgenden Phase, die in hysterischen Predigten unzweideutig angekündigt wurde, sollten sich apokalyptische Nihilisten mit Weltuntergangswaffen ausrüsten. Die gläubigen Fanatiker waren nicht imstande gewesen, etwas Nützliches oder Schönes wie einen Wolkenkratzer oder ein Passagierflugzeug zu erschaffen. Doch in Fortsetzung ihrer langen Tradition des Plagiats konnten sie sich ihrer bemächtigen und sie negativ ummünzen.

Dieses Buch handelt von einer der ältesten Auseinandersetzungen der Menschheitsgeschichte. Fast jede Woche, in der ich daran gearbeitet habe, musste ich meinen Schreibtisch verlassen und in die laufende Debatte eingreifen. Die Auseinandersetzungen wurden zunehmend hässlicher: Statt mit einem wortgewandten alten Jesuiten in Georgetown zu diskutieren, musste ich in die dänische Botschaft eilen, um meine Solidarität zu bekunden, während andere Botschaften Dänemarks in Flammen aufgingen, weil in einer Zei-

tung in Kopenhagen ein paar Karikaturen erschienen waren. Diese jüngste Konfrontation war besonders deprimierend. Als Reaktion darauf, dass islamische Banden die diplomatische Immunität verletzten und Todesdrohungen gegen einfache Bürger ausstießen, verdammten Seine Heiligkeit der Papst und der Erzbischof von Canterbury – die Karikaturen! In meinem Gewerbe wetteiferten die Kollegen um die schnellste Kapitulation, indem sie über die strittigen Bilder berichteten, ohne sie zu zeigen – und das zu einer Zeit, in der die Massenmedien bereits fast ausschließlich vom Bild beherrscht sind. Euphemistisch wurde getönt, man müsse »Respekt« zeigen, doch ich kenne eine Reihe der betreffenden Chefredakteure und kann mit Bestimmtheit sagen, dass das Hauptmotiv für ihre »Zurückhaltung« schlichtweg Angst war. Anders ausgedrückt: Einer Handvoll religiöser Rabauken und Maulhelden gelang es, die Tradition der freien Meinungsäußerung in ihrem Herkunftsgebiet, nämlich den westlichen Ländern, auszuhöhlen. Und das im Jahre 2006! Zum niederen Motiv der Angst kommt der moralisch träge Relativismus hinzu: Einer nichtreligiösen Gruppe, die anderen Gewalt androht und antut, hätte man niemals einen so leichten Sieg ermöglicht, und erst recht hätte man ihr keine Entschul-

digungen zurechtgelegt – nicht dass die Täter selbst welche geliefert hätten.

In der Zeitung war derweil zu lesen, die größte Studie, die jemals zum Gebet durchgeführt wurde, habe ergeben, dass es keinerlei Korrelation zwischen einem Fürsprachegebet und der Genesung eines Patienten gebe, abgesehen vielleicht davon, dass Patienten, die wissen, dass ein Gebet für sie gesprochen wird, nach einer Operation häufiger unter Komplikationen leiden als diejenigen, die es nicht wissen – was meines Erachtens nichts beweist. An anderer Stelle wurde berichtet, dass engagierte und geduldige Forscher in einem entlegenen Teil der kanadischen Arktis mehrere Skelette eines großen Fisches gefunden haben, der vor dreihundertfünfundsiebzig Millionen Jahren lebte und Zehen, Proto-Handgelenke, Ellbogen und Schultern aufweist. Dieses Tier, dem die im Nunavut-Territorium lebenden Inuit den Namen Tiktaalik gaben, ist neben dem Archäopteryx, einer Übergangsform zwischen Dinosauriern und Vögeln, eines der lang gesuchten fehlenden Bindeglieder, die uns weitere Aufklärung über unsere Herkunft erlauben. Derweil belagerten Vertreter des »Intelligent Design« wieder einmal eine Schulbehörde und forderten, man möge

den Kindern ihren Schund beibringen. Vor meinem inneren Auge entwickelten sich diese konträren Ereignisse zu einer Art Rennen: Während Forschung und Vernunft einen winzigen Schritt nach vorne taten, gelang den Kräften der Barbarei ein gewaltiger und bedrohlicher Sprung – diese Leute *wissen*, dass sie recht haben, und wollen, wie Robert Lowell es in einem anderen Kontext einmal schrieb, eine eiserne Herrschaft der Frömmigkeit errichten.[2]

Die Religion rühmt sich gar eines speziellen Zweiges ihrer selbst, der sich dem Studium der letzten Dinge widmet. Er nennt sich »Eschatologie« und brütet unaufhörlich über dem Hinscheiden alles Irdischen. Dieser Todeskult will einfach kein Ende nehmen, obwohl wir allen Grund zu der Annahme haben, dass uns außer den »irdischen Dingen« nichts erwartet. Vor uns aber liegen die für sich schon lohnende Erforschung und Erklärung eines ganzen Kosmos. Sie eröffnen dem Durchschnittsmenschen ein Wissen, über das nicht einmal Darwin oder Einstein verfügten, und versprechen an Wunder grenzende Fortschritte in der Medizin, der Energiegewinnung und dem friedlichen Austausch zwischen den Kulturen. Und dem ziehen Millionen von Menschen in allen Gesellschaften die

Mythen der Höhlen, Sippen und Blutopfer vor. Der verstorbene Stephen Jay Gould entwickelte die NOMA-Theorie *(non-overlapping magisteria),* nach der Wissenschaft und Religion zwei Gebiete sind, die sich nicht überlappen, was nicht ausschließt, dass sie völlig gegensätzlich sind.

Der Religion gehen die Rechtfertigungen aus. Dank des Fernrohrs und des Mikroskops hat sie keinerlei wichtige Erklärungen mehr zu bieten. Wo sie einst durch ihre völlige Kontrolle der Weltsicht in der Lage war, das Aufkommen von Rivalen zu verhindern, kann sie heute die messbaren Fortschritte, die gemacht werden, nur noch behindern und verzögern – oder versuchen, sie rückgängig zu machen. Manchmal, das ist wahr, räumt sie Fortschritte raffiniert ein. Das geschieht allerdings nur zu dem Zweck, sich selbst die Wahl zu lassen zwischen Bedeutungslosigkeit und Obstruktion, zwischen Machtlosigkeit und offenem Widerstand, und wenn sie dann die Wahl hat, entscheidet sie sich reflexhaft für die schlechtere der beiden Möglichkeiten. Konfrontiert mit ungeahnten Erkenntnissen über unser noch in der Entwicklung befindliches Gehirn, die entferntesten Bereiche des bekannten Universums und die Proteine und Säuren, aus

denen wir bestehen, hat die Religion den Untergang im Namen Gottes anzubieten oder das falsche Versprechen, dass wir, wenn wir unsere Vorhaut mit dem Messer traktieren, in die richtige Himmelsrichtung beten oder eine Hostie zu uns nehmen, »errettet« werden. Das ist, als werfe jemand von einer köstlichen und duftenden Frucht, die mühsam und liebevoll außerhalb der Saison in einem speziellen Treibhaus gezogen wurde, Fruchtfleisch und Saft weg und kaue missmutig auf dem Kern herum.

Was wir vor allem brauchen, ist eine neue Aufklärung, die als zentrale Forschungsgebiete der Menschheit den Menschen anerkennt, Mann *und* Frau. Diese Aufklärung stützt sich nicht mehr wie ihre Vorgängerin auf heroische Einzelerfolge einiger weniger genialer und außergewöhnlich mutiger Menschen. Sie ist für jeden Durchschnittsmenschen erreichbar. Das Studium der Literatur sowohl um ihrer selbst als auch um der zeitlosen ethischen Fragen willen, mit denen sie sich befasst, kann heute die Lektüre heiliger Texte ablösen, die sich als korrupt and konstruiert entpuppt haben. Die ungehinderte wissenschaftliche Forschung und die breite Verfügbarkeit neuer Erkenntnisse mittels einfacher elektronischer Hilfsmittel wird Wissen-

schaft und Entwicklung revolutionieren. Sehr wichtig ist auch die Trennung von Sexualleben auf der einen und Angst, Krankheit und Tyrannei auf der anderen Seite, die zumindest möglich wird, wenn nur erst alle Religionen aus der Debatte verbannt sind. All das und mehr ist zum ersten Mal in unserer Geschichte für alle Menschen erreichbar, ja zum Greifen nahe.

Nur ein naiver Utopist kann aber davon ausgehen, dass sich diese neue menschliche Zivilisation »fortschreitend« und geradlinig entwickeln wird. Erst müssen wir unsere Vorgeschichte hinter uns lassen und uns den Händen entwinden, die uns zu den Katakomben, den muffigen Altären und der schuldbeladenen Sucht nach Unterwerfung und Unterwürfigkeit zurückzerren wollen. Mit den Worten »Erkenne dich selbst« wiesen die Griechen sanft auf die tröstende Wirkung der Philosophie hin. Um den Geist dafür frei zu bekommen, müssen wir den Feind erkennen und bereit sein, gegen ihn zu kämpfen.

Danksagung

Ich habe mein Leben lang an diesem Buch geschrieben und beabsichtige, weiter daran zu schreiben. Die vorliegende Version aber konnte ich nur fertigstellen dank der hervorragenden Zusammenarbeit zwischen meinem Agenten Jonathan Karp und meinem Verleger Steve Wasserman. Ich wünsche allen Autoren so umsichtige und gebildete Freunde und Verbündete. Und ich wünsche allen Autoren so einen geschickten und entschlossenen Bücherdetektiv wie Windsor Mann.

Mein alter Schulfreund Michael Prest war der Erste, der mir klarmachte, dass die Schulbehörde uns zwar verpflichten konnte, am Gottesdienst teilzunehmen, uns aber nicht zum Beten zwingen konnte. Ich werde nie vergessen, wie er aufrecht dastand, während andere scheinheilig knieten oder sich beugten, und wie ich eines Tages beschloss, es ihm gleichzutun. Jegliche Körperhaltung, die Unterwerfung und Kapitulation ausdrückt, sollte der Vorgeschichte angehören.

Ich konnte mich auf zahlreiche moralische Tutoren stützen, offizielle und inoffizielle, die sich zum Teil er-

heblichen intellektuellen Prüfungen unterziehen und großen Mut beweisen mussten, um mit dem Glauben ihrer Landsleute zu brechen. Einige von ihnen brächte ich noch immer in Gefahr, wenn ich ihren Namen nennen würde. Ich möchte stellvertretend Dr. Israel Shahak meinen Dank aussprechen, der mich mit Spinoza bekannt machte, Salman Rushdie, der in einer sehr düsteren Zeit tapfer Vernunft, Humor und Sprache walten ließ, Ibn Warraq und Irfan Khawaja, die beide die Höhe des Einsatzes auch recht gut kennen, und Dr. Michael Shermer, dem Inbegriff eines reformierten christlichen Fundamentalisten. Unter den vielen anderen, die bewiesen haben, dass Leben, Witz und Forschung dort beginnen, wo der Glaube endet, möchte ich namentlich dem Duo Penn & Teller und ihrem Kollegen James Randi (dem Houdini unserer Zeit) danken, die so fantastisch Schwindel und Mythos demaskieren, sowie Tom Flynn, Andrea Szalanski und allen anderen Mitarbeitern der Zeitschrift *Free Inquiry.* Ich stehe zudem enorm in der Schuld Jennifer Michael Hechts, die mir ihr hervorragendes Buch *Doubt: A History* zuschickte.

All die unbekannten Menschen, die in Welten leben, in denen Aberglaube und Barbarei noch immer vor-

herrschen, und denen ich wünsche, dass ihnen dieses Buch in die Hände fällt, möchte ich nicht mit einer überheblichen Predigt, sondern mit jener bescheidenen Weisheit Sigmund Freuds Mut zusprechen: »Die Stimme der Vernunft ist leise, aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör verschafft hat.« Darin und im Leben und Geist der bekannten und unbekannten Kombattanten liegt unsere größte Hoffnung.

Über die Jahre bin ich diesen Fragen oft gemeinsam mit Ian McEwan nachgegangen, aus dessen Werk die außergewöhnliche Fähigkeit spricht, dem Numinosen auf den Grund zu gehen, ohne Eingeständnisse an das Übernatürliche zu machen. Er hat auf subtile Weise demonstriert, dass das Natürliche bereits genügend Wunder in sich birgt. In einigen Gesprächen mit Ian – zum ersten Mal an der fernen uruguayischen Küste, an der Darwin so mutig an Land gegangen war, um Proben zu nehmen, und später in Manhattan – merkte ich, dass dieses Buch zu keimen begann. Ich bin sehr stolz, dass ich um seine Erlaubnis ersucht und sie erhalten habe, ihm diese Seiten zu widmen.

Bibliografie

Kapitel eins

1 George Eliot, *Middlemarch,* übers. von Rainer Zerbst, Stuttgart 1985, S. 1136.

2 Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke,* Berlin 1976, Bd. 1, S. 278 f.

Kapitel zwei

1 Mutter Teresa wurde von Daphne Barak interviewt; ihre Bemerkung über Prinzessin Diana findet sich im *Ladies Home Journal* vom April 1996.

2 Näheres zur Ermordung Jusra al-Asamis in Bethlehem im Editorial »Gaza Taliban?«, in: *New Humanist* 121 (1) vom Januar 2006, http://www.newhumanist.org.uk/volume121issue1comments.php?id=P1860_0_40_0_C. Siehe dazu auch Isabel Kershner, »The Sheikh's Revenge«, in: *Jerusalem Report* vom 20. März 2006.

3 Zu Abu Musab al-Sarkawis Brief an Osama bin Laden siehe http://www.state.gov/p/nea/rls/31694.htm.

4 Zur Geschichte der wiedergeborenen Kadetten an der Air Force Academy und Melinda Morton siehe Faye Fiore und Mark Mazzetti, »School's Religious Intolerance Misguided, Pentagon Reports«, in: *Los Angeles Times* vom 23. Juni 2005, S. 10;
Laurie Goodstein, »Air Force Academy Staff Found Promoting Religion«, in: *New York Times vom* 23. Juni 2005, S. A12;
David Van Biema, »Whose God Is Their Co-Pilot?«, in: *Time* vom 27. Juni 2005, S. 61, sowie United States Air Force, *The Report of the Headquarters Review Group Concerning the Religious Climate at the U.S. Air Force Academy* vom 22. Juni 2005.

5 Zu James Madisons Ansichten zur Verfassungsmäßigkeit religiöser Einrichtungen in der Regierung oder im öffentlichen Dienst siehe Lenni Brenner, »God's Bomber Pilots-in-Training«, in: *CounterPunch* vom 7. Juni 2005, http://www.counterpunch.org/brenner06072005.html.

6 Zu Charles Stanley und Tim LaHaye siehe Charles Marsh, »Wayward Christian Soldiers«, in: *New York Times* vom 20. Januar 2006.

Kapitel drei

1 William Golding, *Herr der Fliegen,* übers. von Hermann Stiehl, Frankfurt a.M. 1956, S. 189.

Kapitel vier

1 Zur Predigt von Bischof Cifuentes siehe die BBC-Sendung *Panorama,* ausgestrahlt am 27. Juni 2004.

2 Laura M. Kelley und Nicholas Eberstadt, »The Muslim Face of AIDS«, in: *Foreign Policy vom* Juli/August 2005.

3 Zur Religionskritik Daniel Dennetts siehe sein Buch *Breaking the Spell: Religion as a Natural Phenomenon,* New York 2006.

4 Tim LaHaye und Jerry B. Jenkins, *Der Triumph: Die letzten Tage der Erde,* Asslar 2005, S. 174.

5 Pervez Hoodbhoys Aussagen zu den pakistanischen Atomtests finden sich in der Ausgabe der Zeitschrift *Free Inquiry* vom Frühjahr 2002.

Kapitel fünf

1 E. P. Thompson, *The Making of the English Working Class,* New York 1966, S. 12.

2 Vater Coplestons Kommentar stammt aus seiner *History of Philosophy,* Bd. 3, Kent 1953.

Kapitel sechs

1 Joseph Conrad, *Die Schattenlinie,* übers. von Ernst Wagner, Frankfurt a. M. 1983, S. 7 f.

2 Theodor W. Adorno, *Minima Moralia: Reflexionen aus dem beschädigten Leben,* Frankfurt a. M. 1980.

3 Michael Shermer, *Why Darwin Matters: The Case Against Intelligent Design,* New York 2006, S. 17; die Hervorhebungen stammen von Shermer. Siehe auch Richard Dawkins, *Gipfel des Unwahrscheinlichen: Wunder der Evolution,* übers. von Sebastian Vogel, Reinbek 1999.

4 Charles Darwin, *Die Entstehung der Arten,* übers von Carl. W. Neumann, Stuttgart 2005, S. 245 f.

5 Zur Studie der University of Oregon siehe Jamie T. Bridgham, Sean M. Carroll und Joseph W. Thornton, »Evolution of Hormone-Receptor Complexity by Molecular Exploitation«, in: *Science 312* (5770) vom 7. April 2006, S. 97-101.

6 Stephen Jay Gould, *Zufall Mensch: Das Wunder des Lebens als Spiel der Natur,* übers. von Friedrich Griese, München 1991, S. 365.

7 Saul Bellow, *Die Abenteuer des Augie March,* übers. von Alexander Koval, Köln 1956, S. 5.

8 Zur Erforschung des menschlichen Genoms durch die University of Chicago siehe Nicholas Wade, »Still Evolving, Human Genes Tell New Story«, in: *New York Times* vom 7. März 2006, S. 11.

9 Voltaires Aussage »Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer« stammt aus dem »Épître à l'auteur du livre des trois imposteurs« (1770).

10 Zur Jungfrauengeburt vgl. Sam Harris, *The End of Faith: Religion, Terror, and the Future of Reason,* New York 2005.

Kapitel sieben

1 Israel Finkelstein und Neil Asher Silberman, *Keine Posaunen vor Jericho: Die archäologische Wahrheit über die Bibel,* übers. von Miriam Magall, München 2006.

2 Sigmund Freud, »Die Zukunft einer Illusion«, in: *Massenpsychologie und Ich-Analyse. Die Zukunft einer Illusion,* Frankfurt a. M. 1981.

3 Thomas Paine, *The Age of Reason,* in: *Collected Writings,* hg. von Eric Foner, New York 1995.

Kapitel acht

1 H. L. Mencken, *Treatise on the Gods,* Baltimore 1997, S. 176.

2 *Das Judas-Evangelium,* übers. von Hartmut Anger-müller und Lutz-Rainer Bettin, unter http://www.kirche-alt-lichtenberg.de/aktuell/judas-evange-lium.html.

3 C. S. Lewis, *Pardon, ich bin Christ: Meine Argu-mente für den Glauben,* Basel 2001, S. 56 ff.

4 Bart Ehrman, *Misquoting Jesus: The Story Behind Who Changed the Bible and Why,* New York 2005.

Kapitel neun

1 Zu den Gründen, aus denen Muslime den Koran im arabischen Original lesen müssen, siehe Zaiud-din Sardar und Zafar Abbas Malik, *Introducing Mu-hammad,* Cambridge 1994, S. 47.

2 Karen Armstrong, *Islam: A Short History,* New York 2000, S. 10.

3 Reza Aslan, *Kein Gott außer Gott: Der Glaube der Muslime von Muhammad bis zur Gegenwart,* übers. von Rita Seuß, München 2006, S. 88.

4 Christoph Luxenberg, *Die syro-aramäische Lesart des Koran: Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache,* Berlin 2004.

Kapitel zehn

1 Siehe Christopher Hitchens, *Missionary Position: Mother Teresa in Theory and Practice,* London 1995, S. 25 f. Das Zitat von Malcolm Muggeridge findet sich in Muggeridge, *Mutter Teresa: Leben und Wirken der Friedensnobelpreisträgerin,* übers. von Hans Schmidthüs, Freiburg i. Br. 1977, S. 35 ff.

2 Die Information zu Monica Besras Tumorerkrankung und Genesung stammt aus: Aroup Chattedee, *Mother Teresa: The Final Verdict,* Kalkutta 2003, S. 403-406.

3 Isaac Deutscher, *Trotzki: Der verstoßene Prophet 1929-1940,* übers. von Harry Maor, Stuttgart 1972, S. 320 f.

Kapitel elf

1 Sigmund Freud, *Massenpsychologie und Ich-Analyse. Die Zukunft einer Illusion,* Frankfurt a. M. 1981, S. 112.

2 Edward Gibbon, *Verfall und Untergang des Römischen Reiches,* übers. von Johann Sporschill, Nördlingen 1987, S. 23.

3 Thomas Hobbes, *Leviathan,* übers. von Walter Euchner, Frankfurt a. M. 1966, S. 340.

4 Mark Twains Formulierung »gedrucktes Chloroform« stammt aus *Durch dick und dünn,* übers. von Otto Wilck, Berlin 1973.

5 Zur heilenden Wirkung der Religion siehe Daniel Dennett, *Breaking the Spell: Religion as a Natural Phenomenon,* New York 2006.

6 James George Frazer, *Der goldene Zweig: Eine Studie über Magie und Religion,* übers. von Helen von Bauer, Köln/Berlin 1968.

7 Im Kapitel »Typen der Herrschaft« seines posthum veröffentlichten Werkes *Wirtschaft und Gesellschaft,* Tübingen 1922.

Kapitel zwölf

1 Zur Geschichte des Sabbatai Zwi siehe John Freely, *The Lost Messiah: In Search of Sabbatai Sevi,* London 2001.

Kapitel dreizehn

1 Vgl. William Lloyd Garrisons Brief an Reverend Samuel J. May vom 17. Juli 1845, abgedruckt in: *The Letters of William Lloyd Garrison,* hg. von Walter M. Merrill, Cambridge 1973, Bd. 3, S. 303, sowie in *The Liberator* vom 6. Mai 1842.

2 Zu Lincoln siehe Susan Jacoby, *Freethinkers: A History of American Secularism,* New York 2004, S. 118.

3 Zur Rechtfertigung der Sklaverei durch Botschafter Abdrahaman siehe Christopher Hitchens, *Thomas Jefferson: Author of America,* New York 2003, S. 128.

4 Evelyn Waugh, *Wiedersehen mit Brideshead,* übers. von Franz Fein, Frankfurt a. M. 1964, S. 75.

5 Zum ruandischen Genozid siehe Philip Gourevitch, *Wir möchten Ihnen mitteilen, dass wir morgen mit unseren Familien umgebracht werden: Berichte aus Ruanda,* übers. von Meinhard Büning, Berlin 1999, Zitate S. 165 und S. 169.

Kapitel vierzehn

1 Brian Victoria, *Zen, Nationalismus und Krieg,* übers. von Theo Kierdorf, Berlin 1999, Zitate S. 70, 128 und 131 f.

Kapitel sechzehn

1 James Joyce, *Porträt des Künstlers als junger Mann,* übers. von Klaus Reichert, Berlin 1972, S. 149.

2 Mary McCarthy, *Eine katholische Kindheit: Erinnerungen,* übers. von Maria Dessauer, Darmstadt 1981.

3 Joseph Schumpeter entwickelte das Modell von der »schöpferischen Zerstörung« in seinem Werk *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie,* erstmals erschienen 1942, dt. Bern 1946.

4 Maimonides' Einlassungen zur Beschneidung sind zitiert in Leonard B. Glick, *Marked in Your Flesh: Circumcision from Ancient Judea to Modern America,* New York 2005, S. 64 ff.

Kapitel siebzehn

1 Erschienen 1951, dt. 1955 in der von Arendt bearbeiteten und veränderten Fassung *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft.*

2 George Orwell, »Zur Verhinderung von Literatur«, in: *Rache ist sauer: Essays,* übers. von Felix Gasbarra, Zürich 2003, S. 83 f.

3 Richard Crossman, »Vorwort zu den Bekenntnissen«, in: *Ein Gott, der keiner war,* Köln 1952, S. 11.

4 Bertrand Russell, *Die Praxis und Theorie des Bolschewismus,* übers. von Günther Schwarz, Darmstadt 1987.

5 John Cornwell, *Pius XII: Der Papst, der geschwiegen hat,* übers. von Klaus Kochmann, München 1999, S. 164. Die folgenden Zitate finden sich auf S. 253 und S. 251 f.

6 Zum angeblichen Einstein-Zitat siehe William Waterhouse, »Misquoting Einstein«, in: *Sceptic* 12, Nr. 3, S. 60 f.

7 Das echte Einstein-Zitat ist nachzulesen in Albert Einstein, *Mein Weltbild,* hg. von Carl Seelig, Zürich 2005.

8 Czeslaw Milosz, *Verführtes Denken,* übers. von Alfred Loepfe, Köln/Berlin 1955, S. 201.

9 Zu H. L. Menckens Sozialdarwinismus siehe Mencken, *Treatise on the Gods,* Baltimore 1997, S. 176.

Kapitel achtzehn

1 Lukrez: *Über die Natur der Dinge,* übers. von Hermann Diels, in: *Philosophie von Platon bis Nietzsche,* Digitale Bibliothek, S. 6185 f.

2 Der ganze Wortlaut des Banns findet sich in Jacob Freudenthal, *Die Lebensgeschichte Spinozas in Quellenschriften, Urkunden und nichtamtlichen Nachrichten,* Leipzig 1899, S. 48-54.

3 Einsteins Aussage zu »Spinozas Gott« ist zitiert in Jennifer Michael Hecht, *Doubt: A History,* New York 2003, S. 447. Siehe auch Ronald W. Clark, *Albert Einstein: Leben und Werk. Biographie,* übers. von Monika Raeithel-Thaler, München 1979.

4 Das Zitat stammt aus *Die romantische Schule,* siehe dazu auch das Heine-Zitat in Joseph Ratners Einführung zu *The Philosophy of Spinoza: Selected From His Chief Works,* New York 1927.

5 Zu Pierre Bayle siehe Ruth Wheelan, »Bayle, Pierre«, in: *The New Encyclopedia of Unbelief,* hg. von Tom Flynn, Amherst 2006.

6 Penelope Lively, *Moon Tiger,* übers. von Ulrike Budde, München 2001, S. 15.

7 Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft,* in: *Philosophie von Platon bis Nietzsche,* Digitale Bibliothek, S. 24359.

8 Matteo de Vincentis Aussage findet sich bei Jennifer Michael Hecht, S. 287. Siehe dazu auch Nicholas Davidson, »Unbelief and Atheism in Italy, 1500-1700«, in: *Atheism from the Reformation to the Enlightenment,* hg. von Michael Hunter und David Wootton, Oxford 1992, S. 63.

9 *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten,* in: *Philosophie von Platon bis Nietzsche,* S. 25006.

10 Benjamin Franklin, *The Autobiography and Other Writings,* New York 1986, S. 213.

11 Hume, *Dialoge über die natürliche Religion,* in: *Philosophie von Platon bis Nietzsche,* S. 15590.

12 Zu Paine und seinen religiösen Ansichten siehe Jennifer Michael Hecht, S. 356 f.

13 Die Einstein-Zitate sind bei Jennifer Michael Hecht, S. 447, zu finden. Siehe auch *Albert Einstein: Briefe,* hg. von Helen Dukas, Zürich 2005.

Kapitel neunzehn

1 Simon Blackburn, *Platon: Der Staat. Bücher, die die Welt veränderten,* übers. von Andreas Hetzel, München 2007.

2 Das Zitat von Robert Lowell findet sich in Walter Kim, »The Passion of Robert Lowell«, in: *New York Times* vom 26. Juni 2005.

•